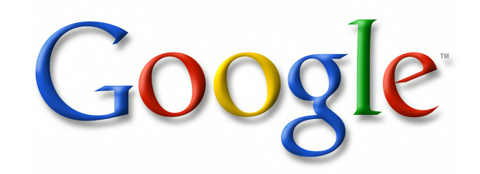
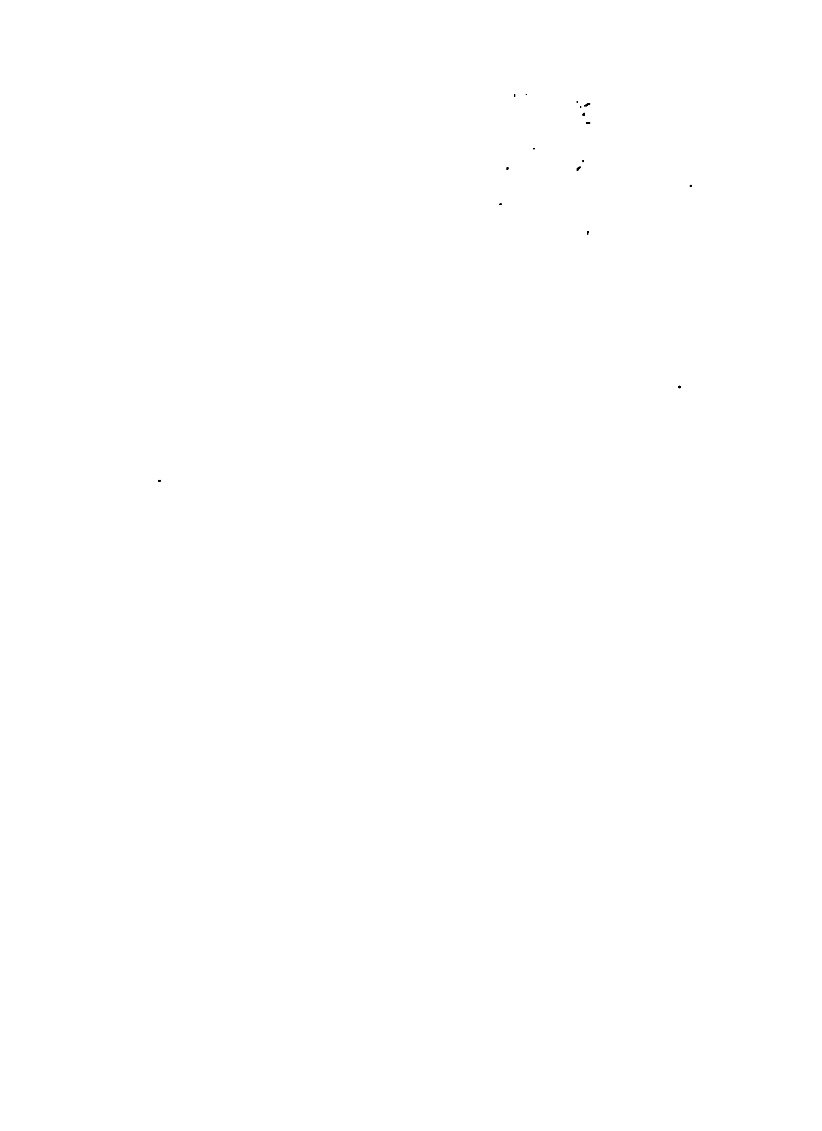












Das

Belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.



Ka[illegible]sbibliothek

der

klassischen Romane aller Nationen.

605ter bis 609ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Christo.

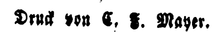
Sechstes bis zehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1846.


Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.



Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.



Der

Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Sechstes bis zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.









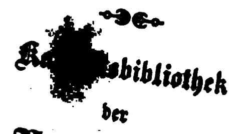
Das

lle- -istische Auslan

herausgegeben

von

Carl Spindler.



K sbibliothek

der

assischen Romane aller Nationen.

605ter bis 609ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Christo.

Sechstes bis zehntes Bändchen.

---

r Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

erlag der Franckh'schen Buchhandlung.

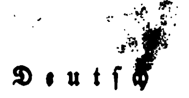
1846.

Druck von C. F. Mayer.

Sä[illegible] Werke

von

Alexandre Dumas.



Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Der Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Sechstes bis zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Blendung.

Die Sonne war ungefähr im Drittheile ihres Laufes angelangt und ihre Strahlen fielen warm und belebend auf die Felsen, welche selbst für die Wärme empfänglich zu sein schienen. Tausende von Grillen ließen, unsichtbar im Heidekraut, ihr eintöniges, unabläßiges Gemurmel vernehmen. Die Blätter der Myrten und Feigenbäume zitterten und gaben ein beinahe metallisches Geräusch von sich. Bei jedem Schritte, den Edmond auf dem erwärmten Granit that, machte er die smaragdgrünen Eidechsen entfliehen. Man sah in der Ferne auf den Abschüssen der Insel die wilden Ziegen springen, welche zuweilen die Jäger dahin locken; mit einem Worte, die Insel war bewohnt, belebt, und dennoch fühlte sich Edmond allein unter der Hand Gottes. Es erfaßte ihn irgend eine innere Bewegung, welche ziemlich viel Aehnlichkeit mit der Furcht hatte. Es war das Mißtrauen gegen den lichten Tag, das selbst in der Wüste vermuthen läßt, daß forschende Augen auf uns schauen.

Dieses Gefühl war so stark, daß Edmond in der Minute, wo er zur Arbeit schreiten wollte, inne hielt, seine Haue niederlegte, seine Flinte wieder aufnahm, zum letzten Male den höchsten Felsen der Insel erstieg, und von da einen weiten Blick auf Alles warf, was ih-

umgab. Aber was seine Aufmerksamkeit anzog, war weder das poetische Corsica, dessen Häuser er sogar unterscheiden konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekannte Sardinien, noch die Insel Elba mit den riesenhaften Erinnerungen, noch die unmerkliche Linie, die sich am Horizont ausdehnte und dem Auge des Seemanns das stolze Genua und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, es war die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Tartane, welche soeben die Anker gelichtet hatte; die erste war auf dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu verschwinden, die andere fuhr, dem entgegengesetzten Wege folgend, an Corsica hin und war im Begriff, diese Insel zu umsegeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmond; er lenkte nun seine Augen auf die Gegenstände zurück, die ihn mehr unmittelbar umgaben; auf dem höchsten Punkte der conischen Insel sah er sich als die gebrechliche Statue dieses ungeheuren Piedestals; unter ihm kein Mensch; um ihn her keine Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Base der Insel peitschte, welche das ewige Anschlagen mit einer silbernen Franse besetzte. Dann stieg er mit raschen Schritten, aber vorsichtig hinab: er hatte in diesem Augenblick gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen er so geschickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie gesagt, die Gegenspur der in den Felsen zurückgelassenen Kerben genommen und gesehen, daß diese Linie zu einem kleinen, wie ein Nymphenbad des Alterthums verborgenen, Krek führte. Dieses Krek war in seiner Oeffnung weit genug und in seinem Mittelpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug von der Art der Speronaren einlaufen und darin verborgen bleiben konnte. Den Faden der Schlüsse verfolgend, diesen Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den Geist auf eine so sinnreiche Weise hatte durch das Irrsal der Wahrscheinlichkeiten führen sehen, — dachte er, der Cardinal Spada habe in seinem Interesse, nicht bemerkt

zu werden, in diesem Krek gelandet, sein kleines Fahrzeug darin versteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieser Linie seinen Schatz vergraben. Dieser Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felsen zurückgeführt. Nur eines beunruhigte Edmond und stürzte alle seine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, diesen Felsen, welcher vielleicht fünfzig bis sechzigtausend Pfund schwer war, auf die Base emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

„Statt den Felsen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeschafft," sagte er zu sich selbst.

Und er eilte über den Felsen hinauf, um die Stelle seiner ersten Base zu suchen. Er sah in der That bald, daß, nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felsen von seiner Base herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felsen, so groß als ein gewöhnliches Werkstück, als Untersatz diente. Steine und Kiesel waren sorgfältig wieder an die entsprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflösung des Zusammenhangs verschwinden zu machen; diese, so zu sagen Maurerarbeit hatte man mit vegetabilischer Erde bedeckt, das Gras war gewachsen, das Moos hatte sich ausgebreitet, einige Myrten- und Mastixsamen hatten sich festgesetzt, und der alte Felsen schien an den Boden gelöthet. Dantes nahm vorsichtig die Erde weg und erkannte das sinnreiche Kunstwerk oder glaubte es wenigstens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue diese durch die Zeit verkittete Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Arm schieben konnte, geöffnet. Dantes fällte den stärksten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von seinen Zweigen, steckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu schwer und zu fest durch den untern Felsen unterlegt, als daß

eine menschliche Kraft, und wäre es die von Herkules g
wesen, ihn hätte erschüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er diese Unterlange sel
angreifen müsse, aber durch welches Mittel? Er scha
umher, wie es verlegene Menschen thun, und sein Bl
fiel auf sein Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo z
rückgelassen hatte; er lächelte: die höllische Erfindu
sollte das Werk verrichten.

Mit Hülfe seiner Haue grub Dantes zwischen d
oberen Felsen und demjenigen, auf welchem dieser ruh
einen Minengang, wie es die Pioniere zu thun pfleg
wenn sie dem Arme des Menschen eine zu große A
strengung ersparen wollen, dann verstopfte er ihn m
Pulver, fädelte sein Sacktuch aus, wälzte es im Sa
peter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lun
brannte, entfernte sich Dantes. Die Explosion ließ ni
auf sich warten; der obere Felsen wurde einen Auge
blick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, d
untere zersprang in Stücke. Durch die kleine Oeffnun
welche Dantes zuerst gemacht hatte, kam eine gan
Welt von zitternden Insekten hervor, und eine ungeheu
Natter, die Wächterin dieses geheimnißvollen Wege
wälzte sich auf ihren bläulichen Ringen fort und ve
schwand.

Dantes näherte sich. Nunmehr ohne Stütze, neig
sich der obere Felsen gegen den Abgrund. Der une
schütterliche Sucher machte die Runde um denselbe
wählte eine von den schwankendsten Stellen, stützte se
nen Hebel an eine seiner Ecken und stemmte sich m
seiner ganzen Kraft, einem Sisyphus ähnlich, geg
den Felsen. Bereits durch die Explosion erschütte
wankte der Fels; Dantes verdoppelte seine Anstrengun
Man hätte glauben sollen, einer von den Titanen rei
Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn d
Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich na
rollte, sprang, stürzte nieder und verschwand, sich i
versenkend. Er ließ einen kreisförmigen Pla

entblößt und brachte einen eisernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelöthet war.

Dantes stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine so glühende Wolke zog vor seinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieses augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kitte gebrochen, öffnete sich die Platte und entblößte den jähen Abhang einer Art von Treppe, welche sich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeschrei hineingestüzt, Dantes blieb stehen, erbleichte, zweifelte.

„Ruhig, ich will ein Mann sein," sagte er zu sich selbst. „Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuschung niederschlagen lassen, sonst hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Athem geöffnet war, zurücktritt und sich in die kalte Wirklichkeit verschließt. Faria hatte einen Traum; der Cardinal Spada hat nichts in dieser Grotte vergraben; vielleicht ist er sogar niemals hieher gekommen, oder wenn er hier gewesen, so ist Cesare Borgia, der unerschütterliche Abenteurer, der finstere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat seine Spur entdeckt, dieselben Zeichen verfolgt wie ich, diesen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabsteigend, nichts, zum Nehmen zurückgelassen."

Er blieb eine Minute unbeweglich, nachdenklich, die Augen auf die finstere Oeffnung geheftet.

„Ja, ja, das ist ein Abenteuer, das seine Stelle in dem von Licht und Schatten gemischten Leben dieses königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von seltsamen Ereignissen, welche den buntscheckigen Ein

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.



Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Der

Graf von Monte

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französische

von

Dr. August Zoller.

Sechstes bis zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Blendung.

Die Sonne war ungefähr im Drittheile ihres Laufes angelangt und ihre Strahlen fielen warm und belebend auf die Felsen, welche selbst für die Wärme empfänglich zu sein schienen. Tausende von Grillen ließen, unsichtbar im Heidekraut, ihr eintöniges, unablässiges Gemurmel vernehmen. Die Blätter der Myrten und Feigenbäume zitterten und gaben ein beinahe metallisches Geräusch von sich. Bei jedem Schritte, den Edmond auf dem erwärmten Granit that, machte er die smaragdgrünen Eidechsen entfliehen. Man sah in der Ferne auf den Abschüssen der Insel die wilden Ziegen springen, welche zuweilen die Jäger dahin locken; mit einem Worte, die Insel war bewohnt, belebt, und dennoch fühlte sich Edmond allein unter der Hand Gottes. Es erfaßte ihn irgend eine innere Bewegung, welche ziemlich viel Aehnlichkeit mit der Furcht hatte. Es war das Mißtrauen gegen den lichten Tag, das selbst in der Wüste vermuthen läßt, daß forschende Augen auf uns schauen.

Dieses Gefühl war so stark, daß Edmond in der Minute, wo er zur Arbeit schreiten wollte, inne hielt, seine Haue niederlegte, seine Flinte wieder aufnahm, zum letzten Male den höchsten Felsen der Insel erstieg, und von da einen weiten Blick auf Alles warf, was ihn

umgab. Aber was seine Aufmerksamkeit anzog, war
das poetische Corsica, dessen Häuser er sogar unters
konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekannte
dinien, noch die Insel Elba mit den riesenhaften E
rungen, noch die unmerkliche Linie, die sich am H
ausdehnte und dem Auge des Seemanns das stolze (
und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, e
die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Ta
welche soeben die Anker gelichtet hatte; die erste w
dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu vers
den, die andere fuhr, dem entgegengesetzten Wege fo
an Corsica hin und war im Begriff, diese Insel z
segeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmond; er lenkte nun
Augen auf die Gegenstände zurück, die ihn mehr un
bar umgaben; auf dem höchsten Punkte der conischen
sah er sich als die gebrechliche Statue dieses ungel
Piedestals; unter ihm kein Mensch; um ihn her
Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Ba
Insel peitschte, welche das ewige Anschlagen mit ein
bernen Franse besetzte. Dann stieg er mit raschen S
ten, aber vorsichtig hinab: er hatte in diesem Aug
gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen
geschickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie gesagt, die Gegenspur der i
Felsen zurückgelassenen Kerben genommen und g
daß diese Linie zu einem kleinen, wie ein Nymph
des Alterthums verborgenen, Kreк führte. Dieses
war in seiner Oeffnung weit genug und in seinem
telpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug v
Art der Speronaren einlaufen und darin verborgen
ben konnte. Den Faden der Schlüsse verfolgend,
Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den
auf eine so sinnreiche Weise hatte durch das Irrs
Wahrscheinlichkeiten führen sehen, — dachte er,
Cardinal Spada habe in seinem Interesse, nicht b

zu werden, in diesem Kreк gelandet, sein kleines Fahrzeug darin versteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieser Linie seinen Schatz vergraben. Dieser Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felsen zurückgeführt. Nur eines beunruhigte Edmond und stürzte alle seine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, diesen Felsen, welcher vielleicht fünfzig bis sechzigtausend Pfund schwer war, auf die Base emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

„Statt den Felsen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeschafft," sagte er zu sich selbst.

Und er eilte über den Felsen hinauf, um die Stelle seiner ersten Base zu suchen. Er sah in der That bald, daß, nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felsen von seiner Base herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felsen, so groß als ein gewöhnliches Werkstück, als Untersatz diente. Steine und Kiesel waren sorgfältig wieder an die entsprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflösung des Zusammenhangs verschwinden zu machen; diese, so zu sagen Maurerarbeit hatte man mit vegetabilischer Erde bedeckt, das Gras war gewachsen, das Moos hatte sich ausgebreitet, einige Myrten- und Mastixsamen hatten sich festgesetzt, und der alte Felsen schien an den Boden gelöthet. Dantes nahm vorsichtig die Erde weg und erkannte das sinnreiche Kunstwerk oder glaubte es wenigstens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue diese durch die Zeit verkittete Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Arm schieben konnte, geöffnet. Dantes fällte den stärksten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von seinen Zweigen, steckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu schwer und zu fest durch den untern Felsen unterlegt, als daß

eine menschliche Kraft, und wäre es die von Herkules gewesen, ihn hätte erschüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er diese Unterlange selbst angreifen müsse, aber durch welches Mittel? Er schaute umher, wie es verlegene Menschen thun, und sein Blick fiel auf sein Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte; er lächelte: die höllische Erfindung sollte das Werk verrichten.

Mit Hülfe seiner Haue grub Dantes zwischen dem oberen Felsen und demjenigen, auf welchem dieser ruhte, einen Minengang, wie es die Pioniere zu thun pflegen, wenn sie dem Arme des Menschen eine zu große Anstrengung ersparen wollen, dann verstopfte er ihn mit Pulver, fäbelte sein Sacktuch aus, wälzte es im Salpeter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lunte brannte, entfernte sich Dantes. Die Explosion ließ nicht auf sich warten; der obere Felsen wurde einen Augenblick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, der untere zersprang in Stücke. Durch die kleine Oeffnung, welche Dantes zuerst gemacht hatte, kam eine ganze Welt von zitternden Insekten hervor, und eine ungeheure Natter, die Wächterin dieses geheimnißvollen Weges, wälzte sich auf ihren bläulichen Ringen fort und verschwand.

Dantes näherte sich. Nunmehr ohne Stütze, neigte sich der obere Felsen gegen den Abgrund. Der unerschütterliche Sucher machte die Runde um denselben, wählte eine von den schwankendsten Stellen, stützte seinen Hebel an eine seiner Ecken und stemmte sich m' seiner ganzen Kraft, einem Sisyphus ähnlich, geg den Felsen. Bereits durch die Explosion erschütt wankte der Fels; Dantes verdoppelte seine Anstrengu Man hätte glauben sollen, einer von den Titanen r Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich n rollte, sprang, stürzte nieder und verschwand, sich re versenkend. Er ließ einen kreisförmigen

entblößt und brachte einen eisernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelöthet war.

Dantes stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine so glühende Wolke zog vor seinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieses augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kitte gebrochen, öffnete sich die Platte und entblößte den jähen Abhang einer Art von Treppe, welche sich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeschrei hineingestüzt, Dantes blieb stehen, erbleichte, zweifelte.

„Ruhig, ich will ein Mann sein," sagte er zu sich selbst. „Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuschung niederschlagen lassen, sonst hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Athem geöffnet war, zurücktritt und sich in die kalte Wirklichkeit verschließt. Faria hatte einen Traum; der Cardinal Spada hat nichts in dieser Grotte vergraben; vielleicht ist er sogar niemals hieher gekommen, oder wenn er hier gewesen, so ist Cesare Borgia, der unerschütterliche Abenteurer, der finstere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat seine Spur entdeckt, dieselben Zeichen verfolgt wie ich, diesen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabsteigend, nichts, zum Nehmen zurückgelassen."

Er blieb eine Minute unbeweglich, nachdenklich, die Augen auf die finstere Oeffnung geheftet.

„Ja, ja, das ist ein Abenteuer, das seine Stelle in dem von Licht und Schatten gemischten Leben dieses königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von seltsamen Ereignissen, welche den buntscheckigen Ein

Der

Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Sechstes bis zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen [illegible] g.
1846.

Erstes Kapitel.

Blendung.

Die Sonne war ungefähr im Drittheile ihres Laufes angelangt und ihre Strahlen fielen warm und belebend auf die Felsen, welche selbst für die Wärme empfänglich zu sein schienen. Tausende von Grillen ließen, unsichtbar im Heidekraut, ihr eintöniges, unabläßiges Gemurmel vernehmen. Die Blätter der Myrten und Feigenbäume zitterten und gaben ein beinahe metallisches Geräusch von sich. Bei jedem Schritte, den Edmond auf dem erwärmten Granit that, machte er die smaragdgrünen Eidechsen entfliehen. Man sah in der Ferne auf den Abschüssen der Insel die wilden Ziegen springen, welche zuweilen die Jäger dahin locken; mit einem Worte, die Insel war bewohnt, belebt, und dennoch fühlte sich Edmond allein unter der Hand Gottes. Es erfaßte ihn irgend eine innere Bewegung, welche ziemlich viel Aehnlichkeit mit der Furcht hatte. Es war das Mißtrauen gegen den lichten Tag, das selbst in der Wüste vermuthen läßt, daß forschende Augen auf uns schauen.

Dieses Gefühl war so stark, daß Edmond in der Minute, wo er zur Arbeit schreiten wollte, inne hielt, seine Haue niederlegte, seine Flinte wieder aufnahm, zum letzten Male den höchsten Felsen der Insel erstieg, und von da einen weiten Blick auf Alles warf, was ihn

umgab. Aber was seine Aufmerksamkeit anzog, war weder das poetische Corsica, dessen Häuser er sogar unterscheiden konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekannte Sardinien, noch die Insel Elba mit den riesenhaften Erinnerungen, noch die unmerkliche Linie, die sich am Horizont ausdehnte und dem Auge des Seemanns das stolze Genua und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, es war die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Tartane, welche soeben die Anker gelichtet hatte; die erste war auf dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu verschwinden, die andere fuhr, dem entgegengesetzten Wege folgend, an Corsica hin und war im Begriff, diese Insel zu umsegeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmond; er lenkte nun seine Augen auf die Gegenstände zurück, die ihn mehr unmittelbar umgaben; auf dem höchsten Punkte der conischen Insel sah er sich als die gebrechliche Statue dieses ungeheuren Piedestals; unter ihm kein Mensch; um ihn her keine Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Base der Insel peitschte, welche das ewige Anschlagen mit einer silbernen Franse besetzte. Dann stieg er mit raschen Schritten, aber vorsichtig hinab: er hatte in diesem Augenblick gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen er so geschickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie gesagt, die Gegenspur der in den Felsen zurückgelassenen Kerben genommen und gesehen, daß diese Linie zu einem kleinen, wie ein Nymphenbad des Alterthums verborgenen, Krek führte. Dieses Krek war in seiner Oeffnung weit genug und in seinem Mittelpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug von der Art der Speronaren einlaufen und darin verborgen bleiben konnte. Den Faden der Schlüsse verfolgend, diesen Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den Geist auf eine so sinnreiche Weise hatte durch das Irrsal der Wahrscheinlichkeiten führen sehen, — dachte er, der Cardinal Spada habe in seinem Interesse, nicht bemerkt

zu werden, in diesem Kreek gelandet, sein kleines Fahrzeug darin versteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieser Linie seinen Schatz vergraben. Dieser Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felsen zurückgeführt. Nur eines beunruhigte Edmond und stürzte alle seine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, diesen Felsen, welcher vielleicht fünfzig bis sechzigtausend Pfund schwer war, auf die Base emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

„Statt den Felsen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeschafft," sagte er zu sich selbst.

Und er eilte über den Felsen hinauf, um die Stelle seiner ersten Base zu suchen. Er sah in der That bald, daß, nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felsen von seiner Base herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felsen, so groß als ein gewöhnliches Werkstück, als Untersatz diente. Steine und Kiesel waren sorgfältig wieder an die entsprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflösung des Zusammenhangs verschwinden zu machen; diese, so zu sagen Maurerarbeit hatte man mit vegetabilischer Erde bedeckt, das Gras war gewachsen, das Moos hatte sich ausgebreitet, einige Myrten- und Mastixsamen hatten sich festgesetzt, und der alte Felsen schien an den Boden gelöthet. Dantes nahm vorsichtig die Erde weg und erkannte das sinnreiche Kunstwerk oder glaubte es wenigstens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue diese durch die Zeit verkittete Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Arm schieben konnte, geöffnet. Dantes fällte den stärksten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von seinen Zweigen, steckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu schwer und zu fest durch den untern Felsen unterlegt, als daß

eine menschliche Kraft, und wäre es die von Herkules ge wesen, ihn hätte erschüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er diese Unterlange selbs angreifen müsse, aber durch welches Mittel? Er schaut umher, wie es verlegene Menschen thun, und sein Blic fiel auf sein Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo zu rückgelassen hatte; er lächelte: die höllische Erfindun sollte das Werk verrichten.

Mit Hülfe seiner Haue grub Dantes zwischen den oberen Felsen und demjenigen, auf welchem dieser ruhte einen Minengang, wie es die Pioniere zu thun pflegen wenn sie dem Arme des Menschen eine zu große An strengung ersparen wollen, dann verstopfte er ihn mi Pulver, fädelte sein Sacktuch aus, wälzte es im Sal peter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lunt brannte, entfernte sich Dantes. Die Explosion ließ nich auf sich warten; der obere Felsen wurde einen Augen blick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, de untere zersprang in Stücke. Durch die kleine Oeffnung welche Dantes zuerst gemacht hatte, kam eine ganz Welt von zitternden Insekten hervor, und eine ungeheur Natter, die Wächterin dieses geheimnißvollen Weges, wälzte sich auf ihren bläulichen Ringen fort und verschwand.

Dantes näherte sich. Nunmehr ohne Stütze, neigte sich der obere Felsen gegen den Abgrund. Der unerschütterliche Sucher machte die Runde um denselben, wählte eine von den schwankendsten Stellen, stützte seinen Hebel an eine seiner Ecken und stemmte sich mit seiner ganzen Kraft, einem Sisyphus ähnlich, gegen den Felsen. Bereits durch die Explosion erschüttert, wankte der Fels; Dantes verdoppelte seine Anstrengung. Man hätte glauben sollen, einer von den Titanen reiße Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn der Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich nach, rollte, sprang, stürzte nieder und verschwand, sich im [illegible]ere versenkend. Er ließ einen kreisförmigen Platz

entblößt und brachte einen eisernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelöthet war.

Dantes stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine so glühende Wolke zog vor seinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieses augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kitte gebrochen, öffnete sich die Platte und entblößte den jähen Abhang einer Art von Treppe, welche sich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeschrei hineingestüzt, Dantes blieb stehen, erbleichte, zweifelte.

„Ruhig, ich will ein Mann sein," sagte er zu sich selbst. „Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuschung niederschlagen lassen, sonst hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Athem geöffnet war, zurücktritt und sich in die kalte Wirklichkeit verschließt. Faria hatte einen Traum; der Cardinal Spada hat nichts in dieser Grotte vergraben; vielleicht ist er sogar niemals hieher gekommen, oder wenn er hier gewesen, so ist Cesare Borgia, der unerschütterliche Abenteurer, der finstere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat seine Spur entdeckt, dieselben Zeichen verfolgt wie ich, diesen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabsteigend, nichts zum Nehmen zurückgelassen."

Er blieb eine Minute unbeweglich, nachdenklich, die Augen auf die finstere Oeffnung geheftet.

„Ja, ja, das ist ein Abenteuer, das seine Stelle in dem von Licht und Schatten gemischten Leben dieses königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von seltsamen Ereignissen, welche den buntscheckigen Einschlag

umgab. Aber was seine Aufmerksamkeit anzog, war weder das poetische Corsica, dessen Häuser er sogar unterscheiden konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekannte Sardinien, noch die Insel Elba mit den riesenhaften Erinnerungen, noch die unmerkliche Linie, die sich am Horizont ausdehnte und dem Auge des Seemanns das stolze Genua und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, es war die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Tartane, welche soeben die Anker gelichtet hatte; die erste war auf dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu verschwinden, die andere fuhr, dem entgegengesetzten Wege folgend, an Corsica hin und war im Begriff, diese Insel zu umsegeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmond; er lenkte nun seine Augen auf die Gegenstände zurück, die ihn mehr unmittelbar umgaben; auf dem höchsten Punkte der conischen Insel sah er sich als die gebrechliche Statue dieses ungeheuren Piedestals; unter ihm kein Mensch; um ihn her keine Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Base der Insel peitschte, welche das ewige Anschlagen mit einer silbernen Franse besetzte. Dann stieg er mit raschen Schritten, aber vorsichtig hinab: er hatte in diesem Augenblick gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen er so geschickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie gesagt, die Gegenspur der in den Felsen zurückgelassenen Kerben genommen und gesehen, daß diese Linie zu einem kleinen, wie ein Nymphenbad des Alterthums verborgenen, Krek führte. Dieses Krek war in seiner Oeffnung weit genug und in seinem Mittelpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug von der Art der Speronaren einlaufen und darin verborgen bleiben konnte. Den Faden der Schlüsse verfolgend, diesen Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den Geist auf eine so sinnreiche Weise hatte durch das Irrsal der Wahrscheinlichkeiten führen sehen, — dachte er, der Cardinal Spada habe in seinem Interesse, nicht bemerkt

zu werden, in diesem Krek gelandet, sein kleines Fahrzeug darin versteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieser Linie seinen Schatz vergraben. Dieser Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felsen zurückgeführt. Nur eines beunruhigte Edmond und stürzte alle seine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, diesen Felsen, welcher vielleicht fünfzig bis sechzigtausend Pfund schwer war, auf die Base emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

„Statt den Felsen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeschafft," sagte er zu sich selbst.

Und er eilte über den Felsen hinauf, um die Stelle seiner ersten Base zu suchen. Er sah in der That bald, daß, nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felsen von seiner Base herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felsen, so groß als ein gewöhnliches Werkstück, als Untersatz diente. Steine und Kiesel waren sorgfältig wieder an die entsprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflösung des Zusammenhangs verschwinden zu machen; diese, so zu sagen Maurerarbeit hatte man mit vegetabilischer Erde bedeckt, das Gras war gewachsen, das Moos hatte sich ausgebreitet, einige Myrten- und Mastixsamen hatten sich festgesetzt, und der alte Felsen schien an den Boden gelöthet. Dantes nahm vorsichtig die Erde weg und erkannte das sinnreiche Kunstwerk oder glaubte es wenigstens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue diese durch die Zeit verkittete Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Arm schieben konnte, geöffnet. Dantes fällte den stärksten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von seinen Zweigen, steckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu schwer und zu fest durch den untern Felsen unterlegt, als daß

eine menschliche Kraft, und wäre es die von Herkules g wesen, ihn hätte erschüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er diese Unterlange selb angreifen müsse, aber durch welches Mittel? Er schaut umher, wie es verlegene Menschen thun, und sein Blic fiel auf sein Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte; er lächelte: die höllische Erfindung sollte das Werk verrichten.

Mit Hülfe seiner Haue grub Dantes zwischen den oberen Felsen und demjenigen, auf welchem dieser ruhte, einen Minengang, wie es die Pioniere zu thun pflegen, wenn sie dem Arme des Menschen eine zu große Anstrengung ersparen wollen, dann verstopfte er ihn mit Pulver, fädelte sein Sacktuch aus, wälzte es im Salpeter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lunte brannte, entfernte sich Dantes. Die Explosion ließ nicht auf sich warten; der obere Felsen wurde einen Augenblick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, der untere zersprang in Stücke. Durch die kleine Oeffnung, welche Dantes zuerst gemacht hatte, kam eine ganze Welt von zitternden Insekten hervor, und eine ungeheure Natter, die Wächterin dieses geheimnißvollen Weges, wälzte sich auf ihren bläulichen Ringen fort und verschwand.

Dantes näherte sich. Nunmehr ohne Stütze, neigte sich der obere Felsen gegen den Abgrund. Der unerschütterliche Sucher machte die Runde um denselben, wählte eine von den schwankendsten Stellen, stützte seinen Hebel an eine seiner Ecken und stemmte sich mit seiner ganzen Kraft, einem Sisyphus ähnlich, gegen den Felsen. Bereits durch die Explosion erschüttert, wankte der Fels; Dantes verdoppelte seine Anstrengung. Man hätte glauben sollen, einer von den Titanen reiße Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn der Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich nach, rollte, sprang, stürzte nieder und verschwand, sich im [illegible]re versenkend. Er ließ einen kreisförmigen Platz

entblößt und brachte einen eisernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelöthet war.

Dantes stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine so glühende Wolke zog vor seinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieses augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kitte gebrochen, öffnete sich die Platte und entblößte den jähen Abhang einer Art von Treppe, welche sich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeschrei hineingestüzt, Dantes blieb stehen, erbleichte, zweifelte.

„Ruhig, ich will ein Mann sein," sagte er zu sich selbst. „Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuschung niederschlagen lassen, sonst hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Athem geöffnet war, zurücktritt und sich in die kalte Wirklichkeit verschließt. Faria hatte einen Traum; der Cardinal Spada hat nichts in dieser Grotte vergraben; vielleicht ist er sogar niemals hieher gekommen, oder wenn er hier gewesen, so ist Cesare Borgia, der unerschütterliche Abenteurer, der finstere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat seine Spur entdeckt, dieselben Zeichen verfolgt wie ich, diesen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabsteigend, nichts, zum Nehmen zurückgelassen."

Er blieb eine Minute unbeweglich, nachdenklich, die Augen auf die finstere Oeffnung geheftet.

„Ja, ja, das ist ein Abenteuer, das seine Stelle in dem von Licht und Schatten gemischten Leben dieses königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von seltsamen Ereignissen, welche den buntscheckigen Einschlag

seines Daseins bilden, mußte sich dieses fabelhafte Abe
teuer unsichtbar mit andern Dingen verketten. Ja, Bo
gia ist in einer Nacht hieher gekommen, in der einen Ha
eine Fackel, in der andern ein Schwert haltend, währe
zwanzig Schritte von ihm, düster und drohend, d
Erde, die Luft und das Meer beobachtend, zwei Sbirr
standen, indeß ihr Herr eintrat, wie ich es thun wi
und mit seinem flammenden, furchtbaren Arme die Fi
sterniß verjagte. Ja, aber was mag Cesare mit d
Sbirren gethan haben, denen er auf diese Art sein G
heimniß verrieth?" fragte sich Dantes. „Das," an
wortete er lächelnd, „was man mit den Bestattern v
Alarich gethan hat, welche man mit dem Beerdigt
begrub. Nun aber, da ich auf nichts mehr zähle, nu
da ich mir gesagt habe, daß es unsinnig wäre, ei
Hoffnung zu nähren, ist die Folge dieses Abenteue
für mich eine Folge der Neugierde, und nicht mehr."

Und er blieb abermals unbeweglich und nachsinnen

„Kam er indessen hieher," fuhr Dantes fort, „fa
er den Schatz und nahm er denselben, so wußte Borgi
der Mann, der Italien mit einer Artischocke verglich u
der es Blatt für Blatt verzehrte, seine Zeit zu gut
verwenden, als daß er sie damit verloren hätte, daß
diesen Felsen wieder auf seine Base stellte. Wir woll
hinabsteigen."

Und er stieg hinab, ein Lächeln auf den Lippen, u
murmelte das letzte Wort der menschlichen Weisheit:

„Vielleicht! . . ."

Aber statt der Finsterniß, die er zu finden erwart
hatte, statt einer undurchsichtigen schlechten Atmosphär
sah Dantes nur einen sanften, in bläuliches Tageslic
zersetzten Schimmer; Luft und Licht drangen nicht n
durch die Oeffnung, welche man angebracht hatte, so
dern auch durch unsichtbare Felsspalten des oberen B
dens, durch welche man das Azur des Himmels erblick
worauf die zitternden Zweige der grünen Eichen und d
dornigen Fasern der Brombeerstauden spielten. Na

einem Aufenthalte von ein paar Sekunden in dieser Höhle, deren mehr laue als feuchte, mehr duftende als fade Atmosphäre zu der Temperatur der Insel sich verhielt, wie der blaue Schimmer zu der Sonne, vermochte der, wie gesagt, an die Finsterniß gewöhnte Blick von Dantes die entferntesten Winkel der Höhle zu ergründen: sie war von einem Granit, dessen mit Flindern besäte Rauten wie Diamanten funkelten.

„Ach!“ sagte Edmond zu sich selbst, „das sind ohne Zweifel die Schätze, welche der Cardinal übrig gelassen hat und der gute Abbé wird sich, als er im Traume diese glänzenden Wände erblickte, mit seinen reichen Hoffnungen unterhalten haben!“

Aber Dantes erinnerte sich der Worte des Testaments, das er auswendig wußte: „In der entferntesten Ecke der zweiten Oeffnung,“ sagte das Testament.

Dantes war aber nur in die erste Grotte gedrungen und mußte nun den Eingang in die zweite suchen.

Dantes erforschte die Oertlichkeit. Diese zweite Grotte mußte sich natürlich in das Innere der Insel vertiefen. Er untersuchte die Steinlagen und schlug an eine von den Wänden, welche ihm diejenige zu sein schien, wo die ohne Zweifel mit großer Vorsicht maskirte Oeffnung sich finden mußte. Die Haue wiederhallte einen Augenblick und entlockte dem Felsen einen matten Ton, dessen Dichtigkeit den Schweiß auf der Stirne von Dantes perlen machte. Endlich kam es dem beharrlichen Gräber vor, als ob ein Theil der Granitmauer durch ein dumpferes, tieferes Echo den Ruf, der an sie erging, erwiederte. Er näherte seinen glühenden Blick der Wand und erkannte mit dem Takt des Gefangenen, was vielleicht kein Anderer erkannt hätte: nämlich daß hier eine Oeffnung sein mußte. Um sich jedoch keine unnöthige Arbeit zu machen, untersuchte Dantes, der wie Cesare Borgia den Werth der Zeit ergründet hatte, die anderen Wände mit seiner Haue, befragte den Boden mit dem Schafte seiner Flinte, öffnete den Sand,

an verdächtigen Stellen, und kehrte, als er nichts fand, nichts erkannte, zu demjenigen Theil der Wand zurück, welcher den tröstlichen Ton von sich gab. Hier mußte er wühlen.

Je mehr Beweise, daß Faria sich nicht getäuscht hatte, durch ihre Anhäufung Dantes beruhigen mußten, desto mehr gab sich sein schwaches Herz in Folge eines Geheimnisses der menschlichen Organisation dem Zweifel und beinahe der Entmuthigung hin. Diese neue Erfahrung, welche ihm eine neue Kraft hätte verleihen sollen, benahm ihm die Kraft, die ihm noch geblieben war; die Haue entfiel beinahe seinen Händen, er legte sie auf den Boden, trocknete sich die Stirne ab und stieg wieder an das Tageslicht hinauf, wobei er sich selbst den Vorwand gab, er wolle nachsehen, ob ihn Niemand bespähe, in Wirklichkeit aber, weil er der Luft bedurfte, weil er fühlte, daß er einer Ohnmacht nahe war.

Die Insel war öde und die Sonne, in ihrem Zenith, schien sie mit ihrem Feuerauge zu bedecken; in der Ferne öffneten kleine Fischerbarken ihre Flügel auf dem saphirblauen Meere. Dantes hatte noch nichts zu sich genommen, aber das Essen währte in einem solchen Augenblick viel zu lange; er goß sich einen Schluck Rhum in den Mund und kehrte mit befestigtem Herzen in die Grotte zurück. Die Haue, welche ihm schwer gedünkt hatte, war wieder leicht geworden; er hob sie auf, wie er es mit einer Feder gethan hätte und ging kräftig an die Arbeit. Nach einigen Schlägen bemerkte er, daß die Steine nicht fest gemauert, sondern nur über einander gelegt und mit einem Anwurf bedeckt waren; Edmond steckte in eine von den Spalten das Eisen der Haue, drückte auf den Stiel und sah zu seiner großen Freude den Stein wie auf Angeln rollen und zu seinen Füßen fallen. Nun hatte Dantes nur noch jeden Stein mit dem eisernen Zahn der Haue an sich zu ziehen, und einer nach dem andern rollte zu dem ersten.

Sobald eine Oeffnung gemacht war, hätte Dantes eintreten können, aber einige Augenblicke zögern hieß an die Hoffnung sich anklammernd die Gewißheit verzögern. Endlich ging Dantes von der ersten Grotte in die zweite.

Die zweite Grotte war niedriger, düsterer und furchtbarer anzuschauen, als die erste. Die Luft, welche nur durch die so eben gemachte Oeffnung eindrang, war von dem mephitischen Geruche geschwängert, welchen Dantes zu seinem Erstaunen in der ersten nicht gefunden hatte. Dantes ließ der äußeren Luft Zeit, diese todte Atmosphäre wiederzubeleben, und trat dann ein. Links von der Oeffnung war eine tiefe, finstere Ecke, doch für das Auge von Dantes gab es, wie gesagt, keine Finsterniß. Er untersuchte mit dem Blicke die zweite Grotte: sie war leer wie die erste. Der Schatz, wenn er bestand, war in der düsteren Ecke vergraben.

Die Stunde der Angst war gekommen; zwei Fuß Erde zu durchwühlen, das war Alles, was Dantes zwischen der höchsten Freude und der höchsten Verzweiflung blieb. Er schritt gegen die Ecke vor und griff, wie von einem plötzlichen Entschluß erfaßt, den Boden kühn an. Bei dem fünften oder sechsten Hiebe erscholl das Eisen auf Eisen. Nie brachte eine Todtenglocke eine solche Wirkung auf denjenigen, welcher sie hörte, hervor. Hätte Dantes nichts gefunden, er wäre sicherlich nicht bleicher geworden. Er untersuchte neben der Stelle, wo er bereits untersucht hatte, und fand denselben Widerstand, aber nicht denselben Ton.

„Es ist eine hölzerne Kiste mit eisernen Reifen,“ sagte er.

In diesem Augenblick zog ein rascher Schatten, das Licht abschneidend, vorüber. Dantes ließ seine Haue fallen, ergriff seine Flinte, schlüpfte durch die Oeffnung und stürzte an den Tag hinaus. Eine wilde Ziege war über den ersten Eingang der Grotte gesprungen, und weidete einige Schritte von da. Sie bot eine schön·

Gelegenheit, sich sein Mittagsmahl zu sichern, aber befürchtete, der Knall der Flinte könnte Jemand ziehen. Er dachte einen Augenblick nach, schnitt harzigen Baum ab, entzündete ihn an dem noch r den Feuer, woran die Schmuggler ihr Frühstück hatten, und kehrte mit dieser Fackel zurück. Er nicht den geringsten Umstand von dem, was er sehen verlieren.

Dantes näherte die Fackel dem ungestalten, endeten Loche und erkannte, daß er sich nicht g hatte. Seine Streiche hatten abwechselnd auf da und auf das Holz getroffen. Er steckte seine Fa die Erde und ging wieder an das Werk. In einem blick war eine Stelle drei Fuß lang und ungefäh Fuß breit abgeräumt, und Dantes vermochte eine erkennen, welche mit Reifen von eiselirtem Eisen war. In der Mitte des Deckels glänzte auf einer nen Platte, welche die Erde nicht hatte trüben das Wappen der Familie Spada, nämlich ein S über einen Pfahl gelegt auf einem ovalen Wappe wie die italienischen Schilde überhaupt sind, und ein Cardinalshut. Dantes erkannte es leicht, de Faria hatte ihm dasselbe so oft gezeichnet. Nun keinen Zweifel mehr, der Schatz wär hier; man nicht so viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, um an Platz eine leere Kiste zu bringen.

In einem Augenblick war die ganze Umgebu Kiste abgeräumt und Dantes sah nach und na mittlere Schloß, welches zwischen zwei Vorlegsc angebracht war, und die zwei Handhaben an den erscheinen; alles Dies war ciselirt, wie man i Zeiten ciselirte, wo die Kunst die gemeinsten kostbar machte. Dantes nahm die Kiste bei den haben und suchte sie aufzuheben: es war unm Dantes wollte sie öffnen; die Schlösser waren g sen: diese getreuen Wächter schienen ihren nicht herausgeben zu wollen. Er schob die schn

Seite seiner Haue zwischen die Kiste und den Deckel, drückte auf den Stiel der Haue, der Deckel krachte und zersprang. Eine weite Oeffnung der Bretter machte die Beschläge unnöthig, sie fielen ebenfalls ab, und die Kiste war offen.

Ein schwindelartiges Fieber ergriff Dantes, er nahm seine Flinte und stellte sie mit gespanntem Hahn neben sich. Anfangs schloß er die Augen, wie es die Kinder thun, um in der funkelnden Nacht ihrer Einbildungskraft mehr Sterne zu sehen, als sie an dem noch erleuchteten Himmel zählen können, dann öffnete er sie wieder und blieb geblendet.

Drei Abtheilungen schieden die Kiste: in der ersten glänzten die Goldthaler mit ihren röthlichgelben Reflexen, in der zweiten befanden sich in guter Ordnung aufgereihte, aber schlecht geglättete Goldstangen, welche vom Gold nur das Gewicht und den Werth hatten, aus der dritten endlich, welche halb voll war, zog Dantes handvollweise Diamanten, Perlen, Rubine heraus, die, eine glänzende Cascade, auf einander zurückfallend das Geräusch von Hagel auf Glasscheiben machten.

Nachdem er berührt, betastet, seine bebenden Hände in Gold und Edelsteine getaucht hatte, erhob sich Edmond wieder und lief durch die Höhlen mit der zitternden Exaltation eines Menschen, der dem Wahnsinne nahe ist. Er sprang auf einen Felsen, von wo er das Meer überschauen konnte, und sah nichts; er war allein, ganz allein mit diesen unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Reichthümern, welche ihm gehörten. Nur, wachte er oder träumte er? War es ein flüchtiger Traum oder umfaßte er Leib an Leib die Wirklichkeit?

Er mußte sein Gold wiedersehen, und dennoch fühlte er, daß er in dieser Minute nicht die Kraft hatte, seinen Anblick zu ertragen. Er drückte einen Augenblick beide Hände an den Kopf, als wollte er die Vernunft zu entfliehen verhindern: dann stürzte er durch die Insel, ohne einer bestimmten Richtung zu folgen, scheu : die

wilden Ziegen auf und erschreckte die Seevögel durch sein Geschrei und seine heftigen Geberden. Endlich kehrte er noch zweifelnd auf einem Umwege zurück, eilte von der ersten Grotte in die zweite und befand sich wieder im Angesicht der ungeheuren Gold- und Diamantenmine. Diesmal fiel er auf die Kniee, preßte seine Hände krampfhaft an sein springendes Herz und murmelte ein für Gott allein verständliches Gebet. Bald fühlte er sich ruhiger und folglich auch glücklicher, denn zu dieser Stunde erst fing er an, an sein Glück zu glauben.

Er begann sein Vermögen zu zählen; er fand tausend Goldstangen, jede von zwei bis drei Pfund; dann häufte er fünf und zwanzig tausend Goldthaler auf, von denen jeder achtzig Franken unserer gegenwärtigen Münze werth sein mochte, insgesammt mit dem Bildniß von Papst Alexander VI. und seinen Vorgängern, und er bemerkte, daß das Fach nur halb leer war; endlich maß er zehnmal die Weite seiner beiden Hände in Perlen, in Edelsteinen, in Diamanten, von denen viele, von den besten Goldschmieden der Zeit gefaßt, einen merkwürdigen Werth durch die Arbeit boten, abgesehen von ihrem innern Werthe.

Dantes sah den Tag sich neigen und allmälig erlöschen. Er befürchtete, überrascht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und ging seine Flinte in der Hand hinaus. Ein Stück Zwieback und einige Schlücke Wein waren sein Abendbrod. Dann setzte er den Stein wieder an seine Stelle, legte sich darauf und schlief, mit seinem Leibe den Eingang der Höhle bedeckend, nur wenige Stunden. Diese Nacht war eine von den köstlichen und schrecklichen, wie sie der junge Mann mit den niederschmetternden Erschütterungen schon zwei oder dreimal in seinem Leben erfahren hatte.

Zweites Kapitel.

Der Unbekannte.

Der Tag erschien: Dantes erwartete ihn längst mit offenen Augen. Bei seinen ersten Strahlen erhob er sich und stieg, wie am Tage vorher, auf den höchsten Felsen der Insel, um die Gegend zu erforschen. Es war Alles öde, wie am Tage vorher.

Edmond stieg wieder hinab, hob den Stein weg, füllte seine Taschen mit Edelsteinen, brachte, so gut er konnte, die Bretter und Beschläge der Kiste wieder an ihre Stelle, bedeckte sie mit Erde, stampfte diese Erde ein, warf Sand darauf, um die frisch umgewühlte Stelle dem übrigen Boden gleich zu machen, trat aus der Grotte hervor, legte die Platte wieder auf, häufte auf die Platte Steine von verschiedener Größe, stopfte Erde in die Zwischenräume, pflanzte in diese Myrten und Heidekraut, besprengte die neuen Pflanzungen, damit sie alt aussehen möchten, verwischte die Spuren seiner um diese Stelle her sichtbaren Tritte, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr seiner Gefährten. Es handelte sich nun in der That nicht mehr darum, seine Zeit mit Beschauung dieses Goldes und dieser Diamanten hinzubringen und, wie ein unnütze Schätze hütender Drache, auf der Insel Monte Christo zu verweilen; er mußte in das Leben, unter die Menschen zurückkehren, und in der Gesellschaft den Rang, den Einfluß, die Gewalt erlangen, welche in der Welt der Reichthum, die erste und größte der Kräfte verleihen, worüber das menschliche Geschöpf zu verfügen hat.

Am sechsten Tage kehrten die Schmuggler zurück. Dantes erkannte von Ferne den Gang und die Haltung der jungen Amalie; er schleppte sich zum Hafen r

der verwundete Philoctet, und als seine Gefährte
beten, verkündigte er ihnen, während er sich noch b
eine merkliche Besserung; dann hörte er seiner S
Erzählung der Abenteuerer. Das Unternehmen wa
allerdings gelungen; kaum aber hatten sie ihre
niedergelegt, als man sie durch Zeichen darauf a
sam machte, daß eine zur Bewachung in Toulon
Brigg den Hafen verlassen hatte und in ihrer R
steuerte; sie flüchteten sich sodann so hurtig, als
mochten, wobei sie nur bedauerten, daß Dantes, d
Schiffe so große Schnelligkeit zu verleihen wußte, n
war, um dasselbe zu lenken. Bald erblickten si
wirklich das Jagdschiff, aber mit Hülfe der Na
Capo Corso umsegelnd entgingen sie ihm. Die Fa
im Ganzen nicht schlecht gewesen, und Alle, Jac
sonders, beklagten es, daß Dantes dieselbe nicht mit
hatte, um seinen auf fünfzig Piaster sich belaufend
theil an dem Nutzen zu bekommen, den sie eing
hatte.

Edmond blieb unerforschlich, er lächelte nic
mal bei der Aufzählung der Vortheile, die ihm
flossen wären, wenn er die Insel hätte verlassen
und da die junge Amalie nur nach Monte
gekommen war, um ihn abzuholen, so schiffte er
und folgte dem Patron nach Livorno. In Livorn
er zu einem Juden und verkaufte für fünf und
tausend Franken das Stück vier von seinen kleinste
manten. Der Jude hätte sich erkundigen können
sich ein Fischer im Besitz von solchen Gegenständen
aber er hütete sich wohl, denn er gewann mehre
Franken auf jedem. Am andern Tage kaufte
ganz neue Barke, die er Jacopo schenkte, welch
außerdem noch hundert Piaster gab, damit er sic
anwerben könnte, Alles unter der Bedingung, d
copo nach Marseille ginge und dort Erkundigunge
einen Greis Namens Louis Dantes, welcher
ées de Meillan wohnte, und über ein Mädchen

Dorfe der Catalonier Namens Mercedes Erkundigung einzöge.

Jacopo glaubte, er träume. Edmond erzählte ihm, er sei aus Eigensinn, und weil ihm seine Familie das Geld zu seinem Unterhalt verweigert, Seemann geworden, aber bei seiner Ankunft in Livorno habe er die Verlassenschaft eines Oheims empfangen, der ihn zu seinem alleinigen Erben eingesetzt. Die höhere Erziehung von Dantes verlieh dieser Erzählung solche Wahrscheinlichkeit, daß Jacopo seine Angabe nicht einen Augenblick in Zweifel zog. Anderer Seits war die Dienstzeit von Edmond am Bord der schönen Amalie abgelaufen, und er verabschiedete sich von dem alten Seemann, der ihn Anfangs zurückzuhalten suchte, als er aber wie Jacopo die Geschichte von der Erbschaft erfuhr, auf die Hoffnung, den Entschluß seines ehemaligen Matrosen zu besiegen, Verzicht leistete.

Am andern Morgen ging Jacopo nach Marseille unter Segel; er sollte Edmond auf Monte Christo wiederfinden. An demselben Tage reiste Dantes ab, ohne zu sagen, wohin er ging; von der Mannschaft der jungen Amalie nahm er mit einem glänzenden Geschenk Abschied, und von dem Patron mit dem Versprechen, ihm eines Tags Nachricht von sich zu geben. Dantes reiste nach Genua.

In dem Augenblick, wo er ankam, versuchte man eine kleine Yacht, die ein Engländer bestellt hatte, der, als er hörte, die Genueser wären die besten Schiffsbauer des mittelländischen Meeres, eine in Genua erbaute Yacht haben wollte. Der Engländer hatte den Preis zu vierzigtausend Franken festgestellt; Dantes bot sechzigtausend unter der Bedingung, daß ihm das Schiff noch an demselben Tage übergeben würde. Der Engländer hatte eine Reise nach der Schweiz unternommen, bis sein Schiff vollendet wäre, und sollte er erst in drei Wochen oder einem Monat zurückkommen; der Schiffsbauer dachte, er hätte Zeit, ein anderes auf den an-

zu bringen. Dantes führte den Schiffsbauer zu
Juden, ging mit diesem in einen Hinterladen, un
Jude zahlte dem Schiffbauer sechszigtausend Fr
aus. Der Schiffsbauer bot Dantes seine Dienst
um ihm eine Mannschaft anzuwerben, aber D
dankte und erwiederte, es sei seine Gewohnheit,
zu schiffen; er wünschte nur, daß man in der K
oben am Bette, einen Geheimschrank anbrächte, in
chem sich drei ebenfalls geheime Fächer fänden; D
gab das Maß zu den drei Fächern, welche am a
Tage ausgeführt wurden.

Zwei Stunden nachher verließ Dantes den H
begleitet von den Blicken einer Menge von Neugie
welche den spanischen Herrn sehen wollten, desser
wohnheit es war, allein zu schiffen. Dantes ging
trefflich zu Werke: mit Hülfe des Steuerruders, d
nicht zu verlassen nöthig hatte, ließ er sein Schiff
Evolutionen machen, die er haben wollte! man
es für ein vernünftiges Wesen halten sollen, das
wäre, dem geringsten Impuls, den man ihm ve
zu gehorchen, und Dantes gab in seinem Innern
daß die Genueser den Ruf der ersten Schiffsbaue
Welt verdienten. Die Neugierigen folgten dem k
Schiffe mit den Augen, bis sie es aus dem Ge
verloren, und dann erhoben sich Debatten, wohi
ginge; die einen sprachen für Corsica, die Ander
die Insel Elba; Diese boten eine Wette an, es
nach Spanien, Jene behaupteten, es führe nach A
Niemand dachte daran, die Insel Monte Christo
nennen.

Es war jedoch Monte Christo, wohin Dantes
Er kam daselbst gegen das Ende des zweiten Tage
Das Schiff war ein vortrefflicher Segler und hat
Entfernung in fünf und dreißig Stunden durchla
Dantes hatte sich die Lage der Küste sehr gut ge
und statt in dem gewöhnlichen Hafen zu landen,
er in dem kleinen Kre? Anker. Die Insel war öde,

mand schien gelandet zu haben, seit Dantes abgereist war. Er besuchte seinen Schatz; Alles war in dem Zustand, wie er es verlassen hatte.

Am andern Abend war das ungeheure Vermögen an Bord der Yacht gebracht und in den drei Fächern des Geheimschrankes eingeschlossen. Dantes wartete noch acht Tage: während dieser acht Tage ließ er seine Yacht um die Insel manoeuvriren und studirte sie, wie der Stallmeister ein Pferd studirt. Nach Ablauf dieser Zeit kannte er alle ihre guten Eigenschaften und alle ihre Mängel, Dantes nahm sich vor, die einen zu vermehren, und die anderen zu verbessern. Am achten Tage sah Dantes ein kleines Schiff, das mit vollen Segeln auf die Insel zusteuerte; er erkannte die Barke von Jacopo, machte ein Signal, das dieser erwiederte, und zwei Stunden nachher lag die Barke neben der Yacht. Den zwei Fragen von Edmond wurde eine traurige Antwort zu Theil: der alte Dantes war todt; Mercedes war verschwunden.

Edmond vernahm diese Nachrichten mit ruhigem Gesichte; aber er stieg an das Land, wobei er Jedermann verbot, ihm zu folgen. Nach zwei Stunden kam er zurück; zwei Mann von der Barke von Jacopo gingen auf seine Yacht über, um ihn beim Manoeuvriren zu unterstützen, und er gab den Befehl, nach Marseille zu segeln. Den Tod seines Vaters hatte er vorhergesehen; aber was war aus Mercedes geworden?

Ohne sein Geheimniß bekannt werden zu lassen, konnte Edmond einem Agenten keine genügende Instructionen geben; überdies wollte er noch andere Erkundigungen einziehen, wobei er sich nur auf sich selbst verließ. Sein Spiegel hatte ihn in Livorno belehrt, daß er nicht Gefahr lief, erkannt zu werden; auch standen ihm alle Mittel, sich zu verkleiden, zu Gebot. Eines Morgens lief also die Yacht, gefolgt von der kleinen Barke, kühn in den Hafen von Marseille ein und legte sich gerade vor der Stelle vor Anker, wo man ihn

jenem Abend unseligen Andenkens nach dem Castell eingeschifft hatte.

Nicht ohne ein gewisses Beben sah Dantes in der Sanitätskahne einen Gendarmen auf sich zukommen. Doch mit der vollkommenen Sicherheit, die er erlangt hatte, reichte er demselben einen von ihm in Livorno erkauften englischen Paß, und mittelst dieses fremden Ausweises, der in Frankreich viel mehr geachtet wird als der französische, stieg er ohne Schwierigkeit an das Land. Das Erste, was Dantes erblickte, als er den Fuß auf die Cannebière setzte, war einer von den ehemaligen Matrosen des Pharaon. Dieser Mensch hatte unter ihm gedient und gereichte nun zum Mittel, Edmond über die Veränderungen zu beruhigen, die an ihm vorgegangen waren. Er schritt gerade auf denselben zu, und machte mehre Fragen an ihn, welche der Matrose beantwortete, ohne nur entfernt durch seine Worte oder sein Gesicht vermuthen zu lassen, daß er denjenigen, welcher mit ihm sprach, je gesehen zu haben sich erinnerte. Dantes gab dem Matrosen ein Stück Geld, um ihm für seine Auskunft zu danken; einen Augenblick nachher hörte er, daß ihm der brave Mann nachlief. Dantes wandte sich um.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte der Matrose, „Sie haben sich ohne Zweifel getäuscht; Sie wollten mir ein Zweifrankenstück geben und gaben mir einen doppelten Napoleon."

„Ich habe mich allerdings getäuscht," erwiederte Dantes, „da aber Deine Ehrlichkeit eine Belohnung verdient, so bitte ich diesen zweiten hier anzunehmen und mit Deinen Kameraden auf meine Gesundheit zu trinken."

Der Matrose war so geblendet durch dieses Geschenk, daß er nicht einmal daran dachte, dem Geber zu danken; er schaute ihm nur nach, als er sich entfernte, und sagte:

„Das muß ein Nabob sein, der aus Indien kommt."

Dantes setzte seinen Weg fort; jeder Schritt, den er that, brachte eine neue Erschütterung in seinem Herzen hervor; alle Erinnerungen aus seiner Kindheit, unver-

tilgbare Erinnerungen, ewig seinem Geiste gegenwärtig, erhoben sich in jedem Winkel eines Platzes, an jeder Ecke einer Straße, an jedem Weichsteine eines Gäßchens. Als er an das Ende der Rue de Noailles gelangte und die Allées de Meillan erblickte, fühlte er, wie seine Kniee sich bogen, und er wäre bald unter die Räder eines Wagens gefallen. Endlich kam er zu dem Hause, das sein Vater bewohnt hatte. Die Osterluzeien und die Capuciner waren von der Mansarde verschwunden, wo sie die Hand des guten Mannes mit so viel Sorgfalt aufgezogen hatte. Dantes lehnte sich an einen Baum und schaute einen Augenblick nachdenkend den letzten Stock dieses armseligen Häuschens an; endlich ging er auf die Thüre zu, überschritt die Schwelle, fragte, ob keine Wohnung frei wäre, und drang, obgleich das Haus besetzt war, so lange in den Concierge, bis dieser hinaufstieg und die Personen, welche den obersten Stock bewohnten, im Namen eines Fremden um die Erlaubniß bat, ihre zwei Zimmer sehen zu dürfen.

Die Personen, welche den kleinen Raum bewohnten, waren ein junger Mann und eine junge Frau, die sich erst acht Tage vorher geheirathet hatten. Als Dantes diese jungen Leute sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Nichts erinnerte ihn indessen an die Wohnung seines Vaters: es war nicht mehr dieselbe Tapete; alle die alten Geräthschaften, diese Freunde der Kindheit von Edmond, seiner Erinnerung in allen ihren Einzelnheiten gegenwärtig, waren verschwunden. Nur die Wände waren dieselben. Dantes kehrte sich nach dem Bette um; es stand an derselben Stelle wie das des früheren Miethsmannes; die Augen von Dantes befeuchteten sich unwillkührlich mit Thränen: auf diesem Platze mußte der Greis, den Namen seines Sohnes im Munde, gestorben sein. Die zwei jungen Leute schauten voll Erstaunen den Mann mit der ernsten Stirne an, über dessen Wangen zwei große Thränen flossen, ohne daß sich sein Gesicht nur im Geringsten veränderte. Aber da jeder

Schmerz sein Heiligthum in sich trägt, so macht
jungen Leute keine Frage an den Unbekannten; sie
sich nur etwas zurück, um ihn ungestört weinen z
sen, und da er sich entfernte, begleiteten sie ih
sagten ihm, er könnte wiederkommen, wann er
und ihr armes Haus würde ihn jeder Zeit gastf
lich aufnehmen. Als er am untern Stocke vorb
blieb er vor einer Thüre stehen und fragte, ob der S
der Caderousse immer noch hier wohne, der Con
antwortete ihm jedoch, der Mann, von dem er sp
habe schlechte Geschäfte gemacht und führe gegen
die Gastwirthschaft zum Pont du Gard zwischen
garde und Beaucaire.

Dantes ging hinab, fragte nach der Adress
Eigenthümers des Hauses der Allées der Meillan,
sich zu ihm, ließ sich als Lord Wilmore melden
waren der Name und der Titel auf seinem Passe
kaufte ihm das Häuschen für die Summe von fün
zwanzig tausend Franken ab, was wenigstens zehnt
Franken mehr war, als es werth sein mochte.
Dantes würde eine halbe Million bezahlt haben,
man so viel dafür gefordert hätte.

Am demselben Tage wurden die jungen Leut
fünften Stockes durch den Notar, der den Vertra
macht hatte, benachrichtigt, daß ihnen der neue E
thümer eine Wohnung im ganzen Hause nach
Wahl überlasse, ohne auf irgend eine Weise ihren M
zins zu erhöhen, unter der Bedingung, daß sie ih
zwei Zimmer, welche sie bewohnten, abträten. D
seltsame Ereigniß beschäftigte acht Tage lang alle
wohner der Allées de Meillan und gab zu tausend
muthungen Anlaß, von denen keine der Wahrheit
sprach. Was aber jedes Gehirn in Aufruhr brachte
jeden Geist in Unruhe versetzte, das war der Umf
daß man denselben Mann, den man hatte in das
der Allées de Meillan gehen sehen, nun in dem D
der Catalonier umherwandeln und in ein armse

Fischerhäuschen eintreten sah, wo er mehr als eine Stunde blieb, um Erkundigungen über verschiedene Personen einzuziehen, welche todt oder seit fünfzehn bis sechzehn Jahren verschwunden waren.

Am andern Tage bekamen die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle diese Fragen zu machen, zum Geschenk eine ganz neue catalonische Barke, welche mit zwei Schleppnetzen und Allem, was man sonst bedarf, ausgerüstet war. Die braven Leute hätten gern dem großmüthigen Frager gedankt, doch man hatte ihn, als er sie verließ, nachdem er einem Matrosen einige Befehle gegeben, zu Pferde steigen und aus Marseille durch die Porte d'Aix wegreiten sehen.

Drittes Kapitel.

Das Wirthshaus zum Pont du Gard.

Diejenigen, welche wie ich, den Süden von Frankreich zu Fuß durchwandert haben, konnten zwischen Bellegarde und Beaucaire, ungefähr halbwegs von dem Dorfe zur Stadt, aber dennoch näher bei Beaucaire, als bei Bellegarde, ein kleines Wirthshaus wahrnehmen, woran auf einer Platte von Eisenblech, welche bei dem geringsten Winde schauerlich ächzt, eine groteske Darstellung des Pont du Gard hängt. Dieses kleine Wirthshaus liegt, wenn man sich nach dem Laufe der Rhone richtet, links von der Straße und kehrt dem Fluße den Rücken zu; es ist von dem begleitet, was man in Languedoc einen Garten nennt, das heißt: die Seite der entge-

welche ihre Thüre den Reisenden öffnet, geht auf ein Gehege, worin einige verkrüppelte Olivenbäume und ein paar wilde Feigenbäume stehen, deren Blätterwerk vom Staube versilbert ist; in ihren Zwischenräumen wachsen, statt aller anderer Gemüse, Knoblauch, Taubenkraut und Schalotten; in einer von den Ecken streckt endlich, wie eine verlorene Schildwache, eine Fichte schwermüthig ihren biegsamen Stamm empor, während ihr fächerartig ausgebreiteter Gipfel unter einer Sonne von dreißig Graden kracht. Alle diese Bäume, groß oder klein, beugen sich natürlich in der Richtung geneigt, wo der Mistral, eine von den drei Geißeln der Provence, hinstreicht. Die zwei andern waren, wie man weiß oder vielleicht nicht weiß, die Durance und das Parlament. Da und dort in der umliegenden Ebene, welche einem großen Staubsee gleicht, vegetiren einige Weizenstängel, welche die Gartenliebhaber der Gegend ohne Zweifel nur der Seltenheit wegen ziehen, und von denen jeder als Aufsitzstange einer Grille dient, welche mit ihrem schrillen, eintönigen Gesange die in diesem Thebais verirrten Reisenden verfolgt.

Seit etwa sieben bis acht Jahren wurde diese kleine Wirthschaft von einem Manne und einer Frau geführt, deren einzige Dienerschaft ein Stubenmädchen genannt Toinette und ein Hausknecht Namens Pacaud waren, eine doppelte Beihülfe, welche indessen für die Bedürfnisse des Dienstes genügte, seitdem ein von Beaucaire nach Aigues-mortes gegrabener Canal siegreich die Kähne auf die Eilfuhr und das Marktschiff auf die Diligence hatte folgen lassen. Dieser Canal lief, als wollte er das Bedauern des unglücklichen Gastwirthes, den er zu Grunde richtete, noch lebhafter machen, zwischen der Rhone, die ihn ernährt, und der Landstraße, die er entkräftet, etwa hundert Schritte von dem Wirthshaus, von dem wir eine kurze, aber getreue Schilderung gegeben haben. Vergessen wir nicht einen Hund, alten Nachtwächter, der nun gegen die Vorüber-

gehenden sowohl am Tage, als während der Dunkelheit bellte, so wenig war er mehr gewohnt, Fremde zu sehen.

Der Mann, welcher diese kleine Wirthschaft führte, war ungefähr vierzig bis zwei und vierzig Jahre alt, groß, trocken und nervig, der wahre südliche Typus, mit seinen tiefliegenden, glänzenden Augen, seiner adlerschnabelförmigen Nase und seinen Zähnen, so weiß wie die eines fleischfressenden Thieres; seine Haare, welche sich, dem ersten Hauche des Alters zum Trotz, nicht zum Weißwerden entschließen zu wollen schienen, waren, wie sein dichter, krauser Bart, kaum mit etwas Grau durchstreut; sein natürlich bräunlicher Teint hatte sich mit einer neuen Lage von Rußbraun dadurch bedeckt, daß sich der arme Teufel vom Morgen bis zum Abend auf seiner Thürschwelle aufzuhalten pflegte, um zu sehen, ob ihm nicht zu Fuß oder zu Wagen ein Kunde zukäme, eine Erwartung, in der er beinahe immer getäuscht wurde, indeß er den ganzen Tag hindurch der sengenden Sonnenhitze kein anderes Präservativ entgegensetzte, als ein nach der Weise der spanischen Maulthiertreiber um seinen Kopf gewickeltes rothes Sacktuch. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Caderousse. Seine Frau, welche sich als Mädchen Madeleine Radelle nannte, sah im Gegentheil bleich, mager und kränklich aus. In der Gegend von Arles geboren, hatte sie, obwohl die ursprünglichen Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsleute bewahrend, ihr Gesicht langsam in einem beinahe beständigen Anfall von einem jener dumpfen Fieber, welche unter den Nachbarn der Teiche von Aigues-mortes und des Marschlandes der Camargue so gewöhnlich sind, in Verfall gerathen sehen. Sie hielt sich beinahe immer vor Kälte schnatternd in ihrem im ersten Stocke liegenden Zimmer auf, entweder in einem Lehnstuhle ausgestreckt, oder an ihrem Bette lehnend, während ihr Mann an der Thüre seine gewöhnliche Wache bezog, die sich um so län-

ger ausdehnte, als ihn seine magere Ehehälfte, so oft er sich wieder mit ihr zusammenfand, mit ihren ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte, welche er gewöhnlich nur mit den philosophischen Worten erwiederte: „Schweige, Carconte, Gott will es so!"

Dieser Spottname kam davon her, daß Madeleine Radelle in dem Dorfe la-Carconte, welches zwischen Salon und Lambèse liegt, geboren war. In Folge einer Gewohnheit dieser Gegend, die Leute beinahe immer mit einem Beinamen statt mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, hatte ihr Mann diese Benennung mit Madeleine vertauscht, was für seine rohe Zunge vielleicht zu sanft und zu wohlklingend war.

Trotz dieser vorgeblichen Fügsamkeit in die Beschlüsse der Vorsehung, darf man indessen nicht glauben, daß unser Wirth den armseligen Zustand nicht tief erkannte, in welchen ihn der elende Canal von Beaucaire versetzt hatte, und daß er unverwundbar gegen die ewigen Klagen blieb, mit denen ihn seine Frau verfolgte. Er war, wie alle Südländer, ein mäßiger Mensch und ohne große Bedürfnisse, aber eitel für äußere Dinge. So ließ er in den Zeiten seines Wohlstandes nie eine Prozession der Tarasque *) vorübergehen, ohne sich dabei mit der Carconte zu zeigen, er in der malerischen Tracht des Südfranzosen, welche die Mitte zwischen dem Andalusier und Catalonier hält, sie in dem reizenden Gewande der Frauen von Arles, das Griechenland und Arabien entlehnt zu sein schien. Allmälig aber waren Uhrketten, Halsbänder, tausendfarbige Gürtel, gestickte Leibchen, Sammetwesten, Strümpfe mit zierlichen Zwickeln, buntscheckige Kamaschen, Schuhe mit silbernen Schnallen verschwunden, und Gaspard Caderousse, der

---

*) Tarasque ist der Name, den man in Tarascon der Darstellung eines Ungeheuers gibt, welches der Sage nach von der heiligen Martha mit ihrem Strumpfbande erwürgt wurde, und das man in Prozession in dieser Stadt umherträgt. D. Uebers.

sich nicht mehr in seinem ehemaligen Glanze zeigen konnte, hatte für sich und seine Frau Verzicht geleistet auf alles weltliche Gepränge, dessen freudiges Geräusch er, sich dumpf das Herz zernagend, bis in dem armseligen Wirthshause hörte, das er mehr als ein Schirmdach, denn als Speculation behielt.

Caderousse hatte sich seiner Gewohnheit gemäß einen Theil des Morgens vor der Thüre aufgehalten und seinen schwermüthigen Blick von einem kleinen kahlen Rasen, worauf ein paar Hühner marodirten, nach den zwei Enden der öden Landstraße spazieren lassen, welche einer Seits nach Süden und anderer Seits nach Norden lief, als ihn plötzlich die spitzige Stimme seiner Frau seinen Posten zu verlassen nöthigte. Er ging brummend hinein und stieg in den ersten Stock hinauf, ließ aber nichtsdestoweniger seine Thüre weit offen stehen, als wollte er die Reisenden einladen, ihn im Vorbeigehen nicht zu vergessen.

In dem Augenblick, wo Caderousse hineinging, war die von uns erwähnte Landstraße, welche seine Blicke durchliefen, so leer, so kahl und verlassen, wie die Wüste um Mittag; sie dehnte sich weit und unabsehbar zwischen zwei Reihen magerer Bäume aus, und man begriff vollkommen, daß kein Reisender, dem es frei stand, eine andere Stunde des Tages zu wählen, sich in diese furchtbare Sahara wagte. Caderousse hätte jedoch, trotz aller Wahrscheinlichkeit, wenn er an seinem Posten geblieben wäre, in der Richtung von Bellegarde einen Reiter und ein Pferd herbeikommen sehen, welche mit dem ehrlichen, freundschaftlichen Wesen erschienen, woraus sich auf das beste Einverständniß zwischen dem Menschen und dem Thiere schließen läßt. Das Pferd war ein Wallach und ging einen ganz angenehmen Paß; der Reiter war ein Priester mit schwarzem Rock und dreieckigem Hute. Trotz der verzehrenden Sonnenhitze zogen sie doch nur sehr vernünftig einher. Vor der Thüre hielt die Gruppe an; es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob das Pfer-

den Menschen, oder ob der Mensch das Pferd anhi
jedem Fall stieg der Reiter ab, zog das Pferd am
nach und band es an den Reiber eines verwittert
dens; dann schritt der Priester, seine von Schwei
fende Stirne mit einem rothen baumwollenen Sa
abwischend, auf die Thüre zu und that mit dem e
Ende des Stockes, den er in der Hand hielt, drei S
auf die Schwelle.

Sogleich erhob sich der große schwarze Hun
machte ein paar Schritte bellend und seine weißen,
fen Zähne fletschend, eine doppelte feindselige D
stration, welche bewies, wie wenig er an Gesel
gewöhnt war. Alsbald erschütterte ein schwerer Tr
hölzerne, an der Wand hinlaufende Treppe, weld
bückend und rückwärts der Wirth des armseligen H
an dem der Priester stand, herabstieg.

„Hier bin ich!" sagte Caderousse ganz ers
„hier bin ich! Willst du schweigen, Margotin.
Sie nicht bange, mein Herr, er bellt, aber er
nicht. Sie wollen Wein, nicht wahr? denn
teufelmäßig heiß. Ah! um Vergebung," unterbra
Caderousse, als er sah, mit welcher Sorte von M
den er es zu thun hatte; „um Vergebung, ich
nicht, wen ich zu empfangen so glücklich war.
wünschen Sie, was verlangen Sie, Herr Abbé?
stehe zu Befehl."

Der Priester schaute diesen Menschen ein paa
cunden lang mit seltsamer Aufmerksamkeit an: er
sogar seiner Seits die Aufmerksamkeit des Wirth
sich lenken zu wollen; als er aber sah, daß die Zü
letzteren kein anderes Gefühl ausdrückten, als ein E
nen darüber, daß er keine Antwort erhielt, dachte
wäre Zeit, eben diesem Erstaunen ein Ende zu m
und sagte mit stark italienischem Accent:

„Sind Sie nicht Monsou Caderousse?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Wirth, vi
noch mehr über diese Frage erstaunt, als er übe

stillschweigend gewesen war; „ich bin es in der That Gaspard Caderousse, Ihnen zu dienen."

„Gaspard Caderousse?.. Ja... ich glaube, das ist der Vorname und der Familienname. Nicht wahr, Sie wohnten einst in der Allée de Meillan, im vierten Stocke?"

„So ist es."

„Und Sie trieben dort das Gewerbe eines Schneiders?"

„Ja, aber die Sache nahm eine schlimme Wendung. Es ist so heiß in dem spitzbübischen Marseille, daß man sich dort am Ende gar nicht mehr kleiden wird. Doch was die Hitze betrifft, wollen Sie sich nicht erfrischen, Herr Abbé?"

„Allerdings. Geben Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir nehmen, wenn es Ihnen beliebt, das Gespräch wieder auf, wo wir es lassen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Abbé, sagte Caderousse.

Um die Gelegenheit nicht zu versäumen, eine von den letzten Flaschen Cahors-Wein, die ihm blieben, anzubringen, beeilte sich Caderousse, eine Falle aufzuheben, welche in dem Boden des Zimmers im Erdgeschoße angebracht war; das zugleich als Speisesaal und als Küche diente. Als er nach Verlauf von fünf Minuten zurückkehrte, fand er den Abbé auf einem Schämel sitzend, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, während Margotin, der Frieden mit ihm gemacht zu haben schien, als er hörte, daß dieser seltsame Reisende wider die Gewohnheit etwas zu sich nahm, auf dem Schenkel des Priesters seinen fleischlosen Hals und seinen Kopf mit dem schmachtenden Auge ausstreckte.

„Sie sind allein?" fragte der Abbé seinen Wirth, während dieser die Flasche und ein Glas vor ihn stellte.

„Oh! mein Gott, ja, allein, oder beinahe so, denn ich habe eine Frau, die mich in nichts unterstützen kann, insofern sie immer krank ist, die arme Carconte."

„Ah! Sie sind verheirathet?“ sagte der Priester mit einer gewissen Theilnahme und warf einen Blick umher der das magere Mobiliar des armseligen Haushaltes zu seinem winzigen Werthe auzuschlagen schien.

„Sie finden, ich sei nicht reich, nicht wahr?“ sagte Caderousse seufzend; „aber was wollen Sie, um in dieser Welt zu gedeihen, genügt es nicht, ein ehrlicher Mann zu sein.“

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.

„Ja, ein ehrlicher Mann, dessen kann ich mich rühmen,“ sprach der Wirth, der, eine Hand auf der Brust und den Kopf von oben nach unten schüttelnd, den Blick des Abbé aushielt, „und in unseren Zeiten kann nicht Jedermann so viel von sich sagen.“

„Desto besser, wenn das, was Sie von sich rühmen, wahr ist,“ versetzte der Abbé; denn ich habe die Ueberzeugung, daß früher oder später der ehrliche Mann belohnt und der schlechte bestraft wird.“

„Es liegt in ihrem Stande, dies zu sagen, Herr Abbé, es liegt in Ihrem Stande,“ wiederholte Caderousse mit einem bitteren Ausdruck. „Doch es steht dem Menschen frei, nicht zu glauben, was Sie sagen.“

„Sie haben Unrecht, daß Sie so sprechen, mein Herr; denn vielleicht werde ich selbst für Sie der Beweis dessen sein, was ich behaupte.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Caderousse mit erstaunter Miene.

„Ich muß mich vor Allem versichern, daß Sie wirklich derjenige sind, mit welchem ich zu thun habe.“

„Welche Beweise soll ich Ihnen geben?“

„Haben Sie im Jahre 1814 oder 1815 einen Seefahrer Namens Dantes gekannt?“

„Dantes! ob ich ihn gekannt habe, den armen Edmond! ich glaube wohl; es war sogar einer meiner besten Freunde!“ rief Caderousse, dessen Gesicht Purpurröthe überströmte, während sich das klare, sichere

Auge des Abbé zu erweitern schien, um ganz und gar denjenigen, welchen er befragte, zu bedecken.

„Ja, ich glaube, er hieß wirklich Edmond."

„Ob er Edmond hieß, der Kleine, . . . ich meine wohl, so wahr als ich Gaspard Caderousse heiße. Was ist aus dem armen Edmond geworden, mein Herr?" fuhr der Wirth fort; „haben Sie ihn vielleicht gekannt? lebt er noch, ist er frei? ist er glücklich?"

„Er ist im Gefängniß gestorben, elender und verzweiflungsvoller als die Galeerensklaven, welche ihre Kugel in dem Bagno von Toulon schleppen."

Eine Todtenbläſſe trat auf dem Antlitz von Caderousse an die Stelle der Röthe, welche dasselbe Anfangs überströmt hatte. Er wandte sich um, und der Abbé sah, wie er eine Thräne mit einer Ecke des Sacktuches trocknete, das ihm gewöhnlich als Kopfputz diente.

„Armer Kleiner," murmelte Caderousse. Das ist abermals ein Beweis von dem, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, daß nämlich der gute Gott nur für die Schlechten gut sei. Oh!" fügte Caderousse mit der gefärbten Sprache der Leute des Südens bei, „oh! diese Welt wird immer schlechter. Möchte vom Himmel zwei Tage lang Pulver und eine Stunde Feuer fallen, und Alles wäre vorbei!"

„Sie scheinen diesen Jungen von ganzem Herzen zu lieben, mein Herr?" fragte der Abbé.

„Oh! ich liebte ihn ungemein, obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich ihn einen Augenblick um sein Glück beneidete. Aber seitdem, das schwöre ich ihnen, so wahr ich Caderousse heiße, habe ich sein unseliges Geschick sehr beklagt."

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, während dessen der feste Blick des Abbé nicht eine Secunde die bewegliche Physiognomie des Wirthes zu erforschen aufhörte.

„Und Sie haben ihn also gekannt, den armen Kleinen„" fuhr Caderousse fort.

„Ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um
die letzten Tröstungen der Religion zu bieten.“

„Und woran starb er?“ fragte Caderousse mit
erstickter Stimme.

„Woran stirbt man im Gefängniß, wenn man d
mit dreißig Jahren stirbt, wenn nicht im Gefän
selbst?“

Caderousse trocknete den Schweiß ab, der von se
Stirne floß.

„Das Seltsamste bei alle dem ist,“ fuhr der A
fort, „daß mir Dantes auf seinem Sterbebette bei
Christus, dessen Füße er küßte, wiederholt schwur,
wisse die wahre Ursache seiner Gefangenschaft gar nic

„Das ist richtig,“ murmelte Caderousse, „er ko
sie nicht wissen; nein, Herr Abbé, der Kleine
nicht.“

„Darum beauftragte er mich, sein Unglück au
klären, was er nie selbst zu thun im Stande gew
war, und sein Andenken zu reinigen, wenn dasselbe e
Flecken bekommen hätte.“

Und der Blick des Abbé wurde immer starrer
verschlang den beinahe düsteren Ausdruck, welcher auf
Antlitz von Caderousse hervortrat.

„Ein reicher Engländer,“ fuhr der Abbé fort, „
Unglücksgefährte, welcher das Gefängniß bei der z
ten Restauration verließ, war Besitzer eines Diam
von großem Werth. Als er von Dantes, der ihn
rend einer Krankheit, die er ausgestanden, wie ein
der gepflegt hatte, Abschied nahm, wollte er ihm
Beweis seiner Dankbarkeit zurücklassen, und gab
diesen Diamant. Statt sich desselben zu bedienen, un
Gefängnißwärter zu bestechen, welche den Edelstein
dies nehmen und ihn hernach verrathen konnten, bew
er ihn stets als ein kostbares Kleinod, falls er aus
Gefängniß käme; denn wenn ihm dies gelang, so
sein Glück durch den Verkauf dieses Diamants allein
sichert.“

„Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von großem Werthe?“ fragte Caderousse mit glühenden Augen.

„Alles beziehungsweise,“ erwiederte der Abbé: „von großem Werth für Edmond; man hat den Diamant auf fünfzig tausend Franken geschätzt.“

„Fünfzig tausend Franken!“ rief Caderousse; „er war also so groß wie eine Nuß?“

„Nein, nicht ganz; doch Sie mögen selbst urtheilen, ich habe ihn bei mir.“

Caderousse schien unter den Kleidern des Abbé das Kleinod zu suchen, von dem er sprach.

Der Abbé zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffianleder, öffnete es und ließ vor den geblendeten Augen von Caderousse den herrlichen Stein funkeln, welcher in einen Ring von bewunderungswürdiger Arbeit gefaßt war.

„Und das ist fünfzig tausend Franken werth?“ fragte Caderousse gierig.

„Ohne die Fassung, welche auch ihren Preis hat,“ sagte der Abbé, verschloß das Etui und steckte den Diamant, der im Innern von Caderousse zu funkeln fortfuhr, in seine Tasche.

„Aber wie kommt es, daß Sie diesen Diamant besitzen, Herr Abbé?“ fragte Caderousse; „Edmond hat Ihnen denselben also gegeben?“

„Nein, sein Testamentsvollstrecker. „„Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut,““ sagte er zu mir; „„alle Vier, ich bin es überzeugt, beklagen mich bitterlich; der Eine von diesen Freunden hieß Caderousse.““

Caderousse bebte.

„„Der Andere,““ fuhr der Abbé fort, ohne daß er die Erschütterung von Caderousse wahrzunehmen schien, „„der Andere hieß Danglars; der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls ....““

Ein teuflisches Lächeln erleuchtete die Züge von

Caderousse, und er machte eine Bewegung, um den M
zu unterbrechen.

„Warten Sie," sagte der Abbé, „lassen Sie m
vollenden, und wenn Sie etwas zu bemerken haben,
können Sie es dann sogleich thun. „„Der Dritte, obgle
mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls und hieß F
nand; der Name meiner Braut war . . ."" Ich er
nere mich des Namens der Braut nicht mehr," sprach
Abbé.

„Mercedes."

„Ah! ja, so ist es," versetzte der Abbé mit ein
unterdrückten Seufzer.

„Nun?" fragte Caderousse.

„Geben Sie mir eine Flasche Wasser."

Caderousse gehorchte eilig. Der Abbé füllte d
Glas und trank einige Schlücke.

„Wo waren wir?" fragte er, sein Glas auf d
Tisch stellend. „Die Braut heißt Mercedes; ja, so
es. „„Sie werden nach Marseille gehen . . ."" Versteh
Sie, Dantes spricht immer?"

„Ich verstehe."

„„Sie verkaufen diesen Diamant, Sie machen fü
Theile und geben sie diesen guten Freunden, den einzig
Wesen, die mich auf Erden geliebt haben.""

„Wie, fünf Theile?" fragte Caderousse; Sie hab
mir nur vier Personen genannt!

„Weil die fünfte todt ist, wie man mir gesagt h
. . . Die fünfte war der Vater von Dantes."

„Ach! ja, sprach Caderousse, erschüttert durch
Leidenschaften, welche sich in seinem Innern durchkreuzte
„ach! ja, der arme Mann, er ist todt."

„Ich habe dieses Ereigniß in Marseille vernommen
erwiederte der Abbé, nicht ohne eine gewisse Anstrengun
um gleichgültig zu erscheinen; „aber der Tod ist schon
lange erfolgt, daß ich über die einzelnen Umstände nich
in Erfahrung bringen konnte . . . Sollten Sie viellei
etwas von dem Ende des Greises wissen?"

„Ei!“ erwiederte Caderousse, „wer kann das besser wissen, als ich? . . . Ich wohnte Thüre an Thüre mit dem guten Mann . . . Ei! mein Gott; ja, ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes starb der arme Greis!“

„Woran starb er?“

„Die Aerzte nannten die Krankheit; er starb, glaube ich, an einer Art Magendarmentzündung; seine Bekannten sagten, er sei vor Schmerz gestorben; . . ich aber, der ich ihn beinahe verscheiden sah, sage, er starb . . .“

Caderousse hielt inne.

„Woran,“ versetzte der Priester voll Angst.

„Hungers!“

„Hungers!“ rief der Abbé, von seinem Schämel aufspringend; „Hungers! Die schlechtesten Thiere sterben nicht Hungers; die Hunde, welche in den Straßen umherirren, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brod zuwirft, und ein Mensch, ein Christ ist vor Hunger gestorben, mitten unter anderen Menschen, die sich Christen nannten, wie er! Unmöglich! oh! das ist unmöglich!“

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt,“ sprach Caderousse.

„Und Du hast Unrecht gehabt,“ rief eine Stimme auf der Treppe: „worein mischst Du Dich?“

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten durch das Treppengeländer den krankhaften Kopf der Carconte; sie hatte sich bis hieher geschleppt und behorchte das Gespräch auf der letzten Stufe sitzend und den Kopf auf ihre Kniee gestützt.

„Worein mischst Du Dich, Frau?“ entgegnete Caderousse. „Der Herr verlangt Auskunft, die Höflichkeit heischt, daß ich ihm entspreche.“

„Ja, aber die Klugheit heischt, daß Du ihm die Auskunft verweigerst. Wer sagt Dir, in welcher Absicht man Dich zum Sprechen veranlaßt, Dummkopf?“

„In einer vortrefflichen, Madame, dafür stehe ich

Ihnen," versetzte der Abbé. Ihr Gatte hat nichts z befürchten, falls er offenherzig antwortet."

„Nichts zu befürchten . . . ja, man fängt mit schö nen Versprechungen an, hernach beschränkt man sich dar auf, zu sagen, man habe nichts zu befürchten, dan geht man und hält nichts von Dem, was man ver sprochen hat, und eines Morgens bricht das Unglü über die armen Leute herein, ohne daß man weiß, wohe es kommt."

„Seien Sie unbesorgt, gute Frau," erwiederte der Abbé, „das Unglück wird von meiner Seite nicht übe Sie kommen, dafür stehe ich."

Die Carconte brummelte ein paar Worte, welch man nicht verstehen konnte, ließ ihren Kopf, den sie eine Augenblick erhoben hatte, wieder auf die Kniee sinker zitterte, fortwährend vom Fieber geschüttelt, und stellt es ihrem Manne frei, das Gespräch fortzusetzen, jedoc in einer solchen Lage, daß sie kein Wort davon verlor.

Mittlerweile hatte der Abbé einige Schlücke Wasse getrunken und sich etwas gesammelt.

„Dieser unglückliche Greis, fuhr er fort, „war als dergestalt von aller Welt verlassen, daß er eines solche Todes starb?"

„Oh! mein Herr," antwortete Caderousse, „nicht al ob ihn Mercedes die Catalonierin oder Herr Morrel ver lassen hätten, aber der unglückliche Greis hatte einen s tiefen Widerwillen gegen Fernand gefaßt, gerade gege den," fügte Caderousse mit einem ironischen Lächeln be „welchen Dantes Ihnen als einen seiner Freunde bezeich nete."

„Er war es also nicht?" sagte der Abbé.

„Gaspard, Gaspard," murmelte die Frau oben vo der Treppe herab, „gib Acht auf das, was Du sprichst.

Caderousse machte eine Bewegung der Ungeduld un erwiederte dem Abbé, ohne derjenigen, welche ihn unter brach, eine Antwort zu bewilligen:

„Kann man der Freund eines Menschen sein, na

dessen Frau man begehrt? Dantes, der ein Goldherz war, nannte alle diese Leute seine Freunde. Armer Edmond! . . . Es ist im ganzen besser, daß er nichts erfahren hat; . . es hätte ihn zu viel Mühe gekostet, ihnen im Augenblick des Todes zu verzeihen. Und was man auch sagen mag," fuhr Caderousse in seiner Sprache fort, der es nicht an einer gewissen rohen Poesie gebrach, „mir graut noch mehr vor dem Fluche der Todten, als vor dem Hasse der Lebendigen."

„Schwachkopf," sagte die Carconte.

„Sie wissen also, was dieser Fernand gegen Dantes gethan hat?" fragte der Abbé.

„Ob ich es weiß! Ich glaube wohl!"

„Sprechen Sie!"

„Gaspard, thue, was Du willst, es ist Deine Sache," sagte die Frau; „doch wenn Du mir Gehör schenken würdest, sagtest Du nichts."

„Diesmal glaube ich, daß Du Recht hast, Frau," erwiederte Caderousse.

„Sie wollen also nichts sagen?" versetzte der Abbé.

„Wozu soll es nützen?" sprach Caderousse. „Wenn der Kleine noch am Leben wäre und zu mir käme, um einmal alle seine Freunde und Feinde kennen zu lernen, dann wohl; aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir sagen, er kann keinen Haß mehr haben, er kann sich nicht mehr rächen, folglich ausgelöscht die ganze Geschichte!"

„Ich soll also diesen Leuten, welche Sie für unwürdige und falsche Freunde erklären, eine für die Treue bestimmte Belohnung geben?"

„Es ist wahr, Sie haben Recht," erwiederte Caderousse. „Was wäre überdies für sie jetzt das Legat des armen Edmond? ein in das Meer fallender Tropfen Wasser."

„Abgesehen davon, daß Dich diese Leute mit einer Geberde vernichten können," sprach die Frau.

„Wie so? diese Menschen sind also reich und mächtig geworden?"

„Sie kennen ihre Geschichte nicht?"

„Nein; erzählen Sie mir dieselbe."

Caderousse schien einen Augenblick nachzudenken und sprach sodann:

„Nein, es wäre in der That zu lang."

„Sie mögen nach Ihrem Belieben schweigen, mein Freund," versetzte der Abbé mit dem Tone der tiefsten Gleichgültigkeit, „und ich ehre Ihre Bedenklichkeiten; sprechen wir nicht mehr davan. Womit war ich beauftragt? mit einer einfachen Förmlichkeit. Ich werde also diesen Diamant verkaufen."

Und er zog den Edelstein aus der Tasche, öffnete das Etui, und ließ ihn zum zweiten Male vor den geblendeten Augen von Caderousse glänzen.

„Sieh doch Frau," sagte dieser mit heiserer Stimme.

„Ein Diamant?" sprach die Carconte aufstehend und mit ziemlich festem Schritte die Treppe herabsteigend. „Was ist es mit diesem Diamant?"

„Hast Du denn nicht gehört, Frau? es ist ein Diamant, den uns der Kleine vermacht hat, zuerst seinem Vater, sodann Fernand, Danglars, mir und Mercedes, seiner Braut. Dieser Diamant ist fünfzig tausend Franken werth."

„Oh, der schöne Juwel!" rief sie.

„Also gehört der fünfte Theil von dieser Summe uns?" fragte Caderousse.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé, „nebst dem Theile des Vaters von Dantes, den ich unter Euch Vier zu vertheilen mich berechtigt glaube."

„Und warum unter uns Vier?" fragte Caderousse.

„Weil Ihr die vier Freunde von Edmond seid."

„Verräther sind keine Freunde," murmelte dumpf die Frau.

„Ja, ja," sprach Caderousse, „das sagte ich auch. Es ist eine Entheiligung, ein Frevel, den Verrath, vielleicht das Verbrechen zu belohnen."

„Sie wollten es so haben," erwiederte der Abbé

und steckte ruhig den Diamant in die Tasche seiner Soutane; „nun geben Sie mir die Adresse der Freunde von Edmond, damit ich seinen letzten Willen vollstrecken kann.“

Der Schweiß floß in schweren Tropfen über die Stirne von Caderousse; er sah den Abbé aufstehen, sich nach der Thüre wenden, als wollte er seinem Pferde einen Blick zuwerfen, und zurückkommen. Caderousse und seine Frau schauten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

„Der Diamant wäre ganz für uns!“ sagte Caderousse.

„Glaubst Du?“ erwiederte seine Frau.

„Ein Geistlicher wird uns gewiß nicht täuschen wollen.“

„Thue, was Du willst. Ich, was mich betrifft, mische mich nicht darein.“

Und sie ging schnatternd wieder die Treppe hinauf. Ihre Zähne klapperten trotz der Glühhitze. Auf der letzten Stufe blieb sie einen Augenblick stehen und sprach:

„Bedenke wohl, Gaspard.“

„Ich bin entschlossen,“ antwortete Caderousse.

Die Carconte ging, einen Seufzer ausstoßend, in ihre Stube zurück; man hörte die Decke unter ihren Tritten krachen, bis sie ihren Lehnstuhl, in den sie sich schwerfällig niederließ, wieder erreicht hatte.

„Wozu sind Sie entschlossen?“ fragte der Abbé.

„Ihnen Alles zu sagen.“

„Ich glaube in der That, daß es das Beste ist, was Sie thun können,“ sprach der Priester; „nicht als ob mir viel daran gelegen wäre, die Dinge zu erfahren, welche Sie mir verbergen wollen; aber es wird besser sein, wenn Sie mich in den Stand setzen, das Vermächtniß nach dem Willen des Erblassers zu vertheilen.“

„Ich hoffe dies,“ antwortete Caderousse, die Wangen von der Röthe der Hoffnung und der Gierde entflammt.

„Wohl, ich höre,“ sagte der Abbé.

„Warten Sie, man könnte uns an der intressantesten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; überdies braucht Niemand zu wissen, daß Sie hier gewesen sind.“

Und er ging an die Thüre seines Wirthshauses, verschloß sie und schob zu größerer Sicherheit den Nachtquerbaum vor. Mittlerweile hatte der Abbé seinen Platz gewählt, um mit Bequemlichkeit zu hören; er saß so in einer Ecke, daß er im Schatten blieb, während das volle Licht auf das Gesicht von Caderousse fiel. Das Haupt geneigt, die Hände zusammengelegt oder vielmehr krampfhaft zusammengepreßt, schickte er sich an, mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes Wort zu lauschen. Caderousse rückte einen Schämel vor und setzte sich ihm gegenüber.

„Erinnere Dich, daß ich Dich zu nichts antreibe,“ sagte die zitternde Stimme der Carconte, als hätte sie durch den Boden die Scene sehen können, welche sich vorbereitete.

„Gut, gut!“ rief Caderousse! „genug, ich nehme Alles auf mich.“

Und er fing an.

Viertes Kapitel.

Die Erzählung.

„Vor Allem, mein Herr,“ sagte Caderousse, „vor Allem muß ich Sie bitten, mir Eines zu versprechen.“

„Was?“

„Daß man, wenn Sie von den Umständen Gebrauch

machen, welche ich Ihnen mittheilen werde, nie erfahre, von wem diese Mittheilung herrührt; denn die Leute, von denen ich zu sprechen habe, sind reich und mächtig, und wenn sie mich nur mit dem Finger berührten, würden sie mich wie Glas zerbrechen."

„Seien Sie unbesorgt, mein Freund, ich bin Priester, und die Bekenntnisse sterben in meiner Brust. Erinnern Sie sich, daß wir keinen andern Zweck haben, als den, den letzten Willen unseres Freundes würdig zu erfüllen. Sprechen Sie also ohne Schonung, wie ohne Haß, sagen Sie die Wahrheit, die volle Wahrheit. Ich kenne die Personen nicht, von denen die Rede sein wird, und werde sie wohl nie kennen lernen; überdieß bin ich Italiener, und nicht Franzose; ich gehöre Gott und nicht den Menschen, und kehre in mein Kloster zurück, das ich nur verlassen habe, um den letzten Willen eines Sterbenden zu vollziehen."

Dieses bestimmte Versprechen schien Caderousse etwas Sicherheit zu verleihen.

„In diesem Falle," versetzte Caderousse, „will ich, ich sage noch mehr, muß ich Ihnen die Täuschung über die Freundschaften benehmen, welche der arme Edmond für treu und redlich hielt."

„Fangen Sie mit seinem Vater an, wenn es Ihnen beliebt. Edmond hat viel mit mir von dem Greise gesprochen, für welchen er eine tiefe Liebe hegte."

„Diese Geschichte ist traurig, mein Herr," erwiederte Caderousse, den Kopf schüttelnd. „Sie kennen wahrscheinlich den Anfang?"

„Ja," versetzte der Abbé, „Edmond hat mir die Sache bis zu dem Augenblick erzählt, wo er in einer kleinen Schenke in der Nähe von Marseille verhaftet wurde."

„In der Reserve. Oh, mein Gott! ja, ich sehe es vor mir, als ob es in diesem Augenblick geschehen würde."

„Geschah es nicht gerade bei seinem Verlobungsmahle?"

„Ja; das Mahl hatte so heiter begonnen und nahm ein so trauriges Ende. Ein Polizeicommissär trat, gefolgt von vier Füsilieren, ein, und Edmond wurde verhaftet.“

„So weit geht das, was ich weiß,“ sprach der Priester. „Dantes erfuhr nichts Anderes, als was ihn persönlich traf; denn nie hat er eine von den fünf Personen wiedergesehen, welche ich Ihnen nannte, nie hat er von ihnen sprechen hören.“

„Nun wohl, als Dantes einmal verhaftet war, lief Herr Morrel weg, um Erkundigungen einzuziehen; sie fielen sehr traurig aus. Der Greis kehrte allein nach Hause zurück, legte weinend seinen Hochzeitrock zusammen, schritt den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab, und ging Abends nicht schlafen; denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht umhergehen; ich muß sagen, ich schlief selbst auch nicht: der Schmerz dieses armen Vaters that mir sehr wehe, und jeder von seinen Tritten zermalmte mir das Herz, als ob er wirklich seinen Fuß auf meine Brust gesetzt hätte. Am andern Tage kam Mercedes nach Marseille, in der Absicht, Herrn von Villefort um seinen Schutz anzuflehen: sie erreichte nichts; doch sie besuchte zugleich auch den Greis. Als sie sah, wie er so düster und niedergeschlagen war, daß er die Nacht, ohne sich zu Bette zu legen, zugebracht und seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mit sich nehmen, um ihn zu pflegen; aber der Greis willigte nicht ein. „„Nein,““ sagte er, „„ich werde das Haus nicht verlassen, denn mich liebt mein armer Sohn vor allen Andern, und wenn er aus dem Gefängniß kommt, wird er zuerst zu mir laufen. Was würde er sagen, wenn ich ihn nicht hier erwartete?““ Ich belauschte alles Dies durch die Wand, denn es wäre mir lieb gewesen, wenn Mercedes ihn bestimmt hätte, ihr zu folgen; der Tag und Nacht über mir erschallende Tritt ließ mir nicht einen Augenblick Ruhe.“

„Aber gingen Sie denn nicht selbst zu dem Greise hinauf, um ihn zu trösten?" fragte der Priester.

„Ah! mein Herr," erwiederte Caderousse, „man tröstet nur diejenigen, welche getröstet sein wollen, er aber wollte es nicht sein. Ueberdies kam es mir, ich weiß nicht warum, vor, als hätte er einen Widerwillen gegen meinen Anblick. In einer Nacht jedoch, da ich sein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerstehen und ging hinauf; als ich jedoch an die Thüre kam, schluchzte er nicht mehr, er betete. Ich kann Ihnen nicht wiederholen, welche beredte Worte, welche erbarmenswerthe Bitten er fand: es war mehr als Frömmigkeit, es war mehr als Schmerz; ich, der ich kein Heuchler bin und die Jesuiten nicht liebe, sagte mir auch an diesem Tage: Es ist ein Glück, daß ich allein bin, und daß der liebe Gott mir keine Kinder geschenkt hat, denn, wenn ich Vater wäre und empfände einen Schmerz, ähnlich dem des armen Greises, und könnte weder in meinem Gedächtniß noch in meinem Herzen Alles finden, was er dem guten Gotte sagt, so stürzte ich mich geraden Weges in das Meer, um nicht länger zu leiden."

„Armer Vater!" murmelte der Priester.

„Von Tag zu Tag lebte er einsam und abgeschieden; Herr Morrel und Mercedes kamen oft, um ihn zu besuchen, aber seine Thüre war verschlossen, und er antwortete nicht, obgleich ich bestimmt wußte, daß er zu Hause war. Als er eines Tages, wider seine Gewohnheit, Mercedes einließ und das arme Kind, selbst in Verzweiflung, ihn zu trösten suchte, sagte er:

„„Glaube mir, meine Tochter, er ist todt . . . und statt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns. Ich bin sehr glücklich, denn ich bin älter und werde ihn folglich zuerst wiedersehen.""

„So gut man sein mag, so hört man am Ende doch auf, die Menschen zu besuchen, durch welche man traurig gemacht wird. Der alte Dantes blieb zuletzt ganz allein. Ich sah nur noch von Zeit zu Ze

kannte Leute zu ihm hinaufgehen, die mit irgend ein schlecht verborgenen Päckchen zurückkamen; ich begri welche Beschaffenheit es mit diesem Päckchen hatte; verkaufte nach und nach, was er hatte, um zu leben. Ent lich nahm es bei dem guten Mann ein Ende mit seine armseligen Habe . . Er war drei Miethzinse schuldig man bedrohte ihn mit dem Wegschicken; er verlangte noch acht Tage, man bewilligte sie ihm. Ich erfuhr diesen Umstand, weil der Hauseigenthümer bei mir eintrat, als er ihn verließ. Während der drei ersten Tage hörte ich ihn wie gewöhnlich auf- und abgehen; am vierten . . . vernahm ich nichts mehr . . . Ich ging hinauf, die Thüre war verschlossen; durch das Schlüsselloch sah ich den Greis jedoch so bleich und entstellt, daß ich ihn für sehr krank hielt, Herrn Morrel benachrichtigen ließ und zu Mercedes lief. Beide eilten herbei; Herr Morrel brachte einen Arzt; der Arzt erkannte eine Magendarmentzündung und verordnete Diät. Ich war dabei, mein Herr, und werde nie das Lächeln des Greises bei dieser Verordnung vergessen. Von nun an öffnete er seine Thüre, er hatte eine Entschuldigung; daß er nicht mehr aß: der Arzt hatte Diät verordnet."

Der Abbé stieß einen Seufzer aus.

„Diese Geschichte interessirt Sie, nicht wahr, mein Herr?" sagte Caderousse.

„Ja," erwiederte der Abbé, „sie ist rührend.

„Mercedes kam wieder; sie fand ihn so verändert, daß sie ihn wie das erste Mal in ihr Haus bringen lassen wollte. Es war dies auch die Ansicht von Herrn Morrel, welcher die Ueberschaffung mit Gewalt durchsetzen wollte; doch der Greis schrie dergestalt, daß sie bange bekamen. Mercedes blieb an seinem Bette. Herr Morrel entfernte sich, nachdem er Mercedes durch ein Zeichen bedeutet hatte, er lasse eine Börse auf dem Kamine. Aber bewaffnet mit der Verordnung des Arztes, wollte der Greis nichts zu sich nehmen. Endlich nach neun Tagen der Verzweiflung und Enthaltsamkeit ver-

schied der Greis, diejenigen verfluchend, welche sein Unglück verursacht hatten. Zu Mercedes aber sprach er noch:

„„Wenn Du meinen Edmond wiedersiehst, so sage ihm, ich sei ihn segnend gestorben.““

Der Abbé stand auf und ging zweimal im Zimmer auf und ab, wobei er eine zitternde Hand an seine trockene Kehle legte.

„Und Sie glauben, er starb . . . .“

„Hungers, mein Herr, Hungers, dafür stehe ich, so wahr wir hier zwei Christen sind,“ antwortete Caderousse.

Der Abbé ergriff mit krampfhafter Hand das noch halbvolle Glas, leerte es auf einen Zug und setzte sich nieder, die Augen geröthet und die Wangen bleich.

„Gestehen Sie, daß dies ein großes Unglück ist,“ sagte er mit heiserer Stimme.

„Um so größer, mein Herr, als es nicht Gott herbeigeführt hat, sondern die Menschen allein Schuld daran sind.“

„Gehen wir also auf diese Menschen über, doch vergessen Sie nicht,“ rief der Abbé mit einer beinahe drohenden Miene, „Sie haben mir Alles zu sagen versprochen; wer sind die Leute, welchen es zuzumessen ist, daß der Sohn vor Verzweiflung und der Vater vor Hunger starb?“

„Zwei Menschen, welche auf ihn eifersüchtig waren, der eine aus Liebe, der andere aus Ehrgeiz, Fernand und Danglars.“

„Auf welche Weise offenbarte sich diese Eifersucht?“

„Sie gaben Edmond als bonapartistischen Agenten an.“

„Welcher von Beiden gab ihn an? welcher von Beiden war der wahre Schuldige?“

„Beide, mein Herr; der Eine schrieb den Brief, der Andere brachte ihn auf die Post.“

„Und wo wurde dieser Brief geschrieben?“

„In der Reserve selbst, am Tage vor der Hochz.
„So ist es, so ist es," murmelte der Abbé! .. „
Faria! Faria! wie kanntest Du die Menschen und
Dinge!"
„Sie sagen, mein Herr?" fragte Caderousse.
„Nichts; fahren Sie fort."
„Danglars schrieb die Anzeige mit der linken H
damit man seine Schrift nicht erkennen würde, und
nand schickte sie ab."
„Aber Sie waren dabei?" rief plötzlich der Abbé
„Ich?" versetzte Caderousse erstaunt, „wer hat Ih
gesagt, daß ich dabei war?"
Der Abbé sah, daß er zu weit gegriffen hatte,
erwiederte:
„Niemand; doch um alle diese Einzelnheiten so
nau zu kennen, müssen Sie nothwendig Zeuge gew
sein."
„Das ist wahr," sprach Caderousse mit ersti
Stimme, „ich war dabei."
„Und Sie haben sich dieser Schändlichkeit nicht wi
setzt? Folglich sind Sie ein Mitschuldiger."
„Mein Herr, sie hatten mich Beide in einem G
trinken lassen, daß ich beinahe die Vernunft verlor.
sah nur noch durch eine Wolke. Alles, was ein Me
in einem solchen Zustande sagen kann, sagte ich,
Beide erwiederten, sie hätten nur einen Scherz ma
wollen, und dieser Scherz hätte keine Folgen."
„Doch am andern Tage sahen Sie, daß er Fo
hatte; Sie sagten aber nichts und waren dabei, als
ihn verhaftete."
„Ja, mein Herr, ich war dabei und wollte A
sagen, Danglars hielt mich jedoch zurück. „„Wen
zufällig schuldig ist,"" sprach er zu mir, „„wenn
wirklich an der Insel Elba angehalten, wirklich e
Brief für das bonapartistische Comité in Paris mi
nommen hat, wenn dieser Brief bei ihm gefun
wird, so werden diejenigen, welche ihn unterstützt

ben, als seine Mitschuldigen betrachtet werden."" Ich hatte bange vor der Politik, wie sie damals getrieben wurde, und schwieg; ich gestehe, es war eine Feigheit, aber kein Verbrechen."

„Ich begreife, Sie ließen gewähren und sonst nichts."

„Ja, mein Herr, und das ist mein Gewissensbiß bei Tag und bei Nacht. Ich schwöre Ihnen, ich bitte Gott sehr oft um Verzeihung, und zwar um so mehr, als diese Handlung, die einzige, die ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe, ohne Zweifel die Ursache meines Unglücks ist. Ich büße einen Augenblick der Selbstsucht, und sage auch immer zu der Carconte, wenn sie sich beklagt: „„Schweige, Frau, Gott will es so.""

Und Caderousse neigte das Haupt mit allen Zeichen wahrer Reue.

„Gut, mein Herr," sagte der Abbé, „Sie haben offenherzig gesprochen; sich so anklagen, heißt Verzeihung verdienen."

„Leider ist Edmond todt und hat mir nicht verziehen."

„Er wußte es nicht."

„Aber nun weiß er es vielleicht," sprach Caderousse. „Man sagt, die Todten wissen Alles."

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein: der Abbé war aufgestanden und ging nachdenkend auf und ab; dann kehrte er zu seinem Platze zurück und setzte sich wieder.

„Sie haben mir schon zwei= oder dreimal einen gewissen Herrn Morrel genannt?" sagte er. „Wer war dieser Mann?"

„Der Rheber des Pharaon, der Patron von Dantes."

„Und welche Rolle spielte er bei dieser traurigen Angelegenheit?"

„Die Rolle eines redlichen, muthigen, liebevollen Mannes. Zwanzigmal verwendete er sich für Edmond;

als der Kaiser zurückkehrte, schrieb er, bat er, drohte dergestalt, daß er bei der zweiten Restauration als Bo partist gewaltig verfolgt wurde. Zwanzigmal kam wie ich Ihnen sagte, zu dem Vater von Dantes, um in sein Haus zu nehmen, und einen oder zwei Tage seinem Tode ließ er, wie ich ebenfalls erwähnte, Börse auf dem Kamine, womit man die Schulden guten Mannes bezahlte und seine Beerdigung besorgte, daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er lebt hatte, ohne Jemand Unrecht zu thun. Ich habe Börse noch, eine große Börse von rother Seide."

„Und dieser Herr Morrel lebt noch?"

„Ja."

„Dann muß er ein vom Himmel gesegneter M er muß reich, er muß glücklich sein?"

Caderousse lächelte bitter und erwiederte:

„Ja, glücklich wie ich."

„Wie, Herr Morrel wäre unglücklich?" rief Abbé.

„Er ist der Armuth nahe, mehr noch, er steht der Gränze der Schande."

„Wie so?"

„Ja es ist, wie ich sage; nach fünf und zwanzigjä ger Arbeit, nachdem er die ehrenvollste Stellung in Handelswelt von Marseille erlangt hatte, ist Herr M rel völlig zu Grunde gerichtet. Er hat fünf Schiff zwei Jahren verloren, drei Bankerotte erlitten, und s einzige Hoffnung steht nun auf eben diesem Phara den der arme Dantes commandirte; dieses Schiff soll einer Ladung Cochenille und Indigo aus Indien zu kommen; bleibt es auch aus, wie die andern, so ist verloren."

„Hat der Unglückliche eine Frau, Kinder?" der Abbé.

„Ja, er hat eine Frau, welche sich unter allen sen Umständen wie eine Heilige benimmt; er hat

er, die einen Mann heirathen sollte, den sie liebt,
aber seine Familie ein zu Grunde gerichtetes Mäd-
nicht heirathen lassen will; er hat endlich einen
, der Lieutenant bei der Armee ist. Doch Sie be-
n: alles Dies verdoppelt seinen Schmerz, statt ihn
rmen Mann zu mildern. Wäre er allein, so würde
die Hirnschale zerschmettern, und Alles wäre ab-
ht."

„Das ist furchtbar!" murmelte der Abbé.

„So belohnt Gott die Tugend!" sprach Caderousse.
ber ich, abgesehen von dem, was ich Ihnen erzählte,
ne schlechte Handlung begangen habe, bin im Elend;
em ich meine arme Frau am Fieber habe hinscheiden
ohne etwas für sie thun zu können, werde ich Hun-
terben, wie der alte Dantes, während Fernand und
lars sich auf dem Gelde wälzen."

„Wie dies?"

„Weil sich bei ihnen Alles zum Guten gewendet
wie sich bei ehrlichen Leuten Alles zum Schlimmen
t."

„Was ist aus Danglars, dem Schuldigsten, dem An-
geworden?"

„Was aus ihm geworden ist? er hat Marseille ver-
, und ist auf die Empfehlung von Herrn Morrel,
chts von seinem Verbrechen wußte, bei einem spa-
n Banquier als Commis eingetreten. Zur Zeit des
chen Krieges betheiligte er sich bei den Lieferungen
as französische Heer und machte Glück; mit die-
ersten Gelde spielte er in den Fonds und ver-
chte, vervierfachte sein Vermögen; selbst Witwer
der Tochter seines Banquier heirathete er sodann
Witwe, Frau von Nargonne, Tochter von Herrn
Servieur, welcher Kammerherr des gegenwärtigen
gs ist und sich der höchsten Gunst erfreut. Er hatte
zum Millionär gemacht, man machte ihn zum Gra-
und er hat nun ein Hotel in der Rue du Mont-
r, zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lackeien in

seinem Vorzimmer, und ich weiß nicht wie viel Mill
in seinen Kassen."

„Ah!" rief der Abbé mit einem seltsamen Ausdr
„und er ist glücklich?"

„Glücklich . . . wer kann das sagen? Glück
Unglück, das ist das Geheimniß der Wände; die W
haben Ohren, aber keine Zunge; ist man glücklich
einem großen Vermögen, so ist Danglars glücklich."

„Und Fernand?"

„Fernand? das ist etwas ganz Anderes."

„Aber wie konnte ein armer catalonischer Fischer
Mittel, ohne Erziehung Glück machen; ich muß ges
das übersteigt meine Begriffe."

„Es übersteigt die Begriffe von aller Welt, u
muß in seinem Leben ein seltsames Geheimniß obw
das Niemand kennt."

„Auf welchen sichtbaren Leitern ist er denn zu d
großen Vermögen oder zu dieser hohen Stellung hi
gestiegen?"

„Zu Beidem, mein Herr, zu Beidem; er hat zu
Vermögen und Stellung."

„Sie erzählen mir ein Mährchen?"

„Es sieht allerdings ganz so aus, aber hören
und Sie werden begreifen. Fernand war einige
vor der Rückkehr von Dantes der Conscription verf
Die Bourbonen ließen ihn ruhig bei den Cataloni
aber Napoleon kehrte zurück; eine außerordentliche
hebung wurde decretirt, und Fernand sah sich genö
abzugehen. Ich ging auch ab, da ich aber älter
als Fernand und meine arme Frau kurz zuvor g
rathet hatte, so schickte man mich nur auf die K
Fernand wurde bei den activen Truppen eingereiht,
mit seinem Regiment an die Gränze, und wohnt
Schlacht bei Ligny bei. In der Nacht, welche auf
Treffen folgte, stand er Schildwache vor der Thüre
Generals, der eine geheime Verbindung mit
Feinde unterhielt. In derselben Nacht sollte der

neral mit den Engländern zusammentreffen; er schlug Fernand vor, ihn zu begleiten; Fernand willigte ein, verließ seinen Posten und folgte dem General. Was Fernand vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, wenn Napoleon auf dem Throne geblieben wäre, diente ihm bei den Bourbonen zur Empfehlung. Er kehrte nach Frankreich mit der Epaulette des Unterlieutenant zurück, und da ihn die Protection des Generals, welcher in hoher Gunst steht, nicht verließ, so war er Kapitän im Jahre 1823, während des spanischen Krieges, das heißt in dem Augenblick, wo Danglars seine ersten Speculationen machte. Fernand war Spanier; er wurde nach Madrid geschickt, um den Geist seiner Landsleute zu erforschen. Er fand dort Danglars, verabredete sich mit ihm, verhieß seinem General eine Unterstützung unter den Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen, erhielt Versprechungen übernahm Verbindlichkeiten, führte sein Regiment auf Wegen, die nur ihm allein bekannt waren, in Schlünde, welche von den Royalisten bewacht wurden, und leistete endlich in diesem kurzen Feldzug solche Dienste, daß er nach der Einnahme von Trocadero zum Obersten ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion mit dem Baronentitel erhielt."

„Verhängniß! Verhängniß!" murmelte der Abbé.

„Ja, doch hören Sie, das ist noch nicht Alles. Als der spanische Krieg beendigt war, fand sich die Laufbahn von Fernand durch den langen Frieden gefährdet, welcher voraussichtlich in Europa herrschen mußte. Griechenland allein hatte sich gegen die Türkei erhoben und seinen Unabhängigkeitskrieg begonnen; Aller Augen waren auf Athen gerichtet! die Mode heischte, die Griechen zu beklagen und zu unterstützen. Ohne sie offen in Schutz zu nehmen, duldete die französische Regierung, wie Sie wissen, theilweise Wanderungen zu ihnen. Fernand erbat sich und erhielt die Erlaubniß, in Griechenland zu dienen, während er nichtsdestoweniger in den Armeelisten fortgeführt wurde. Einige Zeit nachher erfuhr

man, daß der Baron von Morcef, dies war der Nar
den er führte, in die Dienste von Ali Pascha mit d
Grade eines Generalinstructors eingetreten war.
Pascha wurde getödtet, wie Sie wissen; aber ehe er sta
belohnte er die Dienste von Fernand, indem er ihm ei
beträchtliche Summe zustellen ließ, mit welcher Ferna
nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm sein Grad als G
nerallieutenant bestätigt wurde."

„Heute also?" fragte der Abbé.

„Heute," fuhr Caderousse fort, „ist er Graf, Dep
tirter, und besitzt ein prachtvolles Hotel in Paris, R
du Helder N. 27."

Der Abbé öffnete den Mund, zögerte einen Auge
blick, und sagte dann mit einer Anstrengung gegen s
selbst:

„Und Mercedes? man hat mich versichert, sie wä
verschwunden."

„Verschwunden, wie die Sonne verschwindet, um a
andern Tage glänzender aufzugehen."

„Sie hat also ebenfalls Glück gemacht?" fragte d
Abbé mit einem ironischen Lächeln.

„Mercedes ist in diesem Augenblick eine der vornehm
sten Damen von Paris," antwortete Caderousse.

„Fahren Sie fort," sagte der Abbé; „es ist m
als hörte ich die Erzählung eines Traumes. Aber
habe selbst so außerordentliche Dinge erlebt, daß mich d
jenigen, welche Sie mir mittheilen, weniger in Erstaun
setzen."

„Mercedes war Anfangs in Verzweiflung über d
Schlag, der ihr Edmond raubte. Ich sprach bereits v
ihren Bitten bei Herrn von Villefort und von ihrer E
gebenheit für den Vater von Dantes. Mitten in ihr
Verzweiflung traf sie ein neuer Schmerz, der Abgang v
Fernand, den sie, mit seinem Verbrechen nicht bekann
als ihren Bruder betrachtete. Fernand reiste ab, Merced
blieb allein.

„Drei Monate verliefen für sie in Thränen; kei

Kunde von Edmond, keine Nachricht von Fernand; nichts vor Augen, als einen Greis, der in seiner Verzweiflung hinstarb. Eines Abends, als sie ihrer Gewohnheit gemäß den ganzen Tag an der Ecke der zwei Wege, welche von Marseille zu den Cataloniern führen, sitzen geblieben war, kehrte sie niedergeschlagener als je in ihre Wohnung zurück: weder Geliebter, noch Freund erschienen auf einem von den beiden Wegen, und sie hatte weder von dem Einen, noch von dem Andern Kunde. Plötzlich kam es ihr vor, als hörte sie einen bekannten Tritt; sie wandte sich ängstlich um, die Thüre ging auf, und Fernand erschien in seiner Unterlieutenants-Uniform. Es war nicht die Hälfte dessen, was sie beweinte, aber es war ein Theil ihres vergangenen Lebens, was zu ihr zurückkehrte. Mercedes faßte die Hände von Fernand mit einem Entzücken, das dieser für Liebe hielt, während es nur die Freude war, nicht mehr allein auf der Welt zu sein und endlich nach langen Stunden einsamer Trauer einen Freund wiederzusehen; und dann muß man sagen, Fernand war nie gehaßt gewesen, er war nur nie geliebt; ein Anderer besaß das ganze Herz von Mercedes; dieser Andere war abwesend . . . verschwunden . . . vielleicht todt. Bei diesem letzten Gedanken brach Mercedes in ein Schluchzen aus und rang die Hände vor Schmerz; aber der Gedanke, den sie verwarf, wenn er ihr von einem Andern zugeflüstert wurde, kehrte jetzt ganz allein in ihrem Geiste ein; überdies sagte der alte Dantes unablässig zu ihr: „„Unser Edmond ist todt, denn wenn er nicht todt wäre, käme er zu uns zurück.““

„Der Greis starb, wie ich Ihnen sagte; hätte er gelebt, so würde Mercedes vielleicht nie die Frau eines Andern geworden sein; denn er wäre da gewesen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Fernand begriff dies. Als er den Tod des Greises erfuhr, kehrte er zurück. Diesmal war er Lieutenant. Bei seiner ersten Reise hatte er Mercedes kein Wort von Liebe gesprochen,

der zweiten erinnerte er sie daran, daß er sie liebte. Mercedes forderte noch sechs Monate von ihm, um Edmond zu erwarten und zu beweinen."

„Das machte wirklich im Ganzen achtzehn Monate," sagte der Abbé mit bitterem Lächeln. „Was kann der angebetetste Geliebte mehr fordern?"

Dann murmelte er die Worte des englischen Dichters:

„Frailty, thy name is woman! *)

„Sechs Monate nachher," fuhr Caderousse fort, „fand die Hochzeit in der Kirche des Accoules statt."

„Es war dieselbe Kirche, in der sie Edmond heirathen sollte," murmelte der Abbé, „nur war der Bräutigam verändert."

„Mercedes heirathete also," sprach Caderousse, „doch obgleich sie in aller Augen ruhig erschien, wurde sie nichtsdestoweniger ohnmächtig, als sie vor der Reserve vorbeikam, wo achtzehn Monate vorher ihre Verlobung mit demjenigen gefeiert worden war, den sie noch liebte, wenn sie in den Grund ihres Herzens zu sehen gewagt hätte. Glücklicher, aber nicht ruhiger, denn ich sah ihn in jener Zeit, und er fürchtete beständig die Rückkehr von Edmond, war Fernand sogleich darauf bedacht, seine Frau aus der Gegend zu entfernen und sich selbst zu verbannen; er hatte zugleich zu viele Gefahren zu befürchten und zu viele Erinnerungen zu bekämpfen, wenn er bei den Cataloniern blieb. Acht Tage nach der Hochzeit reisten sie ab."

„Sahen Sie Mercedes wieder?" fragte der Priester

„Ja, zur Zeit des spanischen Krieges, in Perpignan wo Fernand sie zurückgelassen hatte; sie beschäftigte sich damals mit der Erziehung ihres Sohnes."

Der Abbé bebte.

„Ihres Sohnes?" sagte er.

„Ja," antwortete Caderousse, „des kleinen Albert."

„Aber um diesen Sohn zu erziehen," sprach der

*) Schwachheit, dein Name ist Weib.

Abbé, „muß sie wohl selbst Erziehung erhalten haben? Es ist mir, als hätte ich von Edmond gehört, sie wäre die Tochter eines einfachen Fischers, schön, aber ungebildet gewesen?"

„Oh! kannte er denn seine Braut so schlecht?" versetzte Caderousse. „Mercedes hätte Königin werden können, wenn die Krone nur auf den schönsten und gescheidesten Köpfen getragen werden sollte. Ihr Vermögen nahm bereits zu, und sie nahm mit ihrem Vermögen zu. Sie lernte zeichnen, sie lernte Musik, sie lernte Alles. Dabei glaube ich, unter uns gesagt, daß sie alles Dies nur that, um sich zu zerstreuen, um zu vergessen, und daß sie nur so viele Dinge in ihren Kopf brachte, um das zu bekämpfen, was sie im Herzen hatte. Nun muß aber Alles gesagt sein," fügte Caderousse bei; „das Vermögen und die Ehre haben sie ohne Zweifel getröstet. Sie ist reich, sie ist Gräfin, und dennoch . . ."

Caderousse schwieg.

„Was dennoch?"

„Dennoch bin ich überzeugt, daß sie nicht glücklich ist."

„Warum glauben Sie dies?"

„Als ich selbst zu unglücklich war, dachte ich, meine ehemaligen Freunde würden mich einiger Maßen unterstützen. Ich begab mich zu Danglars, der mich nicht einmal empfing. Ich ging zu Fernand, und dieser ließ mir hundert Franken durch seinen Kammerdiener zustellen."

„Also sahen Sie weder den Einen, noch den Andern?"

„Nein, aber Frau von Morcerf hat mich gesehen."

„Wie dies?"

„Während ich hinausging, fiel eine Börse zu meinen Füßen; sie enthielt fünf und zwanzig Louis d'or. Ich schaute rasch empor und erblickte Mercedes, welche den Laden wieder schloß."

„Und Herr von Villefort?" fragte der Abbé.

„O! er war nicht mein Freund gewesen, ich kannte ihn nicht und hatte nichts von ihm zu fordern."

„Doch wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist, und welchen Theil er an dem Unglück von Edmond gehabt hat?"

„Nein, ich weiß nur, daß er einige Zeit, nachdem er Edmond hatte verhaften lassen, Fräulein von Saint-Meran heirathete und bald darauf Marseille verließ. Ohne Zweifel hat ihm das Glück gelächelt, wie den Andern, ohne Zweifel ist er reich wie Danglars, geachtet wie Fernand; ich allein bin, wie Sie sehen, arm, elend und von Gott vergessen geblieben."

„Sie täuschen sich, mein Freund," sprach der Abbé, „Gott kann zuweilen den Anschein haben, als vergäße er, wenn seine Gerechtigkeit ruht, aber es kommt immer ein Augenblick, wo er sich erinnert, und hier ist der Beweis davon."

Bei diesen Worten zog der Abbé den Diamant aus der Tasche, reichte ihn Caderousse und sprach:

„Nehmen Sie diesen Diamant, er gehört Ihnen."

„Wie, mir allein?" rief Caderousse; „oh! mein Herr, Sie scherzen?"

„Dieser Diamant sollte unter die Freunde von Edmond vertheilt werden! Edmond hatte nur einen Freund, die Vertheilung wird also unnöthig. Nehmen Sie diesen Diamant und verkaufen Sie ihn, ich wiederhole, er ist fünfzigtausend Franken werth, und diese Summe wird hoffentlich genügen, um sie der Armuth zu entziehen."

Oh! mein Herr," sagte Caderousse schüchtern eine Hand ausstreckend und mit der andern den Schweiß abwischend, der auf seiner Stirne perlte, „oh! mein Herr, treiben Sie nicht Spott mit dem Glücke und der Verzweiflung eines Menschen."

„Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung ist, und werde nie mit diesen Gefühlen Kurzweil treiben. Nehmen Sie, aber dagegen ..."

Caderousse, der bereits den Diamant berührte, zog seine Hand zurück.

Der Abbé lächelte.

„Dagegen," fuhr er fort, „geben Sie mir die rothe seidene Börse, welche Herr Morrel auf dem Kamine des alten Dantes zurückließ."

„Immer mehr erstaunt, ging Caderousse an einen großen Schrank von Eichenholz, öffnete ihn und reichte dem Abbé eine lange Börse von erbleichter rother Seide, woran zwei Ringe von ehemals vergoldetem Kupfer auf- und abglitten. Der Abbé nahm sie und gab dafür Caderousse den Diamant.

„Oh! Sie sind ein Mann Gottes," rief Caderousse, „denn es wußte in der That Niemand, daß Edmond Ihnen den Diamant übergeben hatte, und Sie konnten ihn behalten."

„Gut," sagte der Abbé zu sich selbst, „Du hättest es gethan, wie es scheint."

Der Abbé stand auf, nahm seinen Hut und seine Handschuhe und sprach:

„Alles, was Sie gesagt haben, ist wahr, nicht so, und ich kann Ihnen in allen Punkten glauben?"

„Sehen Sie, Herr Abbé," antwortete Caderousse, „dort in jener Ecke ist ein Christus von geweihtem Holze, hier auf dieser Kiste liegt das Evangelienbuch meiner Frau, öffnen Sie dieses Buch, und ich will Ihnen, die Hand gegen Christus ausgestreckt, darauf schwören, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, bei meinem christlichen Glauben, daß ich Ihnen alle Dinge so gesagt habe, wie sie vorgefallen sind, und wie sie der Engel der Menschen Gott am jüngsten Gerichte zuflüstern wird!"

„Es ist gut," sprach der Abbé, durch den Ausdruck überzeugt, daß Caderousse die Wahrheit gesagt hatte, „es ist gut; möge Ihnen dieses Geld Nutzen bringen. Leben Sie wohl, ich kehre zurück, um fern von den Menschen zu leben, welche so viel Böses thun."

Und mit großer Mühe sich von den begeisterten Ergüssen von Caderousse befreiend, hob der Abbé selbst den Querbaum empor, stieg zu Pferde, grüßte zum

letzten Male den Wirth, der sich in geräuschvollen Abschi
worten gleichsam verwickelte, und entfernte sich in
Richtung, in welcher er gekommen war.

Als sich Caderousse umwandte, sah er hinter sich
Carconte bleicher und zitternder als je.

„Ist es wahr, was ich gehört habe?" sagte sie.

„Was? daß er uns den Diamant für uns
allein gegeben hat?" entgegnete Caderousse beinahe när
vor Freude.

„Ja."

„Nichts kann wahrer sein, als dies."

„Und wenn er falsch wäre?" sagte sie.

Caderousse erbleichte und wankte.

„Falsch," murmelte er, „falsch... Und warum s
mir dieser Mann einen falschen Diamant gegeben habe

„Um Dein Geheimniß zu besitzen, ohne es zu be
len, Schwachkopf."

Caderousse blieb einen Augenblick betäubt unter
Gewichte dieser Muthmaßung. Bald aber nahm er se
Hut, setzte ihn auf das rothe um seinen Kopf gewic
Taschentuch und rief:

„Oh! wir werden das wohl erfahren."

„Auf welche Art?"

„Es ist Messe in Beaucaire, es sind Juweliere
Paris dort, ich will ihnen den Stein zeigen. Hüte
Haus, Frau, in zwei Stunden bin ich zurück."

Und er stürzte aus dem Hause und lief auf
Straße fort, der entgegengesetzt, welche der Unbeka
eingeschlagen hatte.

„Fünfzigtausend Franken," murmelte die Carc
als sie allein war, „das ist Geld . . . aber es ist
Vermögen."

Fünftes Kapitel.

Die Register der Gefängnisse.

Einen Tag, nachdem die von uns erzählte Scene auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire vorgefallen war, erschien ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren in blauem Frack, Nankinbeinkleidern und weißer Weste, mit britischer Tournure und britischem Accent, bei dem Maire von Marseille und sprach:

„Mein Herr, ich bin der erste Commis des Hauses Thomson und French in Rom; wir stehen seit zehn Jahren in Verbindung mit dem Hause Morrel und Sohn in Marseille, haben uns hiebei auf etwa hunderttausend Franken eingelassen, und sind nicht ganz ohne Unruhe, da man behauptet, dieses Haus sei seinem Ruin nahe. Ich komme daher ausdrücklich von Rom, um mir von Ihnen Auskunft über Morrel und Sohn zu erbitten."

„Mein Herr," antwortete der Maire, „ich weiß bestimmt, daß seit vier bis fünf Jahren das Unglück Herrn Morrel zu verfolgen scheint; er hat hinter einander vier Schiffe verloren und drei Bankerotte erlitten; aber obgleich ich selbst sein Gläubiger für ein Dutzend tausend Franken bin, geziemt es mir doch nicht, irgend eine Auskunft über den Zustand seines Vermögens zu geben. Fragen Sie mich als Maire, was ich von Herrn Morrel denke, so antworte ich Ihnen, er sei ein streng rechtlicher Mann und habe bis jetzt alle seine Verbindlichkeiten äußerst pünktlich erfüllt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Herr. Wollen Sie mehr wissen, so wenden Sie sich an Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse, Rue de Noailles Nro. 15; er hat, so viel ich weiß, zweimal hunderttausend Franken bei dem

Hause Morrel angelegt, und wenn wirklich etwas zu fürchten wäre, so würden Sie ihn, da diese Summe beträchtlicher ist, als die meinige, wahrscheinlich über diesen Punkt besser unterrichtet finden, als ich es bin."

Der Engländer schien diese Zartheit zu würdigen, grüßte, verließ den Maire, und wanderte mit dem den Söhnen Großbritanniens eigenthümlichen Gange nach der bezeichneten Straße. Herr von Boville war in seinem Cabinet: als ihn der Engländer erblickte, machte er eine Bewegung des Erstaunens, welche anzudeuten schien, daß er nicht zum ersten Male diesem Manne gegenüber stand. Herr von Boville aber war so verzweiflungsvoll, daß, gleichsam verschlungen von dem Gedanken, der ihn in diesem Augenblick beschäftigte, die Fähigkeiten seines Geistes weder seinem Gedächtniß, noch seiner Einbildungskraft Muße ließen, sich in die Vergangenheit zu verirren. Der Engländer legte ihm mit dem Phlegma seiner Nation beinahe in denselben Ausdrücken dieselbe Frage vor, die er dem Maire von Marseille vorgelegt hatte.

„Oh! mein Herr," rief Herr von Boville, „Ihre Befürchtungen sind leider nur zu sehr gegründet, und Sie sehen einen verzweifelnden Mann in mir. Ich hatte zwei mal hunderttausend Franken bei dem Hause Morrel angelegt: diese zwei mal hunderttausend Franken waren die Mitgift meiner Tochter, welche ich in vierzehn Tagen zu verheirathen gedachte; diese zwei mal hunderttausend Franken waren rückzahlbar, hunderttausend am 15. dieses Monats, hunderttausend am 15. des nächsten. Ich hatte Herrn Morrel von meinem Wunsche, daß diese Zahlung pünktlich stattfinden möchte, benachrichtigt, und nun ist er vor kaum einer halben Stunde zu mir gekommen, um mir zu sagen, wenn sein Schiff der Pharaon bis am 15. nicht einliefe, wäre er außer Stands, seine Verbindlichkeit zu erfüllen."

„Aber das gleicht ganz einer Zahlungsfristverlängerung," sagte der Engländer.

„Sagen Sie, es gleiche einem Ban
von Boville außer sich.

Der Engländer schien einen Augenb
und sprach sodann:

„Also flößt Ihnen diese Schuldforderi

„Das heißt, ich betrachte sie als verl

„Wohl, ich kaufe sie Ihnen ab."

„Sie?"

„Ja, ich."

„Aber ohne Zweifel zu einem ungeheu

„Nein, um zweimal hunderttausend Fi
Haus," fügte der Engländer lachend bei,
solche Geschäfte."

„Und Sie bezahlen?"

„Baar."

Der Engländer zog aus seiner Tasche ei
Bankbillets, die das Doppelte der Summe betra
ten, welche Herr von Boville zu verlieren t
Ein Blitz der Freude zog über das Gesicht v
von Boville hin, doch er suchte sich zu bemeis
sprach:

„Mein Herr, ich muß Sie davon in Kenntni
daß Sie aller Wahrscheinlichkeit noch nicht sechs
von dieser Summe bekommen werden.

„Das geht mich nichts an," erwiederte der
der, „das geht das Haus Thomson und French
dessen Namen ich handle. Es liegt vielleicht i
Interesse, ein rivales Haus zu Grunde zu richt
weiß nur, daß ich bereit bin, Ihnen diese Summ
Uebertragung zu bezahlen, wobei ich mir indess
Mäklerlohn erbitten werde."

„Das ist nicht mehr als billig!" rief Herr
ville. „Die Commission beträgt gewöhnlich ant
wollen Sie zwei? wollen Sie drei? wollen S
vollen Sie noch mehr? sprechen Sie!"

„Mein Herr," antwortete der Englän

„ich bin wie mein Haus, ich mache keine solche Geschäft
mein Mäklerlohn ist ganz anderer Natur."

„Reden Sie, mein Herr, ich höre."

„Sie sind Inspector der Gefängnisse?"

„Seit vierzehn Jahren."

„Sie halten Eintritts- und Abgangs-Register?"

„Allerdings."

„Diesen Registern müssen Noten bezüglich auf
Gefangenen beigefügt sein?"

„Jeder Gefangene hat seinen Fascikel."

„Nun wohl, ich bin in Rom von einem armen Te
fel von Abbé erzogen worden, welcher plötzlich von d
verschwunden ist. Seitdem habe ich erfahren, daß m
ihn in dem Castell If gefangen gehalten, und ich möc
wohl gern etwas Näheres über seinen Tod wissen."

„Wie hieß er?"

„Abbé Faria."

„Oh! ich erinnere mich seiner ganz genau," r
Herr von Boville, „er war ein Narr."

„Man sagte es."

„Oh! er war es ganz gewiß."

„Es ist möglich; was war seine Narrheit?"

„Er behauptete, Kenntniß von einem unermeßlich
Schatze zu haben, und bot der Regierung tolle Summe
wenn man ihn in Freiheit setzen wollte."

„Armer Teufel! Und er ist todt?"

„Ja, mein Herr, er starb ungefähr vor fünf od
sechs Monaten, im vergangenen Februar."

„Sie haben ein glückliches Gedächtniß, mein He
daß Sie sich so der einzelnen Umstände erinnern."

„Ich erinnere mich dieser Geschichte, weil der T
des armen Teufels von einem seltsamen Ereigniß beglei
war."

„Dürfte man dieses Ereigniß erfahren?" fragte
Engländer mit einem Ausdrucke von Neugierde, wel

auf seinem phlegmatischen Gesichte zu finden, ein tiefer Beobachter erstaunt gewesen wäre.

„Oh! mein Gott, ja, mein Herr; das Gefängniß des Abbé war ungefähr fünf und vierzig bis fünfzig Fuß von dem eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt, eines sehr entschlossenen und gefährlichen Menschen von der Zahl derjenigen, welche am meisten zu der Rückkehr des Usurpators im Jahre 1815 beigetragen haben."

„Wirklich!" sagte der Engländer.

„Ja. ich hatte selbst Gelegenheit, diesen Menschen im Jahre 1816 oder 1817 zu sehen; man stieg in seinen Kerker nur mit einem Piquet Soldaten hinab; er machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich werde sein Gesicht nie vergessen.

Der Engländer lächelte unmerklich.

„Und Sie sagen," versetzte er, „die zwei Kerker..."

„Waren durch eine Entfernung von fünfzig Fuß getrennt, aber es scheint, dieser Edmond Dantes . . ."

„Der gefährliche Mensch hieß . . . ."

„Edmond Dantes. Ja, mein Herr, es scheint, dieser Edmond Dantes hatte sich Werkzeug verschafft oder verfertigt, denn man fand einen Gang, durch welchen die Gefangenen mit einander in Verbindung standen."

„Dieser Gang war ohne Zweifel in der Absicht zu entweichen gemacht worden?"

„Allerdings; aber zum Unglück für die Gefangenen wurde der Abbé von der Starrsucht befallen und starb."

„Ich begreife, das mußte die Entweichungspläne kurz abschneiden."

„Für den Todten, ja," antwortete Herr von Boville, „für den Lebenden nicht; dieser Dantes sah im Gegentheil darin ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen; er dachte ohne Zweifel, die im Castell If gestorbenen Gefangenen würden in einem gewöhnlichen Friedhofe begraben, trug den Hingeschiedenen in seine Zelle, nahm

seinen Platz in dem Sacke ein, in welchen man jenen genäht hatte, und erwartete den Augenblick des Begräbnisses."

„Das war ein gewagtes Mittel, woraus sich auf einigen Muth schließen ließ," bemerkte der Engländer.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, mein Herr, daß es ein sehr gefährlicher Mensch war; zum Glück befreite er die Regierung selbst von der Furcht, die sie seinetwegen hegte."

„Wie dies?"

„Sie begreifen nicht?"

„Nein."

„Das Castell If hat keinen Friedhof; man wirft die Todten ganz einfach in das Meer, nachdem man ihnen zuvor eine Kugel von sechs und dreißig Pfund an die Füße gebunden hat."

„Nun?" fragte der Engländer, als ob er schwer begriffe.

„Man befestigte ihm die Kugel von sechs und dreißig Pfund an die Füße und warf ihn in das Meer.

„In der That!" rief der Engländer.

„Ja, mein Herr," fuhr der Inspector fort. „Sie können sich denken, wie groß das Erstaunen des Flüchtlings gewesen sein muß, als er fühlte, daß man ihn von dem Felsen herabstürzte. Ich hätte sein Gesicht in diesem Augenblick sehen mögen."

„Das wäre schwierig gewesen."

„Gleichviel," sagte Herr von Boville, den die Gewißheit, seine zwei mal hunderttauseud Franken wieder zu erhalten, in gute Laune versetzte; „gleichviel, ich stelle es mir vor."

Und er brach in ein Gelächter aus.

„Und ich auch," sagte der Engländer.

Und er fing an, ebenfalls zu lachen, aber wie die Engländer lachen, mit dem Ende der Zähne.

„Der Flüchtling ist also ertrunken?" fuhr der Engländer fort, welcher zuerst wieder seine Kaltblütigkeit gewann.

„Ganz und gar."

„Somit wurde der Gouverneur des Castells zugleich von dem Wüthenden und von dem Narren befreit?"

„Gewiß."

„Es mußte doch eine Art von Protokoll über dieses Ereigniß aufgenommen werden?" fragte der Engländer.

„Ja, ja, ein Sterbeprotokoll. Sie begreifen, für die Verwandten von Dantes, wenn er hat, konnte es von Interesse sein, sich zu versichern, ob er gestorben wäre oder noch lebte."

„Folglich können Sie nun ruhig sein, wenn sie von ihm erben. Er ist todt, sehr todt?"

„Oh! mein Gott, ja. Man wird ihnen einen Schein ausstellen, wenn sie es haben wollen."

„Es sei so," sprach der Engländer. „Doch um auf die Register zurückzukommen . . ."

„Richtig . . . Diese Geschichte hat uns davon entfernt. Verzeihen Sie."

„Was soll ich verzeihen? Die Geschichte? keines Weges; sie war mir sehr interessant."

„Sie ist es in der That . . . Mein Herr, Sie wünschen also Alles zu sehen, was sich auf den armen Abbé bezieht, der die Sanftmuth selbst war, nicht so?"

„Es würde mir Vergnügen machen."

„Gehen Sie in mein Cabinet, und ich will es Ihnen zeigen."

Beide gingen in das Cabinet von Herrn von Boville.

Alles war hier in vollkommener Ordnung: jedes Register bei seiner Nummer, jeder Fascikel in seinem Fach. Der Inspector hieß den Engländer in seinen Lehnstuhl sitzen, legte ihm das Register und die Akten bezüglich auf Castell If vor, und ließ ihm volle Muße, darin zu blättern, während er selbst in einem Winkel sitzend seine Zeitung las.

Der Engländer fand leicht die Akten, welche sich auf den Abbé Faria bezogen, doch es scheint, die

schichte, die ihm Herr von Boville erzählt, hatte il
lebhaft interessirt, denn nachdem er von den ersten St
cken Kenntniß genommen, fuhr er fort, zu blätter
bis er zu dem Fascikel von Edmond Dantes gekomm
war. Hier fand er wieder Alles an seinem Platz, D
nunciation, Verhör, Bittschrift von Herrn Morr
Randglosse von Herrn von Villefort. Er faltete ga
sachte die Denunciation zusammen, steckte sie in sei
Tasche, las das Verhör und sah, daß der Name Noi
tier nicht darin ausgesprochen war, durchlief dann au
noch das Gesuch vom 10. Februar 1815, worin He
Morrel, nach dem Rathe des Substituten, in einer vo
trefflichen Absicht, weil Napoleon noch regierte, die Dien
übertrieb, welche Dantes der kaiserlichen Sache geleis
hatte, Dienste, die das Certificat von Villefort unbestre
bar machte. Nun begriff er Alles. Das von Villef
aufbewahrte Gesuch war unter der zweiten Restaurati
eine furchtbare Waffe in den Händen des Staatsanwalt
geworden. Er wunderte sich daher nicht mehr über f
gende Note, welche er als Randglosse neben seinen Nam
gesetzt fand:

Edmond Dantes	Wüthender Bonapartist, hat thä gen Antheil an der Rückkehr v der Insel Elba genommen. Im geheimsten Gewahrsam und u ter der strengsten Aufsicht halten.

Unter diesen Zeilen stand von einer andern Han
schrift:

„In Betracht obiger Note nichts zu machen."

Die Handschrift der Randglosse mit der des Cer
ficats vergleichend, das unten an das Gesuch von Mo
rel gesetzt war, bekam er Dantes Gewißheit, daß Ran
glosse und Certificat von einer Hand, nämlich von der v
Villefort herrührten.

Was die begleitende Note betrifft, so begriff d
Engländer, daß sie von irgend einem Inspector eing
zeichnet worden war, der ein vorübergehendes Intere

an der Lage von Dantes genommen, durch die erwähnte Bemerkung aber sich in die Unmöglichkeit versetzt gesehen hatte, seiner Theilnahme eine Folge zu geben.

Aus Discretion, und um den Zögling der Abbé Faria in seinen Nachforschungen nicht zu beengen, hatte sich der Inspector, wie gesagt, entfernt und las im Drapeau blanc. Er sah also nicht, wie der Engländer die von Danglars in der Sommerlaube der Reserve geschriebene und mit dem Stempel von Marseille den 27. Februar versehene Denunciation zusammenlegte und einsteckte. Hätte er es aber auch gesehen, so würde er sicherlich zu wenig Gewicht auf dieses Papier und zu viel auf seine zweimal hunderttausend Franken gelegt haben, um sich dem zu widersetzen, was der Engländer that, so ordnungswidrig es auch war.

„Ich danke," sagte dieser, indem er das Register geräuschvoll schloß. „Ich weiß, was ich wissen wollte, und nun ist an mir, mein Versprechen zu halten; machen Sie mir eine einfache Abtretung Ihrer Schuldforderung; bescheinigen Sie in dieser Abtretung den Empfang des Betrags, und ich bezahle Ihnen die Summe."

Und er überließ seinen Platz am Schreibtische Herrn von Boville, der sich ohne Umstände setzte und eiligst die verlangte Abtretung schrieb, während der Engländer auf einem Tischchen die Bankbillets aufzählte.

Sechstes Kapitel.

Das Haus Morrel.

Wer, mit dem Innern des Hauses Morrel ver
Marseille ein paar Jahre zuvor verlassen hätte und z
Zeit, zu der wir nunmehr gelangt sind, zurückgekehrt
würde eine große Veränderung darin gefunden h
Statt des lebendigen, behaglichen, glücklichen An
den ein auf dem Pfade der Wohlfahrt begriffenes
gleichsam ausströmt; statt der freudigen, hinter den Fe
vorhängen erscheinenden Gesichter; statt der geschäf
mit der Feder hinter dem Ohr in den Gängen u
laufenden Commis; statt des mit Ballen gefüllten
dem Geschrei und Gelächter der Faktoren wiederh
den Hofes, hätte er etwas Trauriges, Todtes in
öden Gängen und diesem leeren Hofe wahrgenom
Von den zahlreichen Handlungsdienern, welche ein
Büreaux bevölkerten, waren nur zwei geblieben;
eine war ein junger Mann von drei bis vierundzw
Jahren, Namens Emmanuel Raymond, welcher, ve
in die Tochter von Herrn Morrel, in dem
verharrte, was auch seine Eltern thun mochten, un
daraus zu entfernen; der andere war ein alter,
äugiger Kassengehülfe, genannt Cocles, ein Spo
men, den ihm die jungen Leute gegeben hatten, w
einst den so gewaltig summenden, nun aber beinah
bewohnten Bienenstock belebten; dieser Spottname
allmälig seinen wahren Namen so vollkommen
setzt, daß er sich ohne Zweifel nicht einmal u
wendet haben würde, hätte man ihn bei dem le
gerufen.

Cocles war im Dienste von Herrn Morrel g
ben, und es hatte sich eine sonderbare Veränderun

der Lage des braven Mannes bewerkstelligt; er war zugleich zum Grade eines Kassiers avancirt und zum Range eines Bedienten herabgesunken. Darum war es nicht minder derselbe Cocles, gut, geduldig, ergeben, aber unbeugsam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen Punkte, worin er der ganzen Welt, selbst Herrn Morrel, die Spitze geboten hätte; seine pythagoräische Tabelle konnte er an den Fingern hersagen, wie man sie auch drehen und auf welche Weise man ihn in einen Irrthum zu versetzen suchen mochte.

Mitten unter der allgemeinen Traurigkeit, welche sich des Hauses Morrel bemächtigt hatte, war Cocles allein unempfindlich geblieben. Man täusche sich übrigens nicht, diese Unempfindlichkeit rührte nicht von einem Mangel an Zuneigung, sondern im Gegentheil von einer unerschütterlichen Ueberzeugung her. Wie die Ratten der Sage nach allmälig ein Schiff verlassen, das zum Voraus vom Schicksal im Meere unterzugehen bestimmt ist, so daß diese selbstsüchtigen Gäste in dem Augenblick, wo es die Anker lichtet, völlig ausgewandert sind, eben so hatte die Menge von Commis und Angestellten aller Art, welche ihren Unterhalt von dem Hause Morrel bezogen, allmälig Bureau und Magazine im Stich gelassen; Cocles sah sie insgesammt weggehen, ohne sich über die Ursache ihres Abgangs Rechenschaft zu geben. Alles lief bei Cocles auf eine Zifferfrage hinaus, und seit den zwanzig Jahren, die er in dem Hause Morrel war, hatte er die Zahlungen bei offenem Bureau mit solcher Regelmäßigkeit stattfinden sehen, daß er eben so wenig zugab, diese Regelmäßigkeit könnte aufhören und die Zahlungen dürften eingestellt werden, als ein Müller, der eine von dem Wasser eines reichen Flusses gespeiste Mühle besitzt, zugibt, dieser Fluß könnte zu laufen aufhören. Bis jetzt hatte sich wirklich nichts gegen die Ueberzeugung von Cocles erhoben. Der letzte Monatsschluß war mit der strengsten Pünktlichkeit durchgeführt worden. Cocles hatte einen Irrthum von sieben=

Centimes, welcher zum Nachtheil von Herrn Morrel begangen worden war, entdeckt und an demselben Tag den Mehrbetrag von vierzehn Sous seinem Principal überbracht, welcher diese mit einem schwermüthigen Lächeln nahm, in eine beinahe leere Schublade fallen ließ, und zu dem Arithmetiker sagte:

„Gut, Cocles, Sie sind die Perle der Kassiere."

Cocles entfernte sich äußerst zufrieden; denn ein Lob von Herrn Morrel, dieser Perle der ehrlichen Leute von Marseille, schmeichelte Cocles mehr als ein Geschenk von fünfzig Thalern. Aber seit diesem so glücklich durchgeführten Monatsschluß hatte Herr Morrel grausame Stunden durchgemacht; um gegen diesen Monatsschluß Stand zu halten, hatte er alle seine Mittel zusammengerafft und war selbst, aus Furcht, das Gerücht von seiner Noth könnte sich in Marseille verbreiten, wenn man ihn so zum Aeußersten greifen sehen würde, auf die Messe von Beaucaire gereist, um einige Juwelen, welche seiner Frau und seiner Tochter gehörten, und einen Theil von seinem Silberzeug zu verkaufen. Mittelst dieses Opfers war diesmal noch Alles zur größten Ehre des Hauses Morrel vorübergegangen. Die Kasse aber blieb völlig leer. Erschreckt durch umlaufende Gerüchte zog sich der Credit mit seiner gewöhnlichen Selbstsucht zurück, und um gegen die hunderttausend Franken, welche am 15ten laufenden Monats zurückzubezahlen waren, und gegen die hunderttausend, welche am 15ten des folgenden verfielen, Stand zu halten, hatte Herr Morrel in Wirklichkeit nichts mehr, als die Hoffnung auf die Rückkehr des Pharaon, von dessen Abgang ein Schiff, das mit ihm die Anker gelichtet, Kunde gegeben hatte. Dieses Schiff, welches wie der Pharaon von Calcutta kam, war aber bereits seit vierzehn Tagen im Hafen eingelaufen, während man vom Pharaon keine Nachricht hatte.

So standen die Dinge, als der Abgesandte des Hauses Thomson und French in Rom am andern Tage, nachdem

er die von uns mitgetheilte wichtige Angelegenheit mit Herrn von Boville abgemacht hatte, sich bei Herrn Morrel einfand. Emmanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jeder neue Besuch erschreckte, denn jedes neue Gesicht kündigte einen neuen Gläubiger an, welcher in seiner Ungeduld herbeikam, um den Chef des Hauses auszuforschen, der junge Mann, sagen wir, wollte seinem Herrn das Aergerliche dieses Besuches ersparen; er befragte den Eintretenden, dieser aber erklärte ihm, er hätte nichts mit Herrn Emmanuel zu thun, sondern müßte mit Herrn Morrel persönlich sprechen.

Emmanuel rief seufzend Cocles und befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen. Cocles ging voraus und der Fremde folgte. Auf der Treppe begegnete man einem hübschen jungen Mädchen, das den Fremden voll Unruhe anschaute. Cocles bemerkte diesen Gesichtsausdruck nicht, der jedoch dem Fremden keines Wegs entgangen zu sein schien.

„Herr Morrel ist in seinem Cabinet, nicht wahr, Fräulein Julie?“ fragte der Kassier.

„Ja, ich glaube wenigstens,“ antwortete das Mädchen zögernd; „sehen Sie zuerst nach, Cocles, und wenn mein Vater dort ist, melden Sie den Herrn.“

„Es wäre unnütz, mich zu melden,“ erwiederte der Engländer, Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser brave Mann mag ihm nur sagen, ich sei der erste Commis der Herren Thomson und French in Rom, mit denen das Haus Ihres Herrn Vaters in Verbindung steht.“

Das Mädchen erbleichte und ging vollends die Treppe hinab, und der Fremdling ging vollends hinauf. Julie, wie sie der Kassier genannt hatte, trat in das Bureau, wo sich Emmanuel aufhielt, und Cocles öffnete mit Hülfe eines Schlüssels, dessen Besitzer er war, eine Thüre in der Ecke des Ruheplatzes im zweiten Stocke, führte den Fremden in ein Vorzimmer, öffnete eine

zweite Thüre, die er wieder hinter sich schloß, und erschien sodann, nachdem er den Abgesandten des Hauses Thomson und French einen Augenblick allein gelassen hatte, abermals und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte eintreten. Der Fremde fand Herrn Morrel an seinem Schreibtische sitzend und erbleichend vor den furchtbaren Colonnen, in denen sein Passivum eingetragen war. Als Herr Morrel den Fremden erblickte, stand er auf und schob einen Stuhl vor; sobald er sah, daß der Fremde sich gesetzt hatte, setzte er sich ebenfalls wieder.

Vierzehn Jahre hatten eine gewaltige Veränderung bei dem würdigen Handelsherrn hervorgebracht, welcher, am Anfang dieser Geschichte sechs und dreißig Jahre alt, nun das fünfzigste zu erreichen auf dem Punkte stand. Seine Haare hatten sich gebleicht, seine Stirne war unter sorgenvollen Runzeln ausgehöhlt; sein einst so fester, bestimmter Blick war unbestimmt, unentschlossen geworden, und schien bange zu haben, er könnte genöthigt werden, auf einem Gedanken oder auf einem Menschen zu haften. Der Engländer schaute ihn mit einem Gefühle der Neugierde an, das offenbar mit Theilnahme gemischt war.

„Mein Herr," sagte Morrel, dessen Unbehaglichkeit dieses Anschauen zu verdoppeln schien, „Sie wünschten mich zu sprechen?"

„Ja, mein Herr; Sie wissen, in wessen Namen ich komme?"

„Im Namen des Hauses Thomson und French, wenigstens wie mir mein Kassier gesagt hat."

„Er sagte Ihnen die Wahrheit. Das Haus Thomson und French soll im Laufe dieses Monats und des nächsten in Frankreich drei bis viermal hunderttausend Franken bezahlen, und hat, vertraut mit Ihrer strengen Pünktlichkeit, alle Papiere aufgekauft, welche es mit Ihrer Unterschrift finden konnte, wobei mir der Auftrag

geworden ist, nach Maßgabe des Verfalls die Gelder bei Ihnen zu erheben und sodann zu verwenden."

Morrel stieß einen schweren Seufzer aus, fuhr mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirne und erwiederte:

„Sie haben also von mir unterzeichnete Tratten?"

„Ja, mein Herr, für eine beträchtliche Summe."

„Für welche Summe?" fragte Herr Morrel mit einer Stimme, welcher er Sicherheit zu verleihen strebte.

„Einmal," sagte der Engländer, ein Päckchen aus der Tasche ziehend, „einmal habe ich hier eine Abtretung von zweimal hunderttausend Franken, ausgestellt an unser Haus von Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville diese Summe schuldig sind?"

„Ja, mein Herr, er hat sie zu vier und einem halben Procent vor bald fünf Jahren bei mir angelegt."

„Und Sie haben den Betrag zurückzubezahlen?"

„Hälftig am fünfzehnten dieses, hälftig am fünfzehnten des nächsten Monats."

„So ist es; dann habe ich hier zwei und dreißigtausend fünfhundert Ende dieses; es sind von Ihnen unterzeichnete und von Dritten an unser Haus übertragene Tratten."

„Ich erkenne sie an, sagte Herr Morrel, dem bei dem Gedanken, daß er zum ersten Male in seinem Leben vielleicht seiner Unterschrift nicht entsprechen könnte, die Schamröthe in das Gesicht stieg. „Ist das Alles?"

„Ich habe noch auf Ende nächsten Monats diese Papiere, welche das Haus Pascale und das Haus Wild und Turner in Marseille an uns verkauften, etwa fünf und fünfzig tausend Franken, im Ganzen zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken."

Es läßt sich nicht beschreiben, was der unglückliche Morrel während dieser Aufzählung litt.

„Zweimal hundert sieben und achtzig tausend fünf hundert Franken," wiederholte er maschinenmäßig.

„Ja, mein Herr," sprach der Engländer. „Ich kann Ihnen nun nicht verbergen," fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, „daß, während man Ihre bis jetzt vorwurfsfreie Redlichkeit zu schätzen weiß, in Marseille das Gerücht geht, Sie seien nicht im Stande, Ihre Angelegenheiten durchzuführen."

Bei dieser beinahe rohen Eröffnung erbleichte Herr Morrel furchtbar.

„Mein Herr," sagte er, „bis jetzt, und es sind mehr als zwanzig Jahre, seitdem ich das Haus aus den Händen meines Vaters übernommen habe, der es selbst fünf und dreißig Jahr führte, bis jetzt ist kein von Morrel und Sohn unterzeichnetes Papier an der Kasse präsentirt worden, ohne daß wir Zahlung dafür geleistet hätten."

„Ja, ich weiß dies; doch sprechen Sie offenherzig, wie ein Ehrenmann zum andern: werden Sie diese Papiere mit derselben Pünktlichkeit bezahlen?"

Morrel bebte und schaute denjenigen an, welcher mit größerer Sicherheit zu ihm sprach, als er es bis dahin gethan hatte.

„Auf so offenherzig gestellte Fragen," antwortete er, „muß ich eine offenherzige Antwort geben. Ja, mein Herr, ich bezahle, wenn mein Schiff, wie ich hoffe, glücklich im Hafen einläuft, denn seine Ankunft wird mir den Credit wiedergeben, den mir schnell auf einander folgende Unglücksfälle, deren Opfer ich gewesen bin, geraubt haben; bliebe aber der Pharaon, die letzte Quelle, auf die ich zähle, aus ..."

Die Thränen traten dem armen Rheder in die Augen.

„Nun?" fragte der Engländer, „bliebe diese letzte Quelle aus?"

„Es ist grausam zu sagen ... doch, bereits an das Unglück gewöhnt, muß ich mich auch an die Schmach gewöhnen ... nun! ich glaube, daß ich genöthigt wäre, meine Zahlungen einzustellen."

„Haben Sie keine Freunde, welche Sie unter diesen Umständen unterstützen könnten?“ fragte der Engländer.

Herr Morrel lächelte traurig und erwiederte:

„In den Geschäften hat man keine Freunde, wie Sie wissen, sondern nur Correspondenten.“

„Das ist wahr,“ murmelte der Engländer. „Sie nähren also keine Hoffnung mehr?“

„Eine einzige.“

„Die letzte?“

„Die letzte.“

„Und wenn diese Hoffnung sich nicht verwirklicht?“

„Bin ich zu Grunde gerichtet, mein Herr, völlig zu Grunde gerichtet.“

„Als ich zu Ihnen kam, lief ein Schiff im Hafen ein.“

„Ich weiß es. Ein junger Mann, der mir im Unglück treu geblieben ist, bringt einen Theil seiner Zeit auf einem Belvedere oben auf dem Hause zu, in der Hoffnung, mir zuerst eine gute Nachricht mittheilen zu können. Von ihm habe ich die Ankunft dieses Schiffes erfahren.“

„Ist es nicht das Ihrige?“

„Nein, es ist ein bordolesisches Schiff, die Gironde; es kommt ebenfalls von Indien, ist aber nicht dasjenige, welches ich erwarte.“

„Vielleicht hat es Kenntniß vom Pharaon und bringt Ihnen Kunde.“

„Soll ich es Ihnen sagen, mein Herr, ich fürchte beinahe eben so sehr, Nachricht von meinem Dreimaster zu erhalten, als in Ungewißheit zu bleiben. Die Ungewißheit ist noch Hoffnung.“

Dann fügte Herr Morrel mit dumpfem Tone bei:

„Dieses Zögern ist nicht natürlich: der Pharaon ist am 5. Februar von Calcutta abgegangen und sollte seit mehr als einem Monat hier sein.“

„Was ist das?“ fragte der Engländer horchend; „was soll dieses Geräusch bedeuten?“

„Ah, mein Gott! mein Gott!“ rief Morrel erbleichend, „was gibt es wieder?“

Es entstand wirklich ein gewaltiges Geräusch auf der Treppe; man ging ab und zu, man hörte sogar einen Schrei des Schmerzes. Morrel stand auf, um die Thüre zu öffnen, doch es gebrach ihm an Kraft, und er fiel in seinen Stuhl zurück.

Die zwei Männer blieben einander gegenüber, Morrel an allen Gliedern zitternd, der Engländer ihn mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids anschauend. Der Lärmen hörte auf, aber es schien dennoch, als ob Morrel etwas erwartete; dieser Lärmen hatte eine Ursache und mußte eine Folge haben. Es kam dem Fremden vor, als stiege man sachte die Treppe herauf, und als ob die Tritte, welche von mehren Personen herrührten, auf dem Ruheplatz anhielten. Ein Schlüssel wurde in das Schloß der ersten Thüre gesteckt, und man hörte diese auf ihren Angeln knarren.

„Nur zwei Personen haben den Schlüssel zu dieser Thüre,“ murmelte Morrel: „Cocles und Julie.“

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre, und man sah das Mädchen bleich und die Wangen in Thränen gebadet erscheinen. Morrel stand zitternd auf und stützte sich auf den Arm seines Lehnstuhles, denn er hätte sich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keinen Ton mehr.

„Oh! mein Vater! sagte das Mädchen, die Händ' faltend, „verzeihen Sie ihrem Kinde, daß es Ihnen ein schlimme Botschaft bringt.“

Morrel wurde furchtbar bleich; Julie warf sich i seine Arme.

„Oh, mein Vater! mein Vater!“ rief sie, „M' gefaßt!“

„Der Pharaon ist also zu Grunde gegang fragte Morrel mit zusammengeschnürter Stimme.

Das Mädchen antwortete nicht, sondern

[illegible] ein bejahendes Zeichen mit seinem an die Brust des Vaters angelehnten Kopfe.

„Und die Mannschaft?“ fragte Morrel.

„Gerettet,“ antwortete das Mädchen, „gerettet durch das bordelesische Schiff, das so eben in den Hafen eingelaufen ist.“

Morrel hob seine beiden Hände mit einem Ausdruck voll Resignation und erhabener Dankbarkeit zum Himmel empor und sprach:

„Ich danke, mein Gott, ich danke; wenigstens schlägst du nur mich allein.“

So phlegmatisch der Engländer war, so befeuchtete doch eine Thräne sein Augenlied.

„Tretet ein,“ sagte Herr Morrel, „denn ich vermuthe, Ihr seid Alle vor der Thüre.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als wirklich Madame Morrel schluchzend eintrat; Emmanuel folgte ihr; im Vorzimmer sah man die rauhen Gesichter von sieben bis acht halb nackten Matrosen. Beim Anblick dieser Menschen bebte der Engländer; er machte einen Schritt, als wollte er auf sie zugehen, aber er bemeisterte sich und drückte sich im Gegentheil in den entferntesten, dunkelsten Winkel des Cabinets. Madame Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und nahm eine von den Händen ihres Gatten in die ihrigen, während Julie, an die Brust ihres Vaters gelehnt, stehen blieb. Emmanuel stand mitten im Zimmer und schien als Band zwischen der Gruppe der Familie Morrel und den Matrosen an der Thüre zu dienen.

„Wie hat sich das zugetragen?“ fragte Herr Morrel. „Tretet näher, Penelon,“ sagte der junge Mann, „und erzählt das Ereigniß.“

Ein alter, von der Sonne des Aequators bronzirter Matrose trat, zwischen seinen Händen den Ueberrest eines Hutes hin- und herdrehend, vor und sagte:

„Guten Morgen, Herr Morrel,“ als ob er Mar-

seille am Tage vorher verlassen hätte und von Aix ode Toulon käme.

„Guten Morgen, mein Freund," erwiederte Her Morrel, der sich eines Lächelns unter seinen Thräne nicht enthalten konnte: „aber wo ist der Kapitän?"

„Was den Kapitän betrifft, Herr Morrel, er is krank in Palma geblieben; doch wenn es Gott gefäll wird es nichts sein, und Sie sehen ihn in einigen Tage so wohl und gesunde, als wir Beide sind, ankommen.'

„Gut . . . nun sprecht, Penelon."

Penelon ließ seinen Kautaback aus der linken Back in die rechte übergehen, hielt die Hand vor seinen Mund schleuderte in das Vorzimmer einen Guß schwärzliche Speichels, rückte den Fuß vor und sprach, sich auf seine Hüften wiegend:

„Herr Morrel, wir waren so etwas zwischen den Cap Blanc und dem Cap Boyador, und liefen mi einem guten Süd-Süd-West, nachdem wir uns ach Tage lang mit der Windstille abgemüdet hatten, als si der Kapitän Goumard mir näherte (ich muß Ihne bemerken, daß ich am Steuerruder war), und zu mi sagte: „„Vater Penelon,"" sagte er, „„was denkst D von den Wolken, die sich dort am Horizont erheben?" Ich betrachtete sie mir gerade in diesem Augenblick. „„Wa ich davon denke, Kapitän? ich denke sie steigen ei wenig schneller, als es sich gebührt, und sind schwärze als es Wolken zusteht, welche keine schlimme Absich haben."" — „„Das ist auch meine Meinung,"" sagte de Kapitän, „„ich will immerhin Vorsichtsmaßregeln treffe Wir haben zu viele Segel für den Wind, der soglei kommen wird... Holla! he! bindet die Bramsegel ei und holt den fliegenden Klüver an."" Es war die höchs Zeit, der Befehl war nicht sobald ausgeführt, als wi den Wind auf den Fersen hatten und das Schiff sich au die Seite legte. „„Gut!"" sagte der Kapitän, „„wi haben noch zu viel Tuch außen: geit das große Seg auf!"" Fünf Minuten nachher war das große Seg

gegeit und wir liefen mit der Focke, dem Marssegel und den Toppsegeln. „„Nun, Vater Penelon,““ sagte der Kapitän zu mir, „„was hast Du denn mit dem Kopfe zu schütteln.““ — Was ich habe? an Ihrer Stelle würde ich nicht auf so schönem Wege bleiben.““ „„Ich glaube, Du hast Recht, Alter, wir werden einen Windstoß bekommen.““ — „„Ah, den Teufel, Kapitän!““ antwortete ich, „„wer uns, was sich da unten braut, für einen Windstoß abkaufte, würde etwas dabei gewinnen; es ist ein guter, schöner Sturm, oder ich verstehe mich nicht darauf.““ Das heißt, man sah den Wind kommen, wie man den Staub in Mondredon ankommen sieht; zum Glücke hatte er es mit einem Manne zu thun, der ihn kannte. „„Nehmt zwei Ringe in den Marssegeln ein,““ rief der Kapitän, „„laßt die Boleinen laufen, braßt an, streicht die Marssegel ein, zieht die Takel auf die Rahen herunter!““

„Das war in jener Gegend nicht genug,“ sagte der Engländer; ich hätte vier Ringe genommen und mich der Focke entledigt.“

Diese feste, sonore, unerwartete Stimme machte Jedermann beben. Penelon hielt seine Hand über die Augen und schaute denjenigen an, welcher mit so viel Sicherheit das Manoeuvre seines Kapitäns beurtheilte.

„Wir thaten noch etwas Besseres,“ sagte er mit einer gewissen Achtung, „denn wir geiten die ganze Brigantine und legten den Helmstock nach dem Winde, um vor dem Sturm zu laufen. Zehn Minuten nachher geiten wir die Marssegel auf und trieben vor Topp und Takel.

Der Engländer schüttelte den Kopf und sprach:

„Das Schiff war zu alt, um dies zu wagen.“

„Das ist es gerade, was unser Verderben herbeiführte. Nachdem wir zwölf Stunden lang hin- und hergeworfen worden waren, zeigte sich ein Leck. „„Penelon,““ sagte der Kapitän zu mir, „„ich glaube, wir sinken, mein Alter; gib mir das Steuerruder und steige

in den Raum hinab."" Ich gebe ihm das Steuerrul
und gehe hinab; es hatte bereits drei Fuß Wass
Ich steige wieder hinauf und rufe: „„Zu den Pumpe
zu den Pumpen!"" Ah! ja wohl; es war zu sp
Man ging an die Arbeit; aber ich glaube, je mehr w
herauszogen, desto mehr kam hinein. Ho! nach ein
vierstündigen Arbeit . . . sinken wir, so wollen w
sinken lassen, man stirbt nur einmal. „„Ah! Meist
Penelon,"" spricht der Kapitän, „„Ihr gebt ein solch
Beispiel? wohl, wartet, wartet!"" Er holt ein Pa
Pistolen aus der Kajüte und ruft zurückkehrend: „„D
Ersten, der die Pumpe verläßt, zerschmettere ich i
Hirnschale!""

„Schön," sagte der Engländer.

„Nichts verleiht so viel Muth, als gute Gründe
fuhr der Matrose fort; „überdies hatte sich das Wett
mittlerweile aufgehellt und der Wind sich gelegt; nicht
destoweniger stieg das Wasser fortwährend, nicht um vi
vielleicht um zwei Zoll in der Stunde, aber es stie
zwei Zoll in der Stunde, sehen Sie, das sieht aus
nichts, aber in zwölf Stunden macht es nicht wen
als vier und zwanzig Zoll, und vier und zwanzig geben
Fuß. Zwei Fuß und drei, die wir schon hatten,
machte uns fünf. Wenn aber ein Schiff fünf Fuß W
im Bauche hat, so kann es für wassersüchtig ange
werden. „„Gut,"" sagte der Kapitän, „„es ist g
so, und Herr Morrel kann uns keinen Vorwurf ma
wir haben gethan, was wir thun konnten, um das
zu retten; nun müssen wir die Mannschaft zu
suchen. An die Schaluppe, Kinder, so geschwin
immer möglich!""

„Hören Sie, Herr Morrel," fuhr Penelon
„wir liebten den Pharaon ungemein; aber w
auch der Seefahrer sein Schiff lieben mag, so
doch noch mehr seine Haut. Wir ließen es u
nicht zweimal sagen: dabei war es, als spr
Schiff zu uns: Geht doch! geht doch!"" und

nicht, der arme Pharaon; wir fühlten ihn buchstäblich unter unseren Füßen in die Tiefe sinken. So viel ist gewiß, daß in einem Nu die Schaluppe in der See war und wir uns alle Acht darin befanden. Der Kapitän stieg zuletzt hinab, oder vielmehr nein, er stieg nicht hinab, denn er wollte das Schiff nicht verlassen: ich faßte ihn mit dem Arme um den Leib, warf ihn den Kameraden zu und sprang dann ebenfalls. Es war die höchste Zeit. Kaum hatte ich den Sprung gemacht, als das Verdeck mit einem Geräusche zersprang, daß man es hätte für die Lage eines Schiffes von acht und vierzig Kanonen halten sollen. Zehn Minuten nachher tauchte es mit dem Vordertheile unter, dann mit dem Hintertheile; dann drehte es sich um sich selbst, wie ein Hund, der seinem Schweife nachläuft; und endlich: eine gute Nacht der Gesellschaft, brrrrru! . . . Alles war abgethan, kein Pharao mehr!

„Wir brachten drei Tage zu, ohne zu essen und zu trinken, und sprachen schon davon, das Loos zu ziehen, wer den Anderen zur Nahrung dienen sollte, als wir die Gironde gewahrten; wir machten ihr Signale, sie sah uns, segelte auf uns zu, schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So hat sich die Sache ereignet, auf Ehrenwort, Herr Morrel, auf Seemannswort! Nicht wahr, Ihr Leute?"

Ein allgemeines Gemurmel der Beistimmung deutete an, daß der Erzähler alle Stimmen durch die Wahrheit der Hauptsache und durch das Pittoreske der einzelnen Umstände vereinigt hatte.

„Gut, mein Freund," sagte Herr Morrel, „Ihr seid brave Leute, und ich wußte zum Voraus, daß bei dem Unglück, das mir begegnet ist, niemand Anderes die Schuld hatte, als mein Verhängniß. Es ist der Wille Gottes, und nicht der Fehler der Menschen. Verehren wir den Willen Gottes. Nun sagt, wie viel Sold ist man Euch schuldig?"

„Ah! bah... sprechen wir nicht davon, Herr M

„Im Gegentheil, sprechen wir davon," erwiederte mit einem traurigen Lächeln der Rheder.

„Nun wohl, man ist uns drei Monate schuldig."

„Cocles, bezahlen Sie jedem von diesen braven Leuten zweihundert Franken. In einer andern Epoche, meine Freunde," fuhr Herr Morrel fort, „hätte ich beigefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als außerordentliches Geschenk, aber die Zeiten sind ungünstig, meine Freunde, und das wenige Geld, das mir übrig bleibt, ist nicht mehr mein Eigenthum; entschuldigt mich also und liebt mich darum nicht minder."

Penelon machte eine Grimasse der Rührung, wandte sich gegen seine Gefährten um, sprach einige Worte mit ihnen, kam dann zurück und sagte, nachdem er seinen Kautaback in die andere Seite des Mundes übergearbeitet und einen zweiten Guß Speichel, welcher das Pendant zu dem ersten werden sollte, in das Vorzimmer geschleudert hatte:

„Was das betrifft, Herr Morrel, was das betrifft . . ."

„Was denn?"

„Das Geld."

„Nun?"

„Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, sie hätten für diesen Augenblick mit fünfzig Franken jeder genug, und sie könnten mit dem Reste warten."

„Ich danke, meine Freunde," rief Herr Morrel, tief erschüttert; „Ihr seid brave Leute; aber nehmt nur, nehmt, und wenn Ihr einen guten Dienst findet, tretet ein, Ihr seid frei."

Diese letzten Worte brachten eine wunderbare Wirkung auf die Matrosen hervor; sie schauten einander mit bestürzter Miene an. Penelon, dem es an Athem fehlte, hätte beinahe seinen Kautaback verschluckt; zum Glück fuhr er zu rechter Zeit mit der Hand an seine Zunge.

„Wie, Herr Morrel!" sagte er mit einer zusammen-

gepreßten Stimme, wie! Sie schicken uns weg, Sie sind also unzufrieden mit uns?"

„Nein, meine Kinder," erwiederte der Rheder, „nein, ich bin nicht unzufrieden mit Euch, im Gegentheil; nein, ich schicke Euch nicht weg. Aber was wollt Ihr, ich habe kein Schiff mehr, und bedarf folglich auch keiner Matrosen."

„Wie! Sie haben keine Schiffe mehr?" rief Penelon; „wohl, Sie lassen andere bauen, und wir warten."

„Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Penelon," entgegnete Herr Morrel traurig lächelnd; „ich kann also Euer Anerbieten nicht annehmen, so freundlich es auch ist."

„Wohl, wenn Sie kein Geld haben, so müssen Sie uns nicht bezahlen, wir machen es, wie es der arme Pharaon gemacht hat, und treiben vor Topp und Takel."

„Genug, genug, meine Freunde," erwiederte Herr Morrel, dem vor Rührung die Sprache beinahe versagte. „Wir werden uns in besseren Zeiten wiederfinden. Emmanuel," fügte der Rheder bei, „begleiten Sie diese braven Leute und seien Sie dafür besorgt, daß meine Wünsche erfüllt werden."

„Also wenigstens auf Wiedersehen, nicht wahr, Herr Morrel?" versetzte Penelon.

„Ja, meine Freunde, ich hoffe wenigstens; geht."

Auf ein Zeichen seiner Hand marschirte Cocles voran. Die Matrosen folgten dem Kassier und Emmanuel folgte den Matrosen.

„Nun laßt mich einen Augenblick allein," sagte der Rheder zu seiner Frau und zu seiner Tochter, „ich habe mit diesem Herrn zu sprechen."

Und er bezeichnete mit den Augen den Bevollmächtigten des Hauses Thomson und French, welcher unbeweglich in seiner Ecke während dieser Scene stehen geblieben war, an der er nur mit den von uns erwähnten paar Worten Theil genommen hatte. Die Frau

schauten den Fremden an, den sie völlig vergessen hatten, und entfernten sich sodann; aber während sich die Tochter zurückzog, warf sie auf diesen Mann einen erhabenen Blick inständiger Bitte, den er mit einem Lächeln erwiederte, welches auf diesem eisigen Gesichte hervortreten zu sehen, ein kalter Beobachter erstaunt sein würde. Die zwei Männer blieben allein.

„Nun, mein Herr," sagte Morrel, „Sie haben Alles gesehen, Alles gehört, und ich habe Ihnen nichts mehr mitzutheilen.

„Ich habe gesehen, mein Herr," erwiederte der Engländer, „daß Ihnen ein neues Unglück, so unverdient als die anderen, widerfahren ist, und das hat mich in meinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, bestärkt."

„Oh! mein Herr..."

„Ich bin einer von Ihren Hauptgläubigern, nicht wahr?"

„Sie sind wenigstens derjenige, welcher die kurzsichtigsten Wechsel von mir in Händen hat.

„Sie wünschen eine Fristverlängerung, um mich zu bezahlen?"

„Eine Fristverlängerung könnte mir die Ehre und folglich das Leben retten."

„Wie viel verlangen Sie?"

„Zwei Monate," sagte Morrel zögernd.

„Gut," sprach der Fremde, „ich gebe Ihnen drei."

„Doch glauben Sie, daß das Haus Thomson und French...?"

„Seien Sie unbesorgt, ich nehme Alles auf mich... Wir haben heute den 5. Juni?"

„Ja."

„Nun, erneuern Sie mir alle diese Papiere auf den 5. September, und am 5. September um eilf Uhr Morgens (die Pendeluhr bezeichnete gerade in diesem Augenblick die eilfte Stunde), werde ich mich bei Ihnen einfinden."

„Ich werde Sie erwarten, mein Herr, und S'e sollen Bezahlung erhalten, oder ich bin todt."

Diese letzten Worte sprach Morrel so leise, daß sie der Fremde nicht hören konnte. Die Papiere wurden erneuert, man zerriß die alten, und der arme Rheder hatte wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel aufzubieten. Der Engländer empfing seinen Dank mit dem seiner Nation eigenthümlichen Phlegma und nahm von Morrel Abschied, der ihn unter Segnungen bis an die Thüre zurückführte. Auf der Treppe traf er Julie; das Mädchen that, als ob es hinabginge, aber es wartete auf ihn.

„O! mein Herr . . ." rief Julie, die Hände faltend.

„Mein Fräulein," sagte der Fremde, „Sie werden eines Tages einen Brief, unterzeichnet . . . Simbad der Seefahrer . . . bekommen. Thun Sie Punkt für Punkt, was der Brief sagt, so seltsam Ihnen auch die Aufforderung erscheinen mag."

„Gut, mein Herr," erwiederte Julie.

„Versprechen Sie es mir?"

„Ich schwöre es Ihnen."

„Leben Sie wohl, mein Fräulein; bleiben Sie stets ein gutes, frommes Mädchen, und ich hoffe, Gott wird Sie dadurch belohnen, daß er Ihnen Herrn Emmanuel zum Gatten gibt."

Julie stieß einen leichten Schrei aus, wurde roth wie eine Kirsche, und hielt sich am Geländer, um nicht zu fallen. Der Engländer entfernte sich mit einer Geberde des Abschiedes. Im Hofe begegnete er Penelon; dieser hatte eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand, und schien sich nicht entschließen zu können, das Geld fortzutragen.

„Kommt, mein Freund," sagte der Engländer zu ihm, „ich habe mit Euch zu sprechen."

Siebentes Kapitel.

Der fünfte September.

Die von dem Mandatar des Hauses Thomson und French in dem Augenblick, wo es Morrel am wenigsten erwartete, bewilligte Frist glaubte der arme Rheder als eine von jenen Wiedererscheinungen des Glückes betrachten zu dürfen, welche dem Menschen verkündigen das Schicksal sei endlich müde geworden, auf sein Verderben loszuarbeiten, An demselben Tage erzählte er das, was ihm begegnet war, seiner Tochter, seiner Frau und Emmanuel, und es kehrte ein wenig Hoffnung wenn nicht Ruhe, in die Familie zurück. Leider aber hatte es Morrel nicht allein mit dem Hause Thomson und French zu thun, das sich so nachsichtig gegen ihn zeigte. Im Handel hat man, wie er selbst sagte, Correspondenten und keine Freunde. Bei schärferer Ueberlegung konnte er sogar das edelmüthige Benehmen der Herren Thomson und French gegen ihn gar nicht begreifen, und er erklärte sich dasselbe nur durch folgende selbstsüchtige Betrachtung, welche dieses Haus angestellt haben dürfte: Besser einen Mann unterstützen, der uns beinahe dreimalhunderttausend Franken schuldig ist, und diese dreimal hunderttausend Franken nach Verlauf von drei Monaten haben, als seinen Untergang beschleunigen und sechs bis sieben Procent vom Kapital bekommen.

Zum Unglück stellten, sei es aus Haß, sei es aus Verblendung, nicht alle Correspondenten von Morrel dieselben Betrachtungen an, und einige machten sogar den entgegengesetzten Schluß. Die von Morrel unterzeichneten Tratten wurden daher mit ängstlicher Strenge der Kasse präsentirt, aber von Cocles, in Folge

von dem Engländer bewilligten Frist, ohne Verzug bezahlt; Cocles verharrte fortwährend in seiner prophetischen Ruhe. Herr Morrel allein sah mit Schrecken, daß er, wenn er am 15. die hunderttausend Franken von Herrn von Boville, und am 30. die zwei und dreißigtausend fünfhundert Franken, für welche er, wie für die Schuldforderung des Inspektors der Gefängnisse, eine Frist erhalten, hätte bezahlen müssen, schon am Ende dieses Monats ein verlorner Mann gewesen wäre.

Der ganze Handelsstand in Marseille war der Meinung, nach den Unglücksfällen, welche Herrn Morrel hintereinander getroffen, könnte dieser sich nicht halten. Man staunte daher nicht wenig, als man sah, daß sein Monatsschluß sich mit der gewöhnlichen Pünktlichkeit bewerkstelligte. Doch das Vertrauen kehrte darum nicht in die Geister zurück, und man verschob einstimmig auf das Ende des nächsten Monats die Insolvenzerklärung des unglücklichen Rheders.

Der ganze Monat verging in unerhörten Anstrengungen von Seiten Morrels, um alle seine Mittel aufzubieten. Früher wurde sein Papier, auf welches Datum es auch ausgestellt sein mochte, mit Vertrauen angenommen, und sogar gesucht. Morrel wollte Papier auf neunzig Tage negociren, und fand alle Banken geschlossen. Zum Glück hatte Morrel selbst einige Heimzahlungen zu erwarten, auf welche er rechnen konnte, und die erwarteten Gelder gingen auch wirklich ein; Morrel fand sich dadurch abermals in den Stand gesetzt, seinen Verbindlichkeiten zu entsprechen, als das Ende des Juli erschien.

Den Mandatar des Hauses Thomson und French hatte man übrigens nicht mehr in Marseille gesehen. Er war am ersten oder zweiten Tage nach seinem Besuche bei Herrn Morrel verschwunden, und da er in Marseille nur mit dem Maire, dem Inspektor der Gefängnisse und Herrn Morrel verkehrt hatte, so ließ seine

Anwesenheit keine andere Spur zurück, als die verschied
Erinnerungen, welche diese drei Personen von ihn
wahrten. Die Matrosen des Pharaon hatten, wi
scheint, irgend ein Unterkommen gefunden, denn sie w
ebenfalls verschwunden.

Von der Unpäßlichkeit, die ihn in Palma
rückgehalten, wiedergenesen, kehrte der Kapitän G
mard ebenfalls zurück. Er zögerte, sich bei Morr
zeigen, aber dieser erfuhr seine Ankunft und sucht
selbst auf. Der würdige Rheder kannte vorher s
durch die Erzählung von Penelon, das muthige B
men des Kapitäns während des unglücklichen Ereign
und er war es nun, der den Seemann zu trösten su
Er brachte ihm den Betrag seines Soldes, den der K
tän Gaumard nicht zu erheben gewagt hätte.

Als Herr Morrel die Treppe hinabging, bege
er Penelon, welcher gerade heraufstieg. Penelon h
wie es schien, sein Geld gut angewendet, denn er
ganz neu gekleidet. Seinen Rheder erblickend, w
der würdige Rudergänger sehr verlegen; er drückte
in die entfernteste Ecke des Ruheplatzes, schob abw
selnd seinen Kautaback von der Rechten zur L
und von der Linken zur Rechten, wälzte seine A
ganz verwirrt in ihren Höhlen umher und erwie
nur mit einer schüchternen Berührung den Händed
den ihm Herr Morrel mit seiner gewöhnlichen Herz
keit bot. Herr Morrrl schrieb die Verlegenheit von
nelon seiner eleganten Toilette zu; der brave Mann
sich offenbar nicht auf seine Rechnung einen solchen L
erlaubt; er war also ohne Zweifel bereits an B
eines anderen Schiffes angeworben und schämte
daß er nicht, wenn man so sagen darf, länger Tr
um den Pharaon getragen hatte. Vielleicht kar
sogar, um Kapitän Gaumard sein Glück mitzutheilen
ihm Anerbietungen im Auftrage seines neuen Herrn
machen.

„Brave Leute!“ sprach Herr Morrel sich entfern

ſchte Euer neuer Herr Euch lieben, wie ich Euch liebte,
glücklicher ſein, als ich bin!"

Der Auguſt verlief in beſtändig erneuerten Ver-
en von Herrn Morrel, ſeinen alten Credit wieder
;eben und ſich einen neuen zu eröffnen. Am 20. Au-
wußte man in Marſeille, daß er einen Platz auf
Mallepoſt genommen hatte, und man ſagte ſich
, am Ende dieſes Monats müßte die Inſolvenzer-
ung ſtattfinden, und Morrel wäre vorher ſchon ab-
iſt, um nicht dieſem grauſamen, ohne Zweifel ſeinem
:n Commis Emmanuel oder ſeinem Kaſſier Cocles
:tragenen Akte beizuwohnen. Als aber der 31.
, öffnete ſich die Kaſſe wie gewöhnlich gegen
Vorausſicht. Cocles erſchien hinter dem Gitter, ruhig,
der Gerechte von Horaz, unterſuchte mit derſel-
Aufmerkſamkeit das Papier, welches man ihm prä-
:rte, und bezahlte die Tratten von der erſten bis zur
:n mit gleicher Pünktlichkeit. Man begriff dies durch-
nicht und verſchob mit der den Propheten ſchlimmer
:de eigenthümlichen Hartnäckigkeit den Bankerott auf
Ende des September.

Am 1. kam Herr Morrel zurück: er wurde von
:r ganzen Familie mit der größten Bangigkeit er-
tet; auf dieſer Reiſe beruhte die letzte Hoffnung auf
Rettungsmittel. Morrel hatte an Danglars gedacht,
heute ein Millionär und ihm einſt verpflichtet war;
ı auf die Empfehlung von Morrel war Danglars in
Dienſt des ſpaniſchen Banquier getreten, bei
hem er ſein ungeheures Vermögen zu erwerben an-
ngen hatte. Heute hatte Danglars, wie man ſagte,
t ſechs bis acht Millionen und einen unbegränzten
:it. Danglars konnte Morrel retten, ohne einen
ler aus der Taſche zu ziehen; er durfte ſich nur für
Anlehen verbürgen, und Morrel war gerettet. Morrel
te ſeit geraumer Zeit an Danglars; aber es gibt
inſtinktartiges Widerſtreben, das man nicht zu
:iſtern vermag: Morrel zögerte ſo lange als mög-

lich, zu diesem letzten Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Und er hatte Recht, denn er kam gelähmt unter der Demüthigung einer abschlägigen Antwort zurück.

Er stieß bei seiner Ankunft keine Klage aus, brachte keine Anschuldigung vor; er umarmte nur weinend seine Frau und seine Tochter, reichte Emmanuel freundschaftlich die Hand, verlangte nach Cocles und schloß sich mit diesem in sein Cabinet im zweiten Stocke ein.

„Diesmal," sagten die zwei Frauen zu Emmanuel, „diesmal sind wir verloren."

In einer kurzen Berathung, welche sie unter sich pflogen, wurde sodann beschlossen, daß Julie an ihren Bruder, der in Nimes in Garnison lag, schreiben und ihn auffordern sollte, sogleich zu kommen. Die armen Frauen fühlten, daß sie aller ihrer Kräfte bedurften, um den Schlag zu ertragen, der sie bedrohte. Ueberdies übte Maximilian Morrel, obgleich erst zweiundzwanzig Jahre alt, doch bereits einen großen Einfluß auf seinen Vater aus.

Es war ein fester, rechtschaffener junger Mann. Als es sich darum handelte, eine Laufbahn zu wählen, wollte ihm sein Vater nicht zum Voraus seine Zukunft bestimmen, und fragte die Geschmacksrichtung des jungen Maximilian um Rath. Dieser erklärte sich für die militärische Laufbahn, machte vortreffliche Studien und trat mittelst einer Prüfung in die polytechnische Schule ein, welche er, zum Unterlieutenant im 53sten Linien-Regiment ernannt, wieder verließ. Im Regiment bezeichnete man Maximilian Morrel als strengen Beobachter, nicht nur aller dem Soldaten auferlegten Verbindlichkeiten, sondern auch aller dem Manne obliegenden Pflichten, und man nannte ihn nur den Stoiker. Es versteht sich, daß viele von denjenigen, welche ihm diesen Beinamen gaben, denselben wiederholten, weil sie ihn gehört hatten und nicht einmal wußten, was er bedeutete. Dies war der junge Mann, den seine Mutter und seine Schwester

herbeiriefen, um sie in den ernsten Umständen, in denen sie sich befinden sollten, zu unterstützen.

Sie täuschten sich nicht über das Mißliche ihrer Lage, denn einen Augenblick nachdem Herr Morrel mit Cocles in sein Cabinet gegangen war, sah Julie den letztere, bleich, zitternd und mit völlig verstörtem Gesichte wieder herauskommen. Sie wollte ihn fragen, als er an ihr vorüberging, doch der brave Mann lief mit einer bei ihm ungewöhnlichen Eile unaufhaltsam die Treppe hinab und rief ihr nur, die Hand zum Himmel erhebend zu:

„Oh, mein Fräulein! welch ein furchtbares Unglück; wer hätte das je gedacht!“

Eine Minute nachher sah ihn Julie mit ein paar dicken Handlungsbüchern, einem Portefeuille und einem Sacke Geld wieder hinaufgehen. Morrel untersuchte die Bücher, öffnete das Portefeuille und zählte das Geld. Alle baaren Mittel beliefen sich auf sechs bis achttausend Franken, die Einnahmen bis zum 5ten auf vier bis fünftausend Franken, was also im höchsten Fall einen Activstand von vierzehn tausend Franken bildete, womit einer Tratte von zweimalhundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken entsprochen werden sollte. Eine solche Abschlagszahlung anzubieten, war nicht möglich.

Als jedoch Herr Morrel zum Mittagessen herkam, schien er ziemlich ruhig. Diese Ruhe erschreckte die zwei Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit hätte thun können. Nach dem Mittagsbrode pflegte Morrel auszugehen, im Kreise der Phokäer seinen Kaffee zu trinken und den Semaphore zu lesen; an diesem Tage blieb er zu Hause und ging wieder in sein Bureau hinauf.

Cocles schien ganz stumpfsinnig; er hielt sich einen Theil des Tages, auf einem Steine sitzend und mit bloßem Kopfe bei dreißig Graden Wärme, im Hofe auf.

Emmanuel suchte die Frauen zu trösten; aber es

mangelte ihm an Beredsamkeit. Der junge Mann w
zu sehr in die Angelegenheiten des Hauses eingewei
um nicht zu fühlen, daß eine große Katastrophe der F
milie Morrel bevorstand. Es kam die Nacht: die Frau
wachten in der Hoffnung, Morrel würde von seinem C
binet herabgehend bei ihnen eintreten, doch sie hört
wie er, ohne Zweifel aus Furcht, man könnte ihn ruf
seine Tritte dämpfend, an ihrer Thüre vorüberschlich. S
horchten: er kehrte in sein Zimmer zurück und schloß
Thür von innen.

Madame Morrel hieß ihre Tochter schlafen gehe
eine halbe Stunde, nachdem sich Julie entfernt ha
stand sie auf, zog ihre Schuhe aus und schlüpfte in d
Gang, um zu sehen, was ihr Gatte machte. Im Ga
erblickte sie einen Schatten, der sich zurückzog. Sie
kannte Julie, welche, selbst unruhig, ihrer Mutter zuv
gekommen war. Julie ging auf Madame Morrel zu u
sagte:

„Er schreibt."

Die zwei Frauen hatten sich errathen, ohne sich
sprechen.

Madame Morrel neigte sich zum Schlüsselloche her
Morrel schrieb wirklich; aber was ihre Tochter nicht
merkt hatte, das bemerkte Madame Morrel: ihr Ga
schrieb auf gestempeltes Papier. Es kam ihr der furc
bare Gedanke, er mache sein Testament; sie bebte
allen Gliedern und hatte dennoch die Kraft, nichts
sagen.

Am andern Tage erschien Herr Morrel ganz ruh
er hielt sich wie gewöhnlich in seinem Bureau auf, k
wie gewöhnlich zum Frühstück herab; nur ließ er n
dem Mittagsbrode seine Tochter zu sich sitzen, nahm
Kopf des Kindes in seinen Arm und hielt ihn lange
seine Brust. Am Abend sagte Julie zu ihrer Mut
sie habe, obgleich ihr Vater scheinbar ruhig gewesen, d
sein Herz heftig schlagen gefühlt. Die zwei nächst
Tage gingen ungefähr auf dieselbe Weise hin. Am

September Abends forderte Herr Morrel von seiner Tochter den Schlüssel seines Cabinets zurück. Julie bebte bei dieser Forderung, welche ihr Unglück weissagend vorkam. Warum forderte ihr der Vater den Schlüssel ab, den sie immer gehabt hatte, und den man ihr in ihrer Kindheit nur abnahm, wenn man sie bestrafen wollte. Sie schaute Herrn Morrel an und sagte:

„Was habe ich denn Schlimmes gethan, mein Vater, daß Sie mir diesen Schlüssel wieder abnehmen?"

„Nichts, mein Kind," antwortete der unglückliche Morrel, dem bei dieser einfachen Frage die Thränen in die Augen traten; „nichts, ich brauche ihn nur."

Julie stellte sich, als suchte sie diesen Schlüssel, sprach: „Ich werde ihn in meinem Zimmer gelassen haben," und ging hinaus; aber statt sich in ihr Zimmer zu begeben, eilte sie hinab, um Emmanuel um Rath zu fragen.

„Geben Sie ihm den Schlüssel nicht," sprach dieser, „und verlassen Sie ihn morgen früh, wenn es möglich ist, keinen Augenblick."

Sie suchte Emmanuel auszuforschen, doch dieser wußte nicht mehr, oder wollte nicht mehr wissen.

Die ganze Nacht vom 4. auf den 5. horchte Madame Morrel, ihr Ohr fester an das Täfelwerk haltend; bis drei Uhr Morgens hörte sie ihren Gatten in großer Aufregung im Zimmer umhergehen; erst um drei Uhr warf er sich auf sein Bett. Die zwei Frauen brachten die Nacht beisammen zu. Seit dem vorhergehenden Abend erwarteten sie Maximilian. Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer; er war ruhig, aber die Aufregung der Nacht zeigte sich auf seinem bleichen, verstörten Gesichte. Die Frauen wagten es nicht, ihn zu fragen, ob er gut geschlafen. Morrel war freundlicher gegen seine Frau und väterlicher gegen seine Tochter, als er es je gewesen; er konnte nicht satt werden, das arme Kind anzuschauen und zu küssen.

Julie erinnerte sich dessen, was ihr Emmanuel zu thun empfohlen hatte, und wollte ihrem Vater fol-

als er sich entfernte; er stieß sie jedoch sanft zurück und sagte:

„Bleib' bei Deiner Mutter."

Julie drang in ihn, doch er sprach:

„Ich will es."

Es war das erste Mal, daß Morrel zu seiner Tochter sprach: „Ich will es," aber er sagte dies mit einem so väterlich sanften Ausdruck, daß Julie keinen Schritt zu thun wagte. Sie blieb stumm und unbeweglich auf ihrem Platze stehen. Eine Minute nachher öffnete sich die Thüre, und sie fühlte zwei Arme, die sie umschlangen, und einen Mund, der sich auf ihre Stirne preßte. Sie schlug die Augen auf und stieß einen Freudenschrei aus.

„Maximilian! mein Bruder!" rief sie.

Bei diesem Rufe lief Madame Morrel herbei und warf sich in die Arme ihres Sohnes.

„Meine Mutter!" sprach der junge Mann, und schaute dabei abwechselnd Madame Morrel und ihre Tochter an; „was gibt es denn? was geht denn vor? Euer Brief hat mich erschreckt, und ich eile herbei!"

„Julie," sagte Madame Morrel, ihrem Sohne ein Zeichen machend, benachrichte Deinen Vater, daß Maximilian angekommen ist."

Julie eilte hinaus, aber auf der ersten Stufe der Treppe begegnete sie einem Manne, welcher einen Brief in der Hand hielt.

„Sind Sie nicht Fräulein Julie Morrel?" fragte dieser Mann mit stark italienischem Accent.

„Ja, mein Herr," stammelte Julie; doch was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht."

„Lesen Sie diesen Brief," antwortete der Mann und reichte ihr das Billet.

Julie zögerte.

„Es handelt sich um die Wohlfahrt Ihres Vaters," sprach der Bote.

Das Mädchen entriß das Billet seinen Händen öffnete es rasch und las:

„Begeben Sie sich sogleich in die Allées de Meillan; treten Sie in das Haus Nro. 15; verlangen Sie von dem Concierge den Schlüssel des Zimmers im 5ten Stocke; gehen Sie in dieses Zimmer; nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine rothe seidene Börse, und bringen Sie diese Börse Ihrem Vater. Es ist von großem Belang, daß er sie vor eilf Uhr enthält. Sie haben mir blind zu gehorchen versprochen; ich erinnere Sie an dieses Versprechen.

Simbad der Seefahrer."

Julie stieß einen Freudenschrei aus, schlug die Augen auf und suchte, um ihn zu befragen, den Mann, der ihr das Billet zugestellt hatte, aber er war verschwunden. Sie schaute dann wieder auf das Billet, um es zum zweiten Male zu lesen, und bemerkte, daß es eine Nachschrift hatte. Julie las:

„Es ist wichtig, daß Sie diese Sendung in Person und allein erfüllen; kämen Sie begleitet, oder es erschiene eine andere Person an Ihrer Stelle, so würde der Concierge antworten, er wisse nicht, was man wolle."

Diese Nachschrift mäßigte bedeutend die Freude von Julie. Hatte sie nichts zu befürchten? war es nicht eine Falle, die man ihr stellte? Ihre Unschuld ließ sie in Unwissenheit darüber, welchen Gefahren ein Mädchen von ihrem Alter preisgegeben sein könnte. Aber man braucht die Gefahr nicht zu kennen, um sie zu fürchten, und es ist bemerkenswerth, daß gerade die unbekannten Gefahren den größten Schrecken einflößen. Julie zögerte; sie beschloß, um Rath zu fragen; doch in Folge eines seltsamen Gefühles nahm sie ihre Zuflucht weder zu ihrer Mutter noch zu ihrem Bruder, sondern zu Emmanuel.

Sie ging hinab und erzählte ihm, was ihr am Tage der Erscheinung des Bevollmächtigten von Thomson und French bei ihrem Vater begegnet war; sie theilte ihm die Scene auf der Treppe mit, wiederholte das Versprechen, das sie geleistet hatte, und zeigte ihm den Brief

„Sie müssen den Gang machen, mein Fräulein," sagte Emmanuel.

„Ich muß ihn machen?"

„Ja, ich begleite Sie."

„Haben Sie denn nicht gelesen, daß ich allein sein soll?" entgegnete Julie.

„Sie werden auch allein sein; ich erwarte Sie an der Ecke der Rue du Musée, und wenn Sie so lange ausbleiben, daß es mir Unruhe bereitet, so suche ich Sie auf, und ich stehe Ihnen dafür, wehe denen, von welchen Sie mir sagen werden, Sie haben sich über sie zu beklagen!"

„Also, Emmanuel," versetzte zögernd das junge Mädchen, „es ist also Ihre Ansicht, daß ich dieser Aufforderung Folge leisten soll?"

„Ja. Sagte Ihnen der Bote nicht, es handle sich um die Wohlfahrt Ihres Vaters?"

„Aber, Emmanuel, welche Gefahr läuft er denn?" fragte Julie.

Emmanuel zögerte einen Augenblick, doch das Verlangen, sie mit einem einzigen Schlage und ohne Verzug zu bestimmen, gewann die Oberhand und er sprach:

„Hören Sie, nicht wahr, es ist heute der 5te September?"

„Ja."

„Heute um eilf Uhr soll Ihr Vater gegen drei mal hunderttausend Franken bezahlen."

„Ja, wir wissen das."

„Nun, er hat keine fünfzehntausend in der Kasse."

„Was wird dann geschehen?"

„Es wird geschehen, daß Ihr Vater, wenn er heute vor eilf Uhr nicht Einen gefunden hat, der ihm zu Hülfe kommt, um Mittag genöthigt ist, sich zahlungsunfähig zu erklären."

„Ah! kommen Sie," rief Julie und zog den jungen Mann mit sich fort.

Mittlerweile hatte Madame Morrel ihrem Sohne Alles auseinandergesetzt. Der junge Mann wußte wohl, daß in Folge seinem Vater hinter einander widerfahrener Unglücksfälle große Reformen in den Ausgaben des Hauses vorgenommen worden waren, aber er wußte nicht, daß sich die Sachen bis auf diesen Grad schlimm gestaltet hatten. Er blieb wie vernichtet; dann eilte er plötzlich aus dem Zimmer und stieg rasch die Treppe hinauf, denn er glaubte, sein Vater wäre in seinem Cabinet; aber er klopfte vergebens. Als er vor der Thüre des Cabinets stand, hörte er die untere Wohnung sich öffnen; er wandte sich um und sah seinen Vater. Statt gerade in sein Cabinet hinaufzugehen, war Herr Morrel in sein Zimmer gegangen, und kam jetzt erst aus diesem. Herr Morrel stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als er Maximilian erblickte: er wußte nichts von der Ankunft seines Sohnes. Der Vater blieb unbeweglich auf der Stelle und preßte mit dem linken Arme einen Gegenstand, den er unter seinem Oberrock verborgen hielt. Maximilian stieg rasch die Treppe hinab und warf sich seinem Vater um den Hals; aber plötzlich wich er zurück und ließ nur seine linke Hand auf der Brust von Morrel ruhen.

„Mein Vater,“ sagte er bleich wie der Tod, „warum haben Sie ein Paar Pistolen unter Ihrem Oberrock?“

„O! das befürchtete ich,“ versetzte Morrel.

„Mein Vater! mein Vater! im Namen des Himmels,“ rief der junge Mann, „wozu diese Waffen?“

„Maximilian,“ antwortete Morrel, seinen Sohn starr anschauend, „Du bist ein Mann, Du bist ein Mann von Ehre, komm', und ich werde es Dir sagen.“

Und mit sicherem Schritte stieg Morrel in sein Cabinet hinauf, während ihm sein Sohn wankend folgte. Morrel öffnete die Thüre und schloß sie wieder hinter seinem Sohne; dann durchschritt er das Vorzimmer, näherte sich dem Bureau, legte seine Pistolen auf die Ecke des Tisches und bezeichnete Maximilian mit der

Fingerspitze ein offenes Buch. In diesem Buche war der Stand der Dinge genau eingetragen. Morrel hatte in einer halben Stunde zwei mal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken zu bezahlen und besaß im Ganzen fünfzehn tausend zweihundert siebenundfünfzig Franken.

„Lies," sprach Morrel.

Der junge Mann las und war einen Augenblick völlig niedergeschmettert. Morrel sprach kein Wort: was hätte er dem unerbittlichen Urtheile der Zahlen beifügen können?"

„Und Sie haben Alles gethan, um diesem Unglück zu begegnen, mein Vater?" fragte der junge Mann.

„Ja."

„Sie haben auf keine Rückzahlung zu rechnen?"

„Auf keine."

„Sie haben alle Ihre Quellen erschöpft?"

„Alle."

„Und in einer halben Stunde ist unser Name entehrt?" fügte der Sohn mit düsterem Tone bei.

„Blut wascht die Schande ab," sprach Morrel.

„Sie haben Recht, mein Vater, ich verstehe Sie."

Dann seine Hand nach den Pistolen ausstreckend, fügte Maximilian bei:

„Eine für Sie, eine für mich, ich danke."

Morrel hielt seine Hand zurück.

„Und Deine Mutter ... Deine Schwester ... wer wird sie ernähren?"

Ein Schauer durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes.

„Mein Vater," sprach er, „bedenken Sie, daß Sie mich leben heißen?"

„Ja, ich sage es Dir, denn es ist Deine Pflicht; Du hast einen starken, ruhigen Geist, Maximilian ... Maximilian, Du bist kein gewöhnlicher Mensch; ich befehle Dir nichts, ich schreibe Dir nichts vor, ich sage

Dir nur: Untersuche die Lage der Dinge, als ob Du ein Fremder wärest, und urtheile dann selbst."

Der junge Mann dachte einen Augenblick nach, dann trat ein Ausdruck erhabener Resignation auf seinem Antlitz hervor; nur zuckte er mit einer langsamen traurigen, Bewegung die Epaulette und die Contreepaulette, die Zeichen seines Grades.

„Wohl," sprach er, Morrel die Hand reichend, „sterben Sie im Frieden, ich werde leben, mein Vater."

Morrel machte eine Bewegung, um sich seinem Sohne zu Füßen zu werfen. Maximilian zog ihn an sich, und diese zwei edle Herzen schlugen einen Augenblick fest an einander gepreßt.

„Du weißt, daß es nicht meine Schuld ist?" sagte Morrel.

Maximilian lächelte.

„Ich weiß, mein Vater, daß Sie der ehrlichste Mann sind, den ich kennen gelernt habe."

„Wohl, Alles ist abgemacht; kehre nun zu Deiner Mutter und zu Deiner Schwester zurück."

„Mein Vater," sprach der junge Mann, das Knie beugend, „segnen Sie mich."

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes zwischen seine zwei Hände und drückte wiederholt seine Lippen darauf.

„Ja, ja," rief er, „ich segne Dich in meinem Namen und im Namen von drei Generationen vorwurfsfreier Menschen. Höre, was sie Dir durch meine Stimme sagen: Das Gebäude, welches das Unglück zerstört hat, kann die Vorsehung wieder aufbauen. Wenn sie mich einen solchen Tod sterben sehen, werden die Unerbittlichsten Mitleid mit mir haben; Dir wird man vielleicht die Zeit gönnen, welche man mir verweigert hat; dann strebe vor Allem danach, daß das Wort ehrlos nicht ausgesprochen werde; schreite zum Werke, arbeite, junger Mann, kämpfe heiß und muthig; lebt, Du, Deine Mutter und Deine Schwester, vom Nothwendigsten, damit

Tag für Tag das Gut derjenigen, welchen ich schuldig bin, wachse und unter Deinen Händen Früchte trage. Bedenke, daß es ein schöner Tag, ein großer Tag, ein feierlicher Tag sein wird, der der Wiedereinsetzung, der Tag, wo Du in diesem Zimmer sagen wirst: „„Mein Vater ist gestorben, weil er nicht thun konnte, was ich heute thue, doch er ist ruhig und getrost gestorben, weil er wußte, ich würde es thun.““

„Oh! mein Vater, mein Vater, wenn Sie dennoch leben könnten!“

„Wenn ich lebe, ist Alles verloren, wenn ich lebe, verwandelt sich die Theilnahme in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung; wenn ich lebe, bin ich nur ein Mensch, der sein Wort gebrochen hat, der seiner Verbindlichkeit nicht nachgekommen ist; ich bin nichts Anderes, als ein Bankerottirer. Sterbe ich dagegen, bedenke wohl, Maximilian, so ist mein Leichnam der eines unglücklichen, aber ehrlichen Mannes. Bleibe ich am Leben, so werden meine besten Freunde mein Haus meiden. Bin ich todt, so folgt mir ganz Marseille weinend bis zu meiner letzten Ruhestätte. Lebe ich, so mußt Du Dich meines Namens schämen; sterbe ich, so erhebe stolz das Haupt und sprich:

„„Ich bin der Sohn des Mannes, welcher sich getödtet hat, weil er zum ersten Mal im Leben sein Wort nicht halten konnte.““

Der junge Mann stieß einen Seufzer aus, doch er schien sich zu fügen. Zum zweiten Male trat die Ueberzeugung nicht in sein Herz, aber in seinen Geist.

„Und nun laß mich allein,“ sprach Morrel, „und suche die Frauen zu entfernen.“

„Wollen Sie nicht meine Schwester noch einmal sehen?“ fragte Maximilian.

Eine letzte, schwache Hoffnung lag für den jungen Mann in dieser Zusammenkunft verborgen, und deßhalb schlug er sie vor. Herr Morrel schüttelte den Kopf und erwiederte:

Ich habe sie diesen Morgen gesehen und ihr Lebewohl gesagt."

„Haben Sie mir keinen besondern Auftrag zu ertheilen, mein Vater?" fragte Maximilian mit bebender Stimme.

„Allerdings, mein Sohn, einen heiligen Auftrag."

„Sprechen Sie, mein Vater."

„Das Haus Thomson und French ist das einzige, das aus Menschlichkeit, vielleicht aus Selbstsucht, — es kommt mir nicht zu, in den Herzen der Menschen zu lesen, — Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Mandatar, derjenige, welcher in zehn Minuten erscheinen wird, um den Betrag einer Tratte von zweimal hundert sieben und achtzigtausend fünfhundert Franken in Empfang zu nehmen, hat mir drei Monate, nicht bewilligt, sondern angeboten: dieses Haus werde zuerst befriedigt, mein Sohn, dieser Mann sei Dir heilig."

„Ja, mein Vater."

„Und nun noch einmal Lebewohl, mein Sohn; gehe, gehe, ich muß allein sein. Du findest mein Testament in dem Schreibpult in meinem Schlafzimmer."

Der junge Mann blieb stehen, denn er hatte zwar eine Kraft des Willens, aber keine der Ausführung.

„Höre, Maximilian, sprach sein Vater, denke Dir, ich sei Soldat, wie Du, ich habe den Befehl erhalten, eine Schreckschanze zu nehmen, und Du wissest, ich müsse bei dem Erstürmen derselben getödtet werden, würdest Du mir nicht sagen: „„Gehen Sie, mein Vater, denn Sie entehren sich, wenn Sie bleiben, und besser der Tod, als die Schande!""

„Ja, ja," sprach der junge Mann, Morrel krampfhaft in seine Arme schließend; „ja, gehen Sie."

Und er stürzte aus dem Cabinet.

Als sein Sohn sich entfernt hatte, blieb Morrel ein paar Sekunden die Augen starr auf die Thüre geheftet, dann griff er nach einer Klingelschnur und läutete. Alsbald erschien Cocles. Es war nicht mehr der-

selbe Mensch, diese drei Tage der Ueberzeugung
ihn gelähmt. Der Gedanke: das Haus Morre
Begriff, seine Zahlungen einzustellen, beugte ih
nieder, als es zwanzig auf seinem Haupte ang
Jahre gethan hätten.

„Mein guter Cocles," sagte Morrel mit
Tone, dessen Ausdruck sich nicht beschreiben läßt
wirst im Vorzimmer bleiben. Wenn der Herr,
reits vor drei Monaten hier gewesen ist, der M
von Thomson und French, kommt, meldest. Di
Cocles antwortete nicht; er machte ein Zeichen r
Kopfe, setzte sich in das Vorzimmer und wartete.
rel fiel in seinen Lehnstuhl zurück; seine Augen r
sich nach der Pendeluhr; es blieben ihm nur noc
Minuten; der Zeiger rückte mit einer ungla
Geschwindigkeit vor; es dünkte ihm, er sehe d
fortschreiten. Was nun in dem Geiste dieses !
vorging, der, noch jung, sich in Folge eines r
falschen, aber wenigstens auf scheinbaren G
beruhenden Schlusses, von Allem, was er a
Welt liebte, trennen und das Leben verlassen
vermag keine Feder zu schildern; man hätte, u
Begriff zu bekommen, seine mit Schweiß bedec
dennoch ruhige Stirne, seine von Thränen befe
und dennoch zum Himmel aufgeschlagenen Auge
müssen.

Der Zeiger rückte immer vor, die Pistolen
geladen; er streckte die Hand aus, ergriff eine ur
melte den Namen seiner Tochter; dann legte
tödtliche Waffe wieder nieder, nahm eine Fed
schrieb ein paar Worte. Es kam ihm vor, als
seinem geliebten Kinde nicht genug Lebewohl
dann wandte er sich wieder nach der Pendeluh
er zählte nicht mehr nach Minuten, sondern na
kunden. Er faßte abermals die Waffe, den Mu
geöffnet und die Augen starr auf den Zeiger g
und er bebte bei dem Geräusch, das er selbst

Hahnen spannend, machte. Der Schweiß lief ihm im
kälter über die Stirne, immer tödtlicher schnürte ihm
Angst das Herz zusammen; er hörte, wie die Thüre
Treppe auf ihren Angeln knarrte und sich sodann die s
nes Cabinetes öffnete; die Pendeluhr war auf dem Punk
die eilfte Stunde zu schlagen.

Morrel wandte sich nicht um, er erwartete vo
Cocles die Worte: „Der Mandatar des Hauses Thom
son und French!" und näherte die Waffe seinem Munde.
Plötzlich hörte er einen Schrei . . . es war die Stimme
seiner Tochter.

Er kehrte sich um und erblickte Julie; die Pistole
entschlüpfte seinen Händen.

„Mein Vater!" rief das Mädchen athemlos und
beinahe sterbend vor Freude, „gerettet! Sie sind ge-
rettet!"

Und sie warf sich, mit der Hand eine rothe seidene
Börse empor haltend, in seine Arme.

„Gerettet! mein Kind," sprach Morrel, „was willst
Du damit sagen?"

„Ja gerettet! sehen Sie, sehen Sie!"

Morrel ergriff die Börse und bebte, denn es sagte
ihm eine dunkle Erinnerung, daß dieser Gegenstand einst
ihm gehört hatte. Auf der einen Seite fand er die Tratte
von zweimal hundert und sieben und achtzigtausend fünf-
hundert Franken; die Tratte war quittirt. Auf der an-
dern gewahrte er einen Diamant von der Größe einer
Haselnuß, mit den auf ein Stück Pergament geschriebe-
nen drei Worten: „Mitgift von Julie."

Morrel fuhr mit der Hand über seine Stirne: er
glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die
Pendeluhr die eilfte Stunde. Der Klang vibrirte für ihn,
als ob jeder Schlag des stählernen Hammers an seinem
eigenen Herzen wiedertönte.

„Sprich, mein Kind," sagte Morrel, „erkläre Dich.
Wo hast Du diese Börse gefunden?"

„In einem Hause der Allée de Meillan, Numero 15,

auf der Ecke des Kamins eines armseligen Zimmers im fünften Stocke."

„Diese Börse gehört aber nicht Dir!" rief Morrel.

Julie reichte dem Vater den Brief, welchen sie am Morgen empfangen hatte.

„Und Du bist allein in jenem Hause gewesen?" sagte er, nachdem er gelesen hatte.

Emmanuel begleitete mich, mein Vater; er sollte an der Ecke der Rue du Musée auf mich warten, war aber seltsamer Weise bei meiner Rückkehr nicht dort."

„Herr Morrel!" . . . rief man auf der Treppe, „Herr Morrel!"

„Das ist seine Stimme," sprach Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emmanuel, das Gesicht von Freude und Aufregung ganz verstört, ein.

„Der Pharaon!" rief er; „der Pharaon!"

„Nun, was, der Pharaon? Sind Sie verrückt, Emmanuel? Sie wissen, daß er zu Grunde gegangen ist."

„Der Pharaon! Herr, man signalisirt den Pharaon! der Pharaon läuft in den Hafen ein!"

Morrel fiel in seinen Stuhl zurück; die Kräfte verließen ihn; sein Verstand weigerte sich, diese Folge unglaublicher, unerhörter, fabelhafter Ereignisse zu ordnen. Aber Maximilian trat ebenfalls ein und rief:

„Mein Vater, was sagten Sie denn, der Pharaon sei zu Grunde gegangen? die Wache hat ihn signalisirt und er läuft, wie ich höre, in den Hafen ein."

„Meine Freunde," sprach Morrel, „wenn dies der Fall wäre, so müßte man an ein Wunder des Himmels glauben! Unmöglich! Unmöglich!"

Was aber wirklich war und nicht minder unglaublich erschien, das war die Börse, die er in der Hand hielt, das war der quittirte Wechsel, das war der prachtvolle Diamant.

„Ah! mein Herr," sprach Cocles, „was soll das bedeuten, der Pharaon?"

„Auf, meine Kinder," sagte Morrel sich erhebend,

„wir wollen sehen, und Gott sei uns barmherzig, wenn es eine falsche Nachricht ist.“

Sie gingen hinab; mitten auf der Treppe wartete Madame Morrel; die arme Frau hatte es nicht gewagt, hinaufzugehen. In einem Augenblick befanden sie sich auf der Cannebière. Es war eine Menge von Menschen versammelt. Alles Volk gab Raum vor Morrel.

„Der Pharaon! der Pharaon!“ riefen alle diese Stimmen.

Wunderbar, unerhört! ein Schiff, an dessen Vordertheil in weißen Buchstaben die Worte: „Der Pharaon Morrel und Sohn von Marseille,“ geschrieben waren, und das ganz die Gestalt des Pharaon hatte und wie dieser mit Indigo und Cochenille beladen war, ging in der That vor dem Saint-Jean Thurme vor Anker und geite seine Segel auf. Auf dem Verdecke gab der Kapitän Gaumard seine Befehle, und Meister Penelon machte Herrn Morrel Zeichen. Es ließ sich nicht mehr zweifeln, das Zeugniß der Sinne war da, und zehntausend Menschen unterstützten diesen Beweis, Als Morrel und sein Sohn auf dem Hafendamm unter dem Beifallsgeschrei der ganzen diesem Schauspiel beiwohnenden Stadt sich umarmten, murmelte ein Mann, dessen Kopf halb von einem schwarzen Barte bedeckt war, indem er hinter einem Schilderhäuschen verborgen voll Rührung diese Scene betrachtete, die Worte:

„Sei glücklich, edles Herz; sei gesegnet für alles Gute, was Du gethan hast, und noch thun wirst, und meine Dankbarkeit bleibe im Dunkeln, wie Deine Wohlthat.“

Und mit einem Lächeln, in welchem sich Freude und Glück ausprägten, verließ er den Ort, an dem er sich verborgen gehalten hatte, stieg, ohne daß Jemand auf ihn merkte, so sehr war Jedermann mit dem Ereigniß des Tages beschäftigt, eine von den kleinen Treppen hinab, welche zum Landen benützt werden, und rief dreimal:

„Jacopo! Jacopo! Jacopo!“

Eine Schaluppe kam auf ihn zu, nahm ihn an B
und führte ihn zu einer reich ausgerüsteten Yacht,
deren Verdeck er mit der Leichtigkeit eines Seeman
sprang; von hier aus betrachtete er noch einmal Mor
welcher vor Freude weinend herzliche Händedrücke
alle Welt austheilte und mit einem irrenden Blicke d
unsichtbaren Wohlthäter dankte, den er im Himmel
suchen schien.

„Und nun,“ sprach der Unbekannte, „fahret w
Güte, Menschlichkeit, Dankbarkeit . . . fahret wohl
Gefühle, die das Herz ausdehnen! . . . Ich habe
Stelle der Vorsehung eingenommen, um die Guten
belohnen . . . jetzt trete mir der rächende Gott sei
Platz ab, um die Bösen zu bestrafen!“

Nach diesen Worten machte er ein Signal, und
Yacht, als hätte sie nur auf dieses Signal gewartet, g
sogleich in See.

Achtes Kapitel.

Simbad der Seefahrer.

Am Anfang des Jahres 1838 befanden sich in F
renz zwei junge Leute, welche der elegantesten Ges
schaft von Paris angehörten: der eine war der Vicom
Albert von Morcerf, der andere der Baron Fr

d'Epinay. Es war unter ihnen verabredet worden, den Carneval desselben Jahres in Rom zuzubringen, wo Franz, der seit beinahe vier Jahren in Italien lebte, Albert als Cicerone dienen sollte. Da es nun aber keine geringfügige Angelegenheit ist, den Carneval in Rom zuzubringen, besonders wenn man nicht auf der Piazza del popolo oder auf dem Forum romanum schlafen will, so schrieben sie an Meister Pastrini, den Eigenthümer des Hotel de Londres auf dem spanischen Platze, und baten ihn, eine bequeme Wohnung für sie aufzubewahren. Meister Pastrini antwortete, er hätte nur noch zu ihrer Verfügung zwei Zimmer und ein Cabinet al secondo piano gelegen, und er böte ihnen diese Wohnung um den mäßigen Preis von einem Louisd'or für den Tag. Die zwei jungen Leute willigten ein. Albert wollte die Zeit, die er noch vor sich hatte, benützen und reiste nach Neapel ab. Franz blieb in Florenz. Als er einige Zeit das Leben, welches die Stadt der Medici bietet, genossen hatte, als er sattsam in diesem Eden umherspaziert und bei den glanzliebenden Wirthen, genannt Corsini-Montfort oder Poniatowski, empfangen worden war, kam es ihm in den Kopf, da er Corsica, die Wiege von Bonaparte, bereits besucht hatte, auch die Insel Elba, diese große Station von Napoleon zu sehen.

Eines Abends also machte er eine Barchetta von dem eisernen Ringe los, an welchem sie in dem Hafen von Livorno befestigt war, legte sich in seinen Mantel gehüllt darin nieder, und sagte zu den Schiffern nur die Worte: „Nach der Insel Elba!" Die Barke verließ den Hafen, wie der Meervogel sein Nest verläßt, und landete am andern Tage in Porto-Ferrajo. Franz ging quer durch die kaiserliche Insel, nachdem er alle Spuren verfolgt, welche der Tritt des Riesen darauf zurückgelassen hatte, und schiffte sich in Marciana wieder ein. Zwei Stunden später stieg er in Pianosa, wo ihn, wie man ihn versicherte, zahllose Ketten von Roth-

hühnern erwarteten, abermals an das Land. Die Jagd war schlecht, Franz schoß mit großer Mühe einige magere Rebhühner, und kehrte übler Laune, wie alle Jäger, welche sich vergebens abgemüdet haben, in seine Barke zurück.

„Oh! wenn Euere Excellenz wollte," sagte der Patron zu ihm, „könnte sie eine schöne Jagd machen."

„Wo dies?"

„Sehen Sie jene Insel?" sprach der Patron den Finger gegen Süden ausstreckend und auf eine conische Masse deutend, welche in den schönsten Indigotinten mitten aus dem Meere aufstieg.

„Nun, was für eine Insel ist dies?" fragte Franz.

„Die Insel Monte Christo," antwortete der Livornese.

„Ich habe keine Erlaubniß, dort zu jagen."

„Euere Excellenz bedarf dessen nicht; die Insel ist öde."

„Ah! eine öde Insel im mittelländischen Meere, das ist bei Gott sonderbar!"

„Und ganz natürlich, Excellenz. Diese Insel ist eine Felsenbank, und auf ihrer ganzen Ausdehnung findet sich vielleicht kein Morgen anbaufähiges Land."

„Wem gehört sie?"

„Toscana."

„Was für Wildbret werde ich dort finden?"

„Tausende von wilden Ziegen."

„Welche davon leben, daß sie an den Steinen lecken?" versetzte Franz mit einem ungläubigen Lächeln.

„Nein, daß sie das Heidekraut, die Myrten und die Braunbeerstauden, welche an den Zwischenräumen der Felsen wachsen, abweiden."

„Aber wo soll ich schlafen?"

„Auf der Erde, in den Grotten, oder an Bord in Ihrem Mantel. Auch können wir, wenn es Euere Excellenz so haben will, unmittelbar nach der Jagd wieder abgehen; sie weiß, daß wir bei Nacht wie bei Tag fahren und in Ermangelung von Segeln Ruder haben."

Da Franz noch Zeit genug blieb, um wieder zu seinem Gefährten zurückzukehren, und da er sich nicht mehr um seine Wohnung in Rom zu bekümmern hatte, nahm er den Vorschlag, sich für seine erste Jagd zu entschädigen, an. Auf seine bejahende Antwort tauschten die Matrosen mit leiser Stimme ein paar Worte unter sich aus.

„Nun," fragte er, was gibt es Neues? sollte eine Unmöglichkeit eingetreten sein?"

„Nein," erwiederte der Patron; „aber wir müssen Euere Excellenz darauf aufmerksam machen, daß die Insel in Contumaz steht."

„Was soll das heißen?"

„Da Monte Christo unbewohnt ist und zuweilen den Schmugglern und Seeräubern, welche von Corsica, Sardinien oder Africa kommen, als Ruheplatz dient, so werden wir, wenn irgend ein Zeichen unsern Aufenthalt auf der Insel verräth, genöthigt sein, bei unserer Rückkehr nach Livorno eine Quarantäne von sechs Tagen zu machen."

„Teufel! das ändert den Stand der Dinge gewaltig! Sechs Tage! gerade so viel hat Gott gebraucht, um die Welt zu erschaffen. Das ist ein wenig lang, meine Kinder."

„Aber wer wird es sagen, daß Euere Excellenz auf Monte Christo gewesen ist?"

„Ich nicht!" erwiederte Franz.

„Wir auch nicht!" riefen die Matrosen.

„Also vorwärts nach Monte Christo!"

Der Kapitän gab Befehl zu dem geeigneten Ma-
veuvre; man legte sich gegen die Insel und die Barke
ig an in der Richtung derselben zu schwimmen. Franz
ß die Operation vollenden und als man den neuen
eg eingeschlagen hatte, als das Segel von dem Winde
jeschwellt war und die vier Matrosen ihre Plätze, drei
Vordertheil, einer am Steuerruder, eingenommen hat-
, knüpfte er das Gespräch wieder an.

„Mein lieber Gaetano," sprach er zu dem Patron, „Ihr habt mir, glaube ich, gesagt, die Insel Monte Christo diene als Zufluchtsort für Schmuggler und Seeräuber, was mir ein ganz anderes Wildbret zu sein scheint, als wilde Ziegen."

„Ja, Excellenz, und das ist die reine Wahrheit"

„Daß es Schmuggler gibt, wußte ich wohl, aber ich dachte, seit der Einnahme von Algier bestehen die Seeräuber nur noch in den Romanen von Cooper und Kapitän Marryat."

„Euere Excellenz täuscht sich; es gibt Seeräuber, wie es Banditen gibt, von denen man glaubte, sie wären von Papst Leo XII. ausgerottet worden, während sie jeden Tag Reisende bis unter den Thoren Roms anhalten. Haben Sie nicht gehört, daß der französische Geschäftsträger beim heiligen Stuhle vor ungefähr sechs Monaten kaum sechshundert Schritte von Velletri ausgeplündert worden ist?"

„Allerdings."

„Wenn Euere Excellenz, wie wir, in Livorno wohnte, so würde sie von Zeit zu Zeit sagen hören, ein kleines mit Waaren beladenes Schiff oder eine hübsche englische Yacht, die man in Bastia, Porto-Ferrajo oder Civita Vecchia erwartete, sei nicht angekommen, man wisse nicht, was aus derselben geworden, und sie sei ohne Zweifel an einem Felsen gescheitert. Der Felsen aber, auf den sie gestoßen sein soll, ist eine niedrige, schmale Barke, bemannt mit etwa sechs Burschen, welche das Schiff in einer finstern, stürmischen Nacht an der Krümmung einer wilden, unbewohnten kleinen Insel überfallen und geplündert haben, wie die Banditen eine Postchaise an der Ecke eines Waldes anhalten und ausplündern."

„Doch wie kommt es," fragte Franz beständig in seiner Barke ausgestreckt, „wie kommt es, daß diejenigen, welchen ein solcher Unfall begegnet, sich nicht beklagen? warum rufen sie über diese Seeräuber nicht die

Rache der französischen, sardinischen oder toscanischen Regierung herbei?"

„Warum?" versetzte Gaetano lächelnd.

„Ja, warum?"

„Einmal schafft man von dem Schiffe oder der Yacht Alles, was gut zu nehmen ist, auf die Barke; dann bindet man die Equipage an Händen und Füßen, befestigt an dem Halse jedes Mannes einen Vierundzwanzigpfünder, macht ein Loch von der Größe einer Tonne in den Kiel des gekaperten Schiffes, steigt wieder auf das Verdeck, verschließt die Luken und kehrt auf die Barke zurück. Nach Verlauf von zehn Minuten fängt das Schiff an zu seufzen und zu stöhnen. Allmälig sinkt es. Zuerst taucht eine Seite unter, dann die andere, dann erhebt es sich wieder, dann sinkt es abermals und immer tiefer. Plötzlich ertönt ein Geräusch wie ein Kanonenschuß, es ist die Luft, welche das Verdeck zerreißt. Das Schiff bewegt sich wie ein Ertrinkender, der sich gegen die Gewalt der Wellen sträubt, und bei jeder Bewegung wird es unbehülflicher. Bald dringt das Wasser, in den hohlen Räumen zu sehr gepreßt, aus den Oeffnungen hervor, flüssigen Säulen ähnlich, welche ein riesiger Pottfisch aus seinen Luftröhren auswerfen würde. Endlich stößt es ein letztes Geröchel aus, macht es eine letzte Wendung um sich selbst, versinkt, indem es in den Abgrund einen weiten Trichter gräbt, der einen Augenblick wirbelt, und verschwindet sofort gänzlich, so daß man nach fünf Minuten das Auge Gottes haben müßte, um in der Tiefe dieses ruhigen Meeres das zu Grunde gegangene Schiff zu suchen. Begreifen Sie nun," fügte der Patron lächelnd bei, „begreifen Sie, warum das Schiff nicht in den Hafen zurückkehrt, und warum die Mannschaft nicht klagt?"

Hätte Gaetano die Sache erzählt, ehe Franz die Expedition vorgeschlagen, so würde dieser sich wohl zweimal besonnen haben, aber die Barke schwamm in der Richtung der Insel, und ein Zurückweichen dünkte ihm

eine Feigheit. Es war einer von den Menschen, welche der Gefahr nicht nachlaufen, die aber, wenn sie ihnen entgegenkommt, eine unstörbare Kaltblütigkeit bewahren, um sie zu bekämpfen; er war einer von denen, welche eine Gefahr im Leben nur wie einen Gegner im Duell betrachten, welche dessen Bewegungen berechnen, seine Kraft studiren, mit der gehörigen Gewandtheit zu Werke gehen, um Luft schöpfen zu können, und endlich, mit einem Blicke alle ihre Vortheile ersehend, auch mit einem Stoße tödten."

„Bah!" versetzte er, „ich habe Sicilien und Calabrien durchreist, ich bin zwei Monate auf dem Archipel umhergefahren, und habe nie einen Schatten von einem Banditen oder Freibeuter gesehen."

„Ich sagte dies Euerer Excellenz auch nicht, damit sie auf ihr Vorhaben Verzicht leisten möchte, sie fragte mich, und ich antwortete."

„Ja, mein lieber Gaetano, Euer Gespräch ist mir auch sehr interessant, und da ich mir diesen Genuß so lange als möglich verschaffen will, so steuern wir immerhin nach Monte Christo!"

Man näherte sich indessen rasch dem Ziele der Reise; es wehte ein frischer Wind, und die Barke machte sechs bis sieben Meilen in der Stunde. Je näher man der Insel kam, desto mehr trat sie wachsend aus dem Schooße des Meeres hervor, und durch die klare Atmosphäre der letzten Strahlen des Tages unterschied man, wie die Kugeln in einem Arsenal, die Masse der aufeinander gehäuften Felsen, in deren Zwischenräumen das röthliche Heidekraut und die grünenden Bäume sichtbar wurden. Obgleich die Matrosen vollkommen ruhig zu sein schienen, so war doch offenbar ihre Aufmerksamkeit erregt, und ihr Blick befragte den weiten Spiegel, dessen Horizont nur durch einige Fischerbarken mit ihren weißen Segeln, die sich wie Meven auf der Höhe der Wellen schaukelten, bevölkert war.

Sie waren noch ungefähr fünfzehn Meilen von

Monte Christo entfernt, als die Sonne hinter Corsica, dessen Berge rechts zum Vorschein kamen, unterzugehen anfing, wobei sie ihr düsteres Gezacke am Himmel abschnitt und noch das äußerste Ende dieser Steinmasse beleuchtete, welche, dem Riesen Adamastor ähnlich, vor der Barke emporragte. Allmälig stieg der Schatten vom Meere auf und schien den letzten Reflex des nun erlöschenden Tages vor sich her zu jagen; endlich wurde der leuchtende Strahl bis zum Gipfel des Kegels zurückgetrieben, wo er einen Augenblick stille stand, wie der entflammte Helmstutz eines Vulkans; beständig emporsteigend, bemächtigte sich der Schatten der Höhe, wie er sich der Base bemächtigt hatte, und die Insel erschien nur noch wie ein grauer, immer brauner werdender Berg. Eine halbe Stunde nachher herrschte völlige Finsterniß.

Zum Glücke waren die Schiffer in einer Gegend, die sie bis auf den geringsten Felsen des toscanischen Archipels kannten, denn inmitten der Dunkelheit, welche die Barke umhüllte, wäre Franz nicht ganz ruhig gewesen. Corsica war verschwunden, die Insel Monte Christo war ebenfalls unsichtbar geworden, aber die Matrosen schienen, wie der Luchs, die Fähigkeit zu besitzen, in der Finsterniß zu sehen, und der Lootse am Steuerruder gab nicht das geringste Zögern zu erkennen.

Es war ungefähr eine Stunde seit Sonnenuntergang vorüber, als Franz auf eine Viertelmeile links eine dunkle Masse zu erblicken glaubte; doch es ließ sich durchaus nicht unterscheiden, was es war, und er schwieg, weil er einige schwebende Wolken für festes Land haltend die Heiterkeit der Matrosen zu erregen befürchtete. Plötzlich zeigte sich ein scharfer Schimmer; das Land konnte einer Wolke gleichen, doch das Feuer war kein Meteor.

„Was bedeutet jenes Licht?“ fragte Franz.

„Stille!“ sprach der Patron, „es ist ein Feuer.“

„Ihr sagtet doch, die Insel wäre unbewohnt?“

„Ich sagte, sie hätte keine bestimmte Bevölkerung, theilte Ihnen aber auch mit, sie sei ein Aufenthaltsort für Schmuggler."

„Und für Seeräuber?"

„Und für Seeräuber," fuhr Gaetano die Worte von Franz wiederholend fort; „deshalb habe ich Befehl gegegeben, daran vorbeizufahren, denn das Feuer ist, wie Sie sehen, nunmehr hinter uns."

„Mir scheint dieses Feuer eher Sicherheit zu gewähren, als Unruhe zu begründen, Leute, welche gesehen zu werden befürchteten, hätten kein Feuer angezündet."

„Oh! das will nichts sagen," entgegnete Gaetano; „wenn Sie in der Dunkelheit die Lage der Insel zu beurtheilen vermöchten, so würden Sie sehen, daß dieses Feuer auf der Stelle, wo es sich findet, weder von Corsica noch von Piaosa, sondern nur von der offenen See bemerkt werden kann."

„Ihr befürchtet also, das Feuer kündige uns schlimme Gesellschaft an?"

„Darüber muß man sich Gewißheit verschaffen," erwiederte Gaetano, die Augen beständig auf das irdische Gestirn geheftet.

„Wie kann man dies?"

„Sie werden es sehen."

Hienach berathschlagte Gaetano mit seinen Gefährten, und nach einer Unterredung von fünf Minuten führte man stillschweigend ein Manoeuvre aus, mittelst dessen in einem Augenblick das Schiff gewendet war; dann verfolgte man den Weg, den man bereits gemacht hatte, und in einigen Sekunden, nachdem man die Richtung verändert, verschwand das Feuer durch eine Bewegung des Terrain verborgen. Dann gab der Lootse dem kleinen Fahrzeug, das sich sichtbar der Insel näherte und bald nur noch fünfzig Schritte davon entfernt war, eine neue Richtung. Gaetano zog das Segel ein, und die Barke blieb stehen.

Alles dies war in der größten Stille vor sich gegangen, und man hatte seit der Veränderung des Weges keine Sylbe an Bord gesprochen. Gaetano, der die Expedition vorgeschlagen, hatte auch die ganze Verantwortlichkeit übernommen. Die drei andern Matrosen wandten kein Auge von ihm, während sie die Ruder richteten und sich offenbar bereit hielten, mit Hülfe von diesen zu entfliehen, was bei der großen Dunkelheit durchaus nicht schwierig war. Franz untersuchte seine Gewehre mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit; er hatte zwei Doppelflinten und eine Büchse; nachdem er sie geladen, versicherte er sich der Batterien und wartete.

Mittlerweile legte der Patron seinen Caban und sein Hemd ab, befestigte seine Hose um die Hüften, und da er barfuß war, hatte er weder Schuhe noch Strümpfe auszuziehen. In diesem Costume legte er einen Finger auf die Lippen, wodurch er Stillschweigen empfehlen wollte, ließ sich in das Meer hinabgleiten, und schwamm mit solcher Vorsicht nach dem Ufer, daß es nicht möglich war, auch nur das geringste Geräusch zu hören. Man konnte seine Spur nur an der phosphorescirenden Furche verfolgen, welche seine Bewegungen verursachten. Bald verschwand auch diese Furche; Gaetano hatte offenbar das Land erreicht.

Eine halbe Stunde lang blieb Jedermann auf dem Schiffe unbeweglich; nach Verlauf dieser Zeit sah man dieselbe leuchtende Furche wiedererscheinen und sich der Barke nähern. In einigen Zügen war Gaetano wieder bei der Barke.

„Nun?“ fragten gleichzeitig Franz und die drei Matrosen.

„Es sind spanische Schmuggler; sie haben nur zwei corsische Banditen bei sich.“

„Und was machen diese zwei corsischen Banditen bei den spanischen Schmugglern?“

„Ei! mein Gott, Excellenz,“ erwiederte Gaetano mit einem Tone tiefen christlichen Mitleids, „man muß

sich wohl gegenseitig unterstützen. Häufig werden die Banditen auf dem Lande von den Gendarmen und Carabinieren etwas bedrängt; nun! da finden sie eine Barke und in der Barke gute Jungen, wie wir sind. Sie verlangen von uns Gastfreundschaft in unserem schwimmenden Hause. Kann man einem armen Teufel, der verfolgt wird, seinen Beistand verweigern? Wir nehmen ihn auf und gehen zu größerer Sicherheit in die offene See. Das kostet uns nichts und rettet das Leben oder erhält wenigstens die Freiheit einem unseres Gleichen, welcher bei vorkommender Gelegenheit den Dienst, den wir ihm geleistet haben, dadurch anerkennt, daß er uns eine gute Stelle angibt, wo wir unsere Waaren ausschiffen können, ohne von Neugierigen gestört zu werden."

„Oh!" rief Franz, „Ihr seid also selbst ein wenig Schmuggler, mein lieber Gaetano?"

„Was wollen Sie, Excellenz," entgegnete dieser mit einem Lächeln, das sich nicht beschreiben läßt, „man treibt Alles ein wenig, denn man muß leben."

„Also seid Ihr mit den Leuten bekannt, welche Mont Christo in diesem Augenblick bewohnen?"

„So ungefähr. Wir Seeleute sind wie die Freimaurer, wir erkennen uns an gewissen Zeichen."

„Und Ihr glaubt, wir hätten nichts zu befürchten, wenn wir uns ebenfalls ausschiffen würden?"

„Durchaus nichts; die Schmuggler sind keine Räuber."

„Aber die corsischen Banditen?" versetzte Franz, zum Voraus alle Wechselfälle der Gefahr berechnend.

„Ei, mein Gott! es ist nicht ihre Schuld, daß sie Banditen sind, es ist der Fehler der Behörde."

„Wie dies?"

„Allerdings! man verfolgt sie, weil sie eine Haut gemacht haben, und nichts Anderes, als ob es nicht in der Natur des Corsen läge, sich zu rächen!"

„Was versteht Ihr unter dem Worte, eine Haut

gemacht haben? Einen Menschen ermordet haben?" fragte Franz in Fortsetzung seiner Forschungen.

„Ich verstehe darunter, einen Feind getödtet haben, was etwas ganz Anderes ist."

„Nun wohl," sprach der junge Mann, „wir wollen Gastfreundschaft von diesen Schmugglern und Banditen verlangen. Glaubt Ihr, daß sie uns dieselbe gewähren werden.?

„Ohne allen Zweifel."

„Wie viel sind es?

„Drei, Excellenz, und die zwei Banditen, das macht fünf."

„Wohl! das ist gerade unsere Zahl; wir haben, falls die Herren schlimme Absichten kundgeben sollten, gleiche Kräfte und sind folglich im Stande, ihnen Widerpart zu halten. Zum letzten Male also, nach Monte Christo."

„Ja, Excellenz; doch Sie werden mir ohne Zweifel erlauben, daß ich einige Vorsichtsmaßregeln nehme?"

„Wie, mein Theuerer? seid weise wie Nestor und klug wie Ulysses. Ich erlaube es Euch nicht nur, sondern ich ermahne Euch dazu."

„Stille also!" sprach Gaetano. Jedermann schwieg.

Für einen Mann, wie Franz, der alle Dinge aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtete, ermangelte die Lage der Dinge, ohne gefährlich zu sein, nicht gerade eines gewissen Ernstes. Er befand sich in der tiefsten Finsterniß mitten auf dem Meere mit Schiffern, welche ihn nicht kannten und keinen Grund hatten, ihm ergeben zu sein, welche wußten, daß in seinem Gürtel einige tausend Franken enthalten waren, und wenigstens zehnmal, wenn nicht mit Lüsternheit, doch mit Neugierde seine wirklich schönen Gewehre untersucht hatten. Sodann sollte er ohne ein anderes Geleite, als diese Menschen, auf einer Insel landen, welche einen religiösen Namen führte, aber mit ihren Schmugglern und Banditen Franz keine andere Gastfreundschaft zu bieten schien,

als die, welche die Schädelstätte Christus bot; auch kam ihm die Geschichte der versenkten Schiffe, welche er bei Tage für übertrieben gehalten hatte, bei der Nacht wahrscheinlicher vor. Zwischen diese doppelte, vielleicht eingebildete, vielleicht wirkliche Gefahr gestellt, verließ er seine Leute nicht mit den Augen, seine Flinte nicht mit der Hand.

Die Matrosen hatte indessen ihre Segel wieder aufgehißt und die bereits von ihnen gegrabene Furche zum zweiten Male eingeschlagen. Durch die Finsterniß unterschied Franz, der sich bereits ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatte, den Granitriesen, an welchem die Barke hinfuhr; abermals die Ecke eines Felsen umsteuernd, erblickte er sodann das Feuer noch viel glänzender als zuvor, und um dieses Feuer vier bis fünf sitzende Personen. Der Wiederschein des Herdes erstreckte sich auf etwa hundert Schritte in das Meer hinaus. Gaetano fuhr längs dem Feuer hin, wobei er jedoch die Barke in dem nicht beleuchteten Theile hielt; als er sich endlich gerade vor dem Herde befand, richtete er das Vordertheil seines Fahrzeuges gegen diesen und fuhr muthig in den beleuchteten Kreis, wobei er ein Fischerlied anstimmte, dessen Refrain seine Gefährten im Chor wiederholten.

Bei dem ersten Worte des Liedes erhoben sich die um das Feuer sitzenden Menschen und näherten sich der Anlände, die Augen auf die Barke geheftet, deren Stärke zu beurtheilen und Absicht zu errathen sie sich sichtbar anstrengten. Bald schienen sie hinreichend geprüft zu haben, und sie setzten sich, einen Mann ausgenommen, welcher am Ufer stehen blieb, wieder um das Feuer, an welchem eine ganze junge Ziege briet.

Als das Schiff bis auf zwanzig Schritte zum Land gelangt war, machte der Mann am Ufer maschinenmäßig mit seinem Karabiner das Zeichen einer Schildwache, welche eine Patrouille erwartet, und rief in sardinischem Patois: „Wer da?“

Franz spannte kaltblütig seine Doppelflinte.

Gaetano wechselte mit dem Manne am Ufer ein paar Worte, von denen der Reisende nichts verstand, welche aber offenbar seine Person betrafen.

„Will seine Excellenz sich nennen oder ihr Incognito beibehalten?" fragte der Patron.

„Mein Name muß diesen Leuten völlig unbekannt bleiben," antwortete Franz; „sagt ihnen ganz einfach ich sei ein Franzose, der zu seinem Vergnügen reise."

Als Gaetano diese Worte an das Gestade befördert hatte, gab die Schildwache einem von den an dem Feuer sitzenden Männern einen Befehl; dieser stand sogleich auf und verschwand in den Felsen. Es herrschte tiefe Stille. Jeder schien mit seinen Angelegenheiten beschäftigt: Franz mit dem Ausschiffen; die Matrosen mit ihren Segeln; die Schmuggler mit ihrer jungen Ziege; doch mitten unter dieser scheinbaren Sorglosigkeit beobachtete man sich gegenseitig.

Der Mann, welcher sich durch die Felsen entfernt hatte, erschien plötzlich wieder von der entgegengesetzten Seite; er machte der Schildwache mit dem Kopfe ein Zeichen, diese wandte sich um und sprach nur die Worte: „s'accommodi."

Das italienische s'accommodi läßt sich nicht übersetzen. Es bedeutet zugleich: Kommt, tretet ein, seid willkommen, thut, als ob Ihr zu Hause wäret, Ihr habt zu gebieten. Das s'accommodi ist die türkische Phrase von Molière, welche seinen Bourgeois gentilhomme durch die Menge von Dingen, die sie enthielt, so sehr in Erstaunen setzte. Die Matrosen ließen sich das nicht zweimal sagen; mit vier Ruderschlägen berührte die Barke das Land. Gaetano sprang an das Ufer, wechselte leise noch ein paar Worte mit der Schildwache, seine Gefährten stiegen ebenfalls nach einander aus, und die Reihe kam an Franz.

Er trug eine von seinen Flinten am Bandelier, Gaetano hatte die andere, einer von den Matrosen hielt

eine Büchse. Seine Tracht hielt die Mitte zwischen dem Künstler und dem Dandy, was den Wirthen keinen Verdacht und folglich keine Unruhe einflößte. Man band die Barke am Ufer an und ging einige Schritte vorwärts, um einen bequemen Bivouac zu suchen; aber ohne Zweifel entsprach die Stelle, wo man suchte, nicht der Ansicht des Schmugglers, welcher den Posten einer Wache versah, denn er rief Gaetano zu: „Nein, nicht dort, wenn's beliebt!"

Gaetano stammelte eine Entschuldigung und schritt ohne Widerspruch in entgegengesetzter Richtung fort, während zwei Matrosen, um den Weg zu beleuchten, Fackeln am Herde anzündeten. Man machte ungefähr dreißig Schritte und hielt auf einem freien Platze an, der ganz mit Felsen umgeben war, in welche man eine Art von Sitzen, kleinen Schilderhäuschen ähnlich, gegraben hatte. In der Umgebung waren in Adern vegetabilischer Erde einige Zwergeichen und dichte Myrtenbüsche sichtbar. Franz senkte eine Fackel und erkannte an einem Aschenhaufen, daß er nicht der Erste war, dem das Bequeme dieser Oertlichkeit einleuchtete, und daß es eine von den gewöhnlichen Stationen der Insel Monte Christo sein mußte.

Die Erwartung von Ereignissen hörte bei ihm auf. Sobald er einmal den Fuß auf die Erde gesetzt und die, wenn nicht gerade freundschaftliche, doch wenigstens gleichgültige Stimmung seiner Wirthe wahrgenommen hatte, verschwand bei ihm jede Unruhe, und der Geruch der an dem benachbarten Bivouac bratenden Ziege verwandelte seine Unruhe sogar in Appetit.

Er berührte mit zwei Worten diese neue Erscheinung gegen Gaetano, der ihm erwiederte, es gäbe nichts Einfacheres, als ein Abendbrod, wenn man, wie sie, in der Barke Brod, Wein, sechs Feldhühner und ein gutes Feuer zum Braten besäße.

„Ueberdies," fügte er bei, wenn Euere Excellenz den Geruch der Ziege so verführerisch findet, so kann

ich hingehen und unsern Nachbarn zwei von unsern Vögeln für eine Schnitte von ihrem Vierfüßigen bieten."

„Thut das, Gaetono," sprach Franz; „Ihr seid offenbar mit dem Unterhandlungsgenie geboren."

Während dieser Zeit hatten die Matrosen Arme voll Heidekraut ausgerissen und Bündel von Myrten und grünen Eichen gemacht, woran sie Feuer legten, was bald einen sehr ansehnlichen Herd bot. Franz erwartete, beständig den Geruch der jungen Ziege einathmend, die Rückkehr des Patrons, als dieser wieder erschien und mit sehr unruhiger Miene auf ihn zuging.

„Nun," fragte Franz, „was Neues? Man weist unser Anerbieten zurück?"

„Im Gegentheil," erwiederte Gaetano, der Anführer, welchem man gesagt hat, Sie wären ein junger französischer Edelmann, ladet sie zum Abendbrod zu sich ein."

„Gut! dieser Anführer ist ein sehr gebildeter Mann, und ich weiß nicht, warum ich seiner Einladung nicht entsprechen sollte, um so mehr, als ich meinen Theil zum Abendbrod mitbringe."

Oh! das ist es nicht, denn es findet sich dort genug zum Abendbrod; aber er stellt eine sonderbare Bedingung, unter der er Sie bei sich empfangen will."

„Bei sich!" versetzte der junge Mann; er hat sich also ein Haus bauen lassen?"

„Nein, er besitzt aber darum nichtsbestoweniger ein sehr behagliches Beisich, wenigstens wie man mich versichert hat."

„Ihr kennt also diesen Anführer?

„Ich habe von ihm sprechen hören."

„Im Guten oder im Schlimmen?"

„Auf beiderlei Art."

„Und wie heißt die Bedingung, die er mir stellt?"

„Sie sollen sich die Augen verbinden lassen und

die Binde nicht eher abnehmen, als bis er sie selbst dazu auffordert."

Franz erforschte so viel als möglich den Blick von Gaetano, um zu erfahren, was hinter diesem Vorschlage verborgen sein dürfte.

„Ah! bei Gott!" sprach dieser, den Gedanken von Franz erwiedernd, „ich weiß wohl, die Sache verdient Ueberlegung."

„Was würdet ihr an meiner Stelle thun?" fragte der junge Mann.

„Ich, der nichts zu verlieren habe, ginge."

„Ihr würdet einwilligen?"

„Ja, und wäre es nur aus Neugierde."

„Es ist also etwas Merkwürdiges bei diesem Anführer zu sehen?"

„Hören Sie," sprach Gaetano, die Stimme dämpfend, „ich weiß nicht, ob das, was man sagt, wahr ist." (Er schwieg und schaute umher, ob kein Fremder ihn behorchte.)

„Und was sagt man?"

„Man sagt, dieser Anführer besitze einen unterirdischen Pallast, mit welchem verglichen der Pallast Pitti nur etwas Geringes sei."

„Welch ein Traum!" rief Franz.

„Oh! es ist kein Traum, es ist eine Wahrheit. Cama, der Lootse des Ferdinando, ist einmal darin gewesen; er kam voll Verwunderung zurück und sagte, dergleichen Schätze finden sich nur in den Feenmährchen."

„Ei! wißt Ihr denn auch, daß Ihr mich mit solchen Worten in die Höhle von Ali Baba hinabzusteigen bewegen könntet?"

„Ich sage Ihnen, was man mir gesagt hat, Excellenz."

„Ihr rathet mir also, den Vorschlag anzunehmen?"

„Oh! nein; Euere Excellenz mag ganz nach ihrem Gutdünken handeln; ich möchte ihr bei einer solchen Veranlassung keinen Rath geben."

Franz dachte einen Augenblick nach, er begriff, daß
m so reicher Mann gegen ihn, der nur ein paar tausend
franken bei sich hatte, nichts im Schilde führen konnte;
nd da er in allem Dem nur ein vortreffliches Abendbrod
rblickte, so willigte er ein. Gaetano überbrachte seine
Antwort.

Franz war indessen, wie gesagt, klug; er wollte
viel als möglich Einzelheiten über seinen seltsamen,
eheimnißvollen Wirth in Erfahrung bringen, wandte
ch deßhalb gegen den Matrosen um, der während die-
s Gespräches mit dem Ernste eines auf seine Func-
onen stolzen Mannes die Feldhühner gerupft hatte, und
agte ihn, worin diese Leute hätten landen können, da
eder Barken, noch Speronaren, noch Tartanen sichtbar
ären.

„Das beunruhigt mich nicht," antwortete der Ma-
ose, „ich kenne das Schiff, worauf sie fahren."

„Ist es ein hübsches Schiff?"

„Ich wünsche Euerer Excellenz ein ähnliches, um da-
it die Reise um die Welt zu machen."

„Von welcher Größe?"

„Von ungefähr hundert Tonnen. Es ist übrigens ein
hantasie-Fahrzeug, eine Yacht, wie die Engländer sagen,
er so gebaut, daß es sich bei jedem Wetter auf der See
lten kann."

„Wo ist es gebaut worden?"

„Ich weiß es nicht, doch ich glaube in Genua."

„Und wie kann es ein Anführer von Schmugglern
igen, eine für sein Gewerbe bestimmte Yacht in Genua
uen zu lassen?"

„Ich sagte nicht, der Eigenthümer dieser Yacht wäre
Anführer von Schmugglern."

„Nein, aber Gaetano hat es gesagt, wie mir scheint."

„Gaetano hat das Schiffsvolk von ferne gesehen, aber
ch mit Niemand gesprochen."

„Doch was ist denn dieser Mensch, wenn er kein An-
hrer von Schmugglern ist?"

„Ein reicher Herr, der für sein Vergnügen reist."

„Bei so verschiedenartigen Aussagen wird diese Person immer geheimnißvoller," dachte Franz. „Und wie heißt er?" fragte der junge Mann den Matrosen.

„Wenn man fragt, so sagt er, er heiße Simbad der Seefahrer; doch ich bezweifle, daß dies sein wahrer Name ist."

„Simbad der Seefahrer?"

„Ja."

„Und wo wohnt dieser Herr?"

„Auf dem Meere."

„Aus welchem Lande ist er?"

„Ich weiß es nicht."

„Habt Ihr ihn gesehen?"

„Einige Male."

„Was für ein Mann ist es?"

„Euere Excellenz wird dies selbst beurtheilen."

„Und wo wird er mich empfangen?"

„Ohne Zweifel in dem von Gaetano erwähnten unterirdischen Pallaste."

„Und wenn Ihr hier anhieltet und die Insel verlassen fandet, trieb Euch die Neugierde nie an, daß Ihr in diesen Zauberpallast zu dringen suchtet?"

„Oh! doch wohl, Excellenz," erwiederte der Matrose, „und zwar mehr als einmal, aber unsere Forschungen waren stets vergeblich; wir umwühlten die Grotte von allen Seiten, fanden aber nirgends einen Eingang. Uebrigens sagt man, die Thüre öffne sich nicht mit einem Schlüssel, sondern mittelst eines magischen Wortes."

„Ich bin offenbar in ein Mährchen von Tausend und eine Nacht versetzt," murmelte Franz.

„Seine Excellenz erwartet Sie," sprach hinter ihm eine Stimme, in welcher er die der Schildwache erkannte.

Der Vortretende war von zwei Personen von der Mannschaft der Yacht begleitet. Statt jeder Antwort zog Franz ein Sacktuch aus seiner Tasche und reichte

es demjenigen, welcher ihn angeredet hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, verband man ihm die Augen mit einer Sorgfalt, woraus hervorging, wie sehr man eine Indiscretion von ihm befürchtete, und ließ ihn sodann schwören, daß er es auf keine Weise versuchen würde, seine Binde abzunehmen, bevor die Einladung hiezu an ihn ergangen wäre.

Die zwei Männer nahmen ihn jeder bei einem Arm, und er entfernte sich von ihnen geleitet und die Schildwache voran. Nach etwa dreißig Schritten fühlte er an der Wärme der Kohlengluth und an dem Appetit erregenden Geruche der jungen Ziege, daß er wieder an dem Bivouac vorüberkam; dann ließ man ihn seinen Weg abermals etwa fünfzig Schritte fortsetzen, wobei man offenbar nach der Seite vorrückte, wo man Gaetano nicht hatte wollen eindringen lassen, ein Verbot, das jetzt leicht erklärlich war. An der Veränderung der Atmosphäre bemerkte Franz bald, daß man in ein unterirdisches Gewölb eintrat. Nachdem man noch einige Sekunden gegangen war, hörte er ein Krachen, und es kam ihm vor, als hätte die Atmosphäre eine andere Natur und würde lau und wohlriechend; endlich fühlte er, daß seine Füße auf einen dicken, weichen Teppich traten; seine Führer verließen ihn. Nach kurzem Stillschweigen sagte eine Stimme in gutem Französisch, obgleich mit fremdem Accent:

„Sie sind bei mir willkommen, mein Herr, und können Ihre Binde abnehmen."

Franz ließ sich diese Aufforderung, wie sich leicht denken läßt, nicht zweimal wiederholen; er nahm sein Sacktuch ab und befand sich einem Manne von acht und dreißig bis vierzig Jahren, in tunesischer Tracht, gegenüber; der Unbekannte trug nämlich eine rothe Plattmütze mit einer langen Quaste von blauer Seide, eine reich mit Gold gestickte Jacke von schwarzem Tuch, weite, bauschige Beinkleider, goldgestickte Gamaschen von derselben Farbe und gelbe Pantoffeln; ein prachtvoller Ka-

schemir umgürtete seine Hüften und ein kleiner spitziger, gebogener Kanschiar stak in diesem Gürtel. Obgleich beinahe bleifarbig, hatte dieser Mann doch ein merkwürdiges Gesicht; seine Augen waren lebhaft und durchdringend; seine gerade und mit der Stirne beinahe im Niveau stehende Nase deutete den griechischen Typus in seiner ganzen Reinheit an, und seine perlartig weißen Zähne traten auf eine bewunderungswürdige Weise unter dem schwarzen Schnurrbart hervor, der sie umgab. Nur war diese Blässe seltsam; man hätte glauben sollen, er wäre lange im Grabe gelegen, ohne die natürliche Farbe der Lebenden wieder annehmen zu können. Wenn auch nicht hoch gewachsen, war er doch wohlgebaut und hatte, wie die Einwohner des Süden, kleine Hände und Füße. Am meisten aber erstaunte Franz, der die Erzählung von Gaetano für einen Traum gehalten hatte, über die Kostbarkeit der Ausstattung.

Das ganze Zimmer war mit einem, mit goldenen Blumen brochirten, türkischen Stoffe von carmesinrother Farbe austapezirt. In einer Vertiefung stand ein Divan, über welchem man eine Trophäe von arabischen Waffen erblickte, deren Scheiden in Vermeil gearbeitet waren, indeß die Griffe von Edelsteinen funkelten; am Plafond hing eine Lampe von venetianischem Glas von rei[illegible]er Form und Farbe, und die Füße ruhten auf einem [illegible]schen Teppich, in welchen sie sich bis an die Knöcheln vertieften; Vorhänge waren vor der Thüre angebracht, durch die man Franz eingeführt hatte, und ebenso vor einer andern Thüre, welche nach einem zweiten Gemache ging, das glänzend erleuchtet zu sein schien. Der Wirth überließ Franz eine Zeit lang gänzlich seinem Staunen, gab ihm überdies Prüfung durch Prüfung zurück, und hatte beständig seine Augen auf ihn geheftet.

„Mein Herr," sagte er endlich, „ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung wegen der Vorsichtsmaßregeln, welche man von Ihnen verlangte, ehe Sie hier eingeführt wurden; da aber die Insel meistens öde und

verlassen ist, so fände ich, wenn das Geheimniß dieses Aufenthaltsortes bekannt würde, ohne Zweifel bei meiner Rückkehr mein Absteigequartier in schlimmem Zustand, was mir sehr unangenehm wäre, nicht wegen des Verlustes, den es mir verursachen würde, sondern weil ich nicht mehr die Gewißheit hätte, mich, wann es mir beliebt, von der übrigen Welt trennen zu können. Ich will mich nun bemühen, Sie diese kleine Unannehmlichkeit vergessen zu lassen, indem ich Ihnen anbiete, was Sie gewiß hier nicht zu finden hofften, nämlich ein erträgliches Abendbrod und gute Betten."

„Meiner Treue, mein lieber Wirth, Sie brauchen sich deßhalb nicht zu entschuldigen. Ich habe immer gesehen, daß man den Leuten, welche in Zauberpalläste drangen, die Augen verband; man darf nur Raoul in den Hugenotten anschauen; auch geziemt es mir nicht, mich zu beklagen, denn das, was Sie mir zeigen, bildet offenbar die Fortsetzung von Tausend und eine Nacht.

„Ach! ich möchte Ihnen wie Lucullus sagen, wenn ich gewußt hätte, daß mir die Ehre Ihres Besuches zu Theil würde, so hätte ich mich darauf vorbereitet. Doch ich stelle meine Einsiedelei, so wie sie ist, zu Ihrer Verfügung; mein Abendbrod ist Ihnen angeboten, so mager es auch sein mag. Ali, ist aufgetragen?"

In demselben Augenblick wurde der Thürvorhang aufgehoben, und ein nubischer Neger, so schwarz wie Ebenholz und in einen einfachen weißen Leibrock gekleidet, deutete seinem Herrn durch ein Zeichen an, er könnte sich in den Speisesaal begeben.

„Ich weiß nicht," sprach der Unbekannte zu Franz, „ich weiß nicht, ob Sie meiner Ansicht sind, aber ich finde nichts unbehaglicher, als zwei bis drei Stunden einander unter vier Augen gegenüber zu bleiben, ohne zu wissen, mit welchem Namen oder welchem Titel man sich nennen soll. Ich achte indessen zu sehr die Gesetze der Gastfreundschaft, um Sie nach Ihrem Namen oder Ihrem Titel zu fragen, und bitte Sie nur, mir irgend

eine Benennung zu bezeichnen, mittelst der ich das W
an Sie richten kann. Ich sage Ihnen, zu ihrer Bequ
lichkeit, daß man mich gewöhnlich Simbad den Seefah
nennt."

„Und ich bemerke Ihnen," erwiederte Franz, „
ich, insofern es mir, um in der Lage Aladins zu s
nur an der berühmten Wunderlampe fehlt, keine Schwie
keit darin sehe, daß Sie mich für den Augenblick Al
nennen. Das bringt Sie nicht aus dem Orient, wo
mich, wie ich zu glauben versucht bin, die Macht ei
guten Genius versetzt hat."

„Wohl! edler Herr Aladin," sprach der fremde A
phitryon, „Sie haben gehört, daß aufgetragen ist, n
wahr? wollen Sie also die Güte haben, in den Sp
saal einzutreten; Ihr unterthäniger Diener geht vo
um Ihnen den Weg zu zeigen."

Bei diesen Worten hob Simbad den Thürvorh
auf und schritt Franz voran.

Franz ging von Zauber zu Zauber über; die T
erschien herrlich bestellt. Einmal von diesem wichti
Punkte überzeugt, schaute er umher. Der Speise
war minder glänzend, als das Zimmer, welches e
eben verlassen hatte; er war ganz von Marmor
antiken Basreliefs vom höchsten Werthe, und in
vier Ecken dieses länglichen Saales standen vier pr
tige Statuen, welche Körbchen auf ihren Köpfen tru
Diese Körbchen enthielten Pyramiden von herrli
Früchten, Ananasse von Sicilien, Granaten von M
laga, Orangen von den balearischen Inseln, Pfir
von Frankreich und Datteln von Tunis. Das Ab
brod bestand aus einem gebratenen Fasan, umge
mit Merlen von Corsica, einer Wildschweinskeule
Gelée, einem Ziegenviertel, einem herrlichen Tu
und einer riesigen Langouste. Die Zwischenräume
großen Platten waren mit kleinen Platten ausgef
welche Entremets enthielten. Die Platten waren
Silber, die Teller von japanesischem Porzellan.

sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß er träumte. Ali allein war zur Bedienung zugelassen ntledigte sich vortrefflich seiner Pflichten. Der Gast seinem Wirthe hierüber ein Compliment.

„Ja," sprach dieser, indem er die Honneurs des brods mit der größten Gewandtheit machte, „es ist ir sehr ergebener Bursche, der nach seinen besten en zu Werke geht. Er erinnert sich, daß ich ihm eben gerettet habe, und da ihm, wie es scheint, an Kopfe etwas lag, so bewahrt er mir in seinem n eine Dankbarkeit für Erhaltung desselben."

Obgleich Ali nicht Französisch verstand, gewahrte er an dem Blicke von Simbad, daß dieser von ihm ; er näherte sich deßhalb der Tafel, nahm die Hand Herrn und küßte sie.

„Wäre es sehr unbescheiden, edler Herr Simbad," Franz, „wenn ich Sie fragte, bei welcher Ge- eit Sie diese schöne That ausgeführt haben?"

„Oh, mein Gott! das ist ganz einfach," antwor- Simbad. „Es scheint, der Bursche war etwas näher as Serail des Bey von Tunis herumgeschweift, als h für einen Menschen von seiner Farbe geziemt, so sollten ihm in Folge einer Verurtheilung des die Zunge, die Hand und der Kopf abgeschnitten n: die Zunge am ersten Tag, die Hand am zweiten, Kopf am dritten. Es gelüstete mich immer, einen men in meinem Dienste zu haben; ich wartete, hm die Zunge abgeschnitten war, und schlug dem vor, mir denselben gegen eine herrliche Doppel- zu überlassen, welche Tags zuvor die Begierde r Hoheit erregt hatte. Er schwankte einen Augen- so viel war ihm daran gelegen, mit dem armen l ein Ende zu machen. Aber ich fügte der Flinte englisches Jagdmesser bei, mit welchem ich den zan Seiner Hoheit durchhackt hatte, worauf der sich entschloß, ihn in Beziehung auf die Hand und Kopf zu begnadigen, jedoch unter der Bedingung,

daß er nie mehr das Gebiet von Tunis betreten würd
Dies anzuempfehlen, war unnöthig. Wenn der Unglüc
liche nur von ferne die Küste von Afrika erblickt, flücht
er sich in den untersten Raum des Schiffes, und ma
kann ihn von da nicht mehr herausbringen, bis man de
dritten Welttheil aus dem Gesichte verloren hat."

Franz blieb einen Augenblick stumm und nachdenkend
er überlegte sich, was er von der grausamen Gutmüthig
keit denken sollte, mit der ihm sein Wirth diese Geschich
erzählte.

„Und wie der ehrenwerthe Seemann, dessen Name
Sie angenommen haben," sagte er, das Gespräch ändern
„bringen Sie Ihr Leben mit Reisen hin?"

„Ja, es ist ein Gelübde, das ich in einer Zeit g
than habe, wo ich es kaum erfüllen zu können glaubte,
sprach der Unbekannte lächelnd; „ich habe einige solch
gethan, welche, wie ich hoffe, wenn die Reihe an ihne
ist, ebenfalls in Erfüllung gehen werden."

Obgleich Simbad diese Worte mit der größten Kal
blütigkeit sprach, schleuderten doch seine Augen einen Bli
von seltsamer Wildheit.

„Sie haben viel gelitten, mein Herr?" spra
Franz.

Simbad bebte, schaute ihn starr an und erwiederte
„Woran sehen Sie dies?"

„An Allem: an Ihrer Stirne, an Ihrem Blicke, a
Ihrer Blässe und an dem Leben, das Sie führen."

„Ich! ich führe das glücklichste Leben, das i
kenne, ein wahres Pascha-Leben; ich bin der Kön
der Schöpfung; gefalle ich mir an einem Orte, so bleib
ich; langweile ich mich, so reise ich ab; ich bin fre
wie der Vogel, ich habe Flügel, wie er. Die Leu
meiner Umgebung gehorchen mir auf einen Wink; vo
Zeit zu Zeit belustige ich mich damit, daß ich die mensch
liche Gerechtigkeit verspotte, indem ich ihr einen Ban
diten entziehe, den sie sucht, einen Verbrecher, den s
verfolgt. Dann habe ich meine eigene Gerichtsbarke

ohe und niedere, ohne Frist und Appellation, eine Ge-
:chtsbarkeit, welche verurtheilt und freispricht, während
ch Niemand um sie zu bekümmern hat. Ah! hätten Sie
iein Leben gekostet, Sie würden sich kein anderes mehr
ünschen, und Sie kehrten nie mehr in die Welt zurück,
enn Sie nicht ein großes Vorhaben in Ausführung zu
ringen hätten."

„Eine Rache zum Beispiel!" versetzte Franz.

Der Unbekannte heftete auf den jungen Mann einen
on jenen Blicken, welche in die tiefste Tiefe des Her-
ns und des Geistes eintauchen.

„Und warum eine Rache?" fragte er.

„Weil Sie aussehen, wie ein Mann, der, von der
esellschaft verfolgt, eine furchtbare Rechnung mit ihr ab-
ischließen hat."

„Sie irren sich," erwiederte Simbad mit einem selt-
men Lachen, wobei sich seine weißen spitzigen Zähne zeig-
n; „so wie Sie mich sehen, bin ich eine Art von Men-
henfreund, und ich gehe vielleicht eines Tages nach
aris, um mit Herrn Appert und dem Mann mit dem
auen Mäntelchen in die Schranken zu treten."

„Wird es das erste Mal sein, daß Sie diese Reise
achen?"

„Oh! mein Gott, ja. Nicht wahr, es hat das An-
hen, als wäre ich sehr wenig neugierig? Doch ich
rsichere Sie, es ist nicht mein Fehler, daß ich so
nge gezögert habe; jeden Falls wird es einmal ge-
jehen."

„Gedenken Sie diese Reise bald zu machen?"

„Ich weiß noch nicht; es hängt von Umständen ab,
elche gewissen Combinationen unterworfen sind."

„Ich wünschte wohl zur Zeit, wo Sie nach Paris
mmen, ebenfalls dort zu sein; ich würde mich bemühen,
hnen, so viel in meinen Kräften liegt, die Gastfreund-
jaft zurückzugeben, die Sie mir so reichlich auf Monte
hristo angedeihen ließen."

„Ich würde Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen

annehmen," versetzte der Unbekannte; „leider aber wirl es, wenn ich dahin gehe, vielleicht Incognito geschehen.'

Das Abendbrod nahm indessen seinen Fortgang; e schien nur für Franz bestimmt zu sein, denn Simba kostete kaum von ein paar Schüsseln des glänzenden Mah les, dem sein unerwarteter Gast alle Ehre anthat. End lich brachte Ali das Dessert, oder er nahm vielmehr di Körbchen aus den Händen der Statuen und setzte sie au die Tafel. Zwischen zwei Körbchen stellte er einen Beche von Vermeil, welcher mit einem Deckel von demselbe Metalle verschlossen war.

Die Ehrfurcht, mit der Ali diesen Becher herbei brachte, stachelte die Neugierde von Franz, er hob de Deckel auf und sah eine Art von grünlichem Teig, de dem Zuckerwerk von Engelwurz glich, ihm aber völli unbekannt war. Er setzte den Deckel wieder auf un wußte eben so wenig als zuvor, was der Becher enthielt als er seine Augen zu seinem Wirthe aufschlug, sah e wie dieser über seine Täuschung lächelte.

„Sie können nicht errathen," sprach der Unbekannt „welche Art von eßbarem Stoffe diese kleine Vase ent hält, und das setzt Sie in Verlegenheit?"

„Ich gestehe es."

„Nun, diese Sorte von Zuckerwerk ist nichts meh und nichts weniger, als die Ambrosia, welche Hebe a der Tafel von Jupiter reichte."

„Aber diese Ambrosia hat ohne Zweifel, durch di Hände der Menschen gehend, ihren himmlischen Name verloren, um einen menschlichen anzunehmen? Wie nenn man in der gemeinen Sprache diese Speise, für welch ich übrigens keine große Sympathie in mir fühle?"

„Gerade dies ist es, was unsern materiellen Ur sprung offenbart; oft gehen wir so an unserem Glück vorüber, ohne es zu sehen, ohne es anzuschauen, od wenn wir es gesehen und angeschaut haben, ohne e zu erkennen. Sind sie ein positiver Mensch, ist da ld Ihr Gott? kosten Sie hievon, und die [illegible]

von Peru, Golconda und Guzerate sind Ihnen geöffnet. Sind Sie ein Mann von Phantasie? sind Sie ein Dichter? kosten Sie abermals hievon, und die Schranken des Möglichen werden verschwinden; die Gefilde des Unendlichen öffnen sich, und Sie wandeln, frei an Herz, frei an Geist, auf dem gränzenlosen Gebiete des Traumlebens umher. Sind Sie ehrgeizig, jagen Sie der irdischen Größe nach? kosten Sie immerhin hievon, und in einer Stunde sind Sie König, nicht König eines kleinen, in einem Winkel der Erde verborgenen Reiches, wie Spanien, Frankreich und England, sondern König der Welt, König des Weltalls. Ihr Thron wird auf dem Berge aufgeschlagen sein, auf welchen Satan Jesus führte; und ohne, daß Sie ihm ihre Huldigung darzubringen, ohne daß Sie ihm die Klauen zu küssen brauchen, sind Sie unumschränkter Herr aller Reiche der Erde. Sprechen Sie, ist es nicht verführerisch, was ich Ihnen da biete, ist es nicht etwas Leichtes, da nur Folgendes zu thun ist? Sehen Sie."

Bei diesen Worten hob er ebenfalls den Deckel von dem kleinen Becher ab, welcher den so sehr gepriesenen Stoff enthielt, nahm einen Kaffeelöffel von dem magischen Zuckerwerk, führte ihn an den Mund und zog, die Augen halb geschlossen, und den Kopf zurückgelegt, die wunderbare Speise langsam in den Mund. Franz ließ ihm Zeit, sein Lieblingsgericht zu verzehren; als er ihn aber wieder etwas zu sich gekommen sah, sagte er zu ihm:

„Was für ein kostbares Gericht ist denn dies?"

„Haben Sie vom Alten vom Berge sprechen hören?" entgegnete sein Wirth, „von dem, welcher Philipp August ermorden lassen wollte?"

„Allerdings."

„Sie wissen, daß er über ein reiches Thal regierte, das der Berg beherrschte, von welchem er seinen malerischen Namen genommen hatte. In diesem Thale waren herrliche, von Hassan Ben Saba angelegte Gär-

ten, und in diesen Gärten einzeln stehende Pavillo
In diese Pavillons berief er seine Auserwählten, und h
ließ er sie, wie Marco Polo sagt, ein gewisses Kr
essen, welches sie in das Paradies, mitten unter ew
blühende Pflanzen, unter stets reife Früchte und imm
währende Jungfrauen versetzte. Was aber die selig
jungen Leute für die Wirklichkeit hielten, war ein Traum
doch ein so sanfter, so berauschender, so wollüstiger Trau
daß sie sich mit Leib und Seele an denjenigen verkauft
welcher ihnen denselben verliehen hatte, daß sie, sein
Befehlen wie denen Gottes gehorchend, bis an das E
der Welt gingen, um das bezeichnete Opfer zu schlag
daß sie unter den gräßlichsten Martern, ohne sich zu
klagen, einzig und allein bei dem Gedanken starben,
Tod, den sie erlitten, wäre nur ein Uebergang zu d
köstlichen Leben, von welchem ihnen das Kraut, das m
ihnen vorgesetzt, einen Vorgeschmack gegeben hatte.

„Also ist es Haschisch *)," rief Franz. „Ja,
kenne dies wenigstens dem Namen nach."

„Sie haben das richtige Wort gesagt, Herr Ala
es ist Haschisch, was es Bestes und Reinstes von Hasch
in Alexandrien gibt, vom Haschisch von Abu Gor, d
Einzigen, dem großen Bereiter desselben, dem Man
welchem man einen Pallast mit der Inschrift: „„De
Glückshändler die dankbare Welt"" ba
sollte."

„Wissen Sie, daß ich große Lust habe, selbst
die Wahrheit oder Uebertreibung Ihrer Lobeserhebung
zu urtheilen."

„Urtheilen Sie selbst, mein Gast, urtheilen S
halten Sie sich aber nicht an eine erste Erfahrun
Man muß, wie bei jeder Sache, die Sinne an einen ne

---

*) Im Orient, besonders in Aegypten, eine Abko[illegible]
Hanfkörnern und Wurzeln, nach Ande[illegible] Bilsen[illegible]
Butter, gestoßenen Mandeln und Pistacien.

Eindruck gewöhnen, sei er nun sanft oder heftig, traurig oder freudig. Es findet ein Kampf der Natur gegen diese göttliche Substanz statt, der Natur, welche nicht an die Freude gewöhnt ist und sich an den Schmerz anklammert. Die besiegte Natur muß im Kampfe unterliegen; die Wirklichkeit muß auf den Traum folgen, dann regiert der Traum als unumschränkter Herr, dann wird der Traum zum Leben und das Leben zum Traum; aber welche Verschiedenheit in dieser Umstaltung, das heißt, wenn man die Schmerzen des wirklichen Daseins mit den Genüssen der scheinbaren Existenz vergleicht! Sie werden nie mehr leben und immer nur träumen wollen. Wenn Sie Ihre eigene Welt verlassen, um in die Welt der Anderen zurückzukehren, wird es Ihnen vorkommen, als gingen Sie aus einem neapolitanischen Frühling in einen lappländischen Winter über. Es wird Ihnen vorkommen, als vertauschten Sie das Paradies mit der Erde, den Himmel mit der Hölle. Kosten Sie von dem Haschisch, mein Freund, kosten Sie davon!"

Franz nahm, ohne zu antworten, einen Löffel voll von dem Wunderteig, nach dem Maße von dem, was sein Wirth genommen hatte, und führte ihn an den Mund.

„Teufel!" rief er, „ich weiß noch nicht, ob das Resultat so angenehm sein wird als Sie sagen, aber die Sache kommt mir nicht gerade so schmackhaft vor, als ich nach Ihrer Versicherung erwartet hatte."

„Weil die Wärzchen Ihres Gaumens noch nicht für die Erhabenheit der Substanz geeignet sind, welche Sie verkosten: Sagen Sie mir, haben Sie schon beim ersten Male die Austern, den Thee, die Trüffeln, alle die Dinge, welche Sie später anbeteten, geliebt? Begreifen Sie die Römer, welche die Fasanen mit Assa fötida würzten, und die Chinesen, welche Schwalbennester essen? Ei, mein Gott! nein. Ebenso ist es mit dem Haschisch: essen Sie nur acht Tage hinter einan-

der, und nach diesen acht Tagen wird Ihnen kein !
rungsmittel die Feinheit des Geschmackes zu erre
scheinen, der Ihnen heute fad und widrig vorkom
Gehen wir übrigens in das Zimmer neben an, das
in Ihr Zimmer, und Ali wird uns Kaffee vorsetzen
Pfeifen bringen.

Beide standen auf, und während derjenige, we
sich den Namen Simbad gegeben hatte, seinem Bedi
einige Befehle ertheilte, trat Franz in das anstoß
Zimmer. Dieses war einfacher, obwohl nicht minder
ausgestattet. Es hatte eine runde Form und ein g
Divan herrschte rings umher. Aber Divans, W
Decken und Boden waren insgesammt mit prächt
weichen, teppichartig füllreichen Häuten überzogen;
fanden sich hier Häute von Löwen vom Atlas mit
mächtigen Mähnen, Häute von Tigern von Bengalen
den warmen Streifen, lustig gefleckte Häute von Pan
vom Cap, endlich Bärenhäute von Sibirien und F
von Norwegen, und alle diese Häute waren verschwend
übereinander geworfen, so daß man auf dem dicht
Rasen und dem seidensten Bette zu ruhen glaubte. !
legten sich auf Divans; Pfeifen in gehöriger Anzahl,
man nicht zweimal aus einer rauchen mußte, standen
Jasminröhren und Bernsteinmundspitzen im Bereiche
Hand. Jeder nahm eine. Ali zündete sie an und
sodann hinaus, um Kaffee zu holen.

Während Wirth und Gast einen Augenblick sch
gen, überließ sich Simbad Gedanken, die ihn unabl
selbst unter dem Gespräch, zu beschäftigen schienen,
Franz gab sich jenen stummen Träumereien hin, in d
man beinahe immer verfällt, wenn man vortrefflichen T
raucht, wobei der Rauch alle Schmerzen des Geistes
zunehmen und dem Raucher alle Träume der Seele
zu geben scheint.

Ali brachte den Kaffee.

„Wie nehmen Sie ihn?“ fragte der Unbeka

auf französische oder auf türkische Weise, stark oder
hwach, gezuckert oder nicht gezuckert? Ganz nach Ihrem
elieben, es ist auf alle Arten bereitet."

„Ich werde ihn auf türkische Weise nehmen," ant=
ortete Franz.

„Und Sie haben Recht!" rief sein Wirth; „dies
:weist, daß eine Neigung für das orientalische Leben in
hnen liegt. Ah! sehen Sie, die Orientalen sind die
nzigen Menschen, welche zu leben wissen. Ich für meine
erson," fügte er mit dem seltsamen Lächeln bei, das
em jungen Manne nicht entging, „ich werde, wenn
eine Angelegenheiten in Paris beendigt sind, nach dem
)rient ziehen, um dort zu sterben, und wenn Sie mich
ann wiedersehen wollen, so müssen Sie mich in Kairo,
ı Bagdad oder in Ispahan aufsuchen."

„Meiner Treue," sprach Franz, „nichts kann in der
Belt leichter sein, denn ich glaube, es wachsen mir Ad=
rflügel, und mit diesen Flügeln mache ich in vier und
vanzig Stunden die Reise um die Welt."

„Ah! ah! der Haschisch wirkt; wohl, so öffnen Sie
e Flügel und fliegen Sie in überirdische Regionen;
ırchten Sie nichts, man wacht über Ihnen, und wenn
hre Flügel, wie die des Icarus, an der Sonne schmelzen,
sind wir da, um sie aufzufangen."

Hierauf sagte er einige arabische Worte zu Ali,
elcher ein Zeichen des Gehorsams machte und sich zu=
ıckzog, jedoch ohne sich zu entfernen. Bei Franz ging
ne seltsame Veränderung vor: die ganze körperliche
rmattung in Folge des Tages, die ganze Unruhe des
eistes, welche die Ereignisse des Abends veranlaßt
ıtten, verschwanden wie in einem ersten Augenblick
r Ruhe, wo man noch genug lebt, um den Schlaf
mmen zu fühlen. Sein Körper schien eine von der Ma=
rie befreite Leichtigkeit zu bekommen, sein Geist er=
uchtete sich auf eine unerhörte Weise, seine Sinne
)ienen ihre Fähigkeiten zu verdoppeln. Der Horizont
weiterte sich immer mehr, aber es war nicht mehr der

düstere Horizont, auf welchem eine unbestimmte
keit schwebte, und den er so oft vor seinem E
mern gesehen hatte, sondern ein blauer durc
Horizont, mit Allem, was das Meer an A
Sonne an Goldfunken, der Abendwind an Wohlge
dann sah er mitten unter dem Gesange seine
unter Gesängen so durchsichtig und klar, daß
göttliche Harmonie daraus gemacht haben würd
man sie hätte aufzeichnen können, die Inse
Christo erscheinen, nicht mehr wie eine über de
drohende Klippe, sondern wie eine in der W
lorene Oase; je näher sodann die Barke kam, de
reicher wurden die Gesänge, denn eine bezauber
heimnißvolle Harmonie stieg von dieser Insel zu
als ob irgend eine Fee wie Lurley oder ein Zaub
Amphion hätte eine Seele anlocken oder eine Sta
wollen.

Endlich berührte die Barke das Ufer, ab
Anstrengung, ohne Erschütterung, wie die Lippen
pen berühren, und es kam Franz vor, als träte
Grotte, ohne daß die bezaubernde Musik aufhö
stieg hinab, oder es schien ihm vielmehr, als
einige Stufen hinab, eine frische, balsamische
athmend, wie sie, bestehend aus Wohlgerüchen,
den Geist träumen machen, aus Gluthen, we
Sinne versengen, um die Grotte von Circe
wußte, und er sah Alles, was er vor seinem Sc
gesehen hatte, von Simbad, dem phantastischen
bis auf Ali, den stummen Diener; dann schien s
unter seinen Augen zu verwischen und zu vermeng
die letzten Schatten einer Zauberlaterne, welche n
löscht, und er fand sich wieder in dem Zimmer
Statuen, das nur einer von jenen antiken, blass
pen beleuchtet war, welche mitten in der Na
Schlummer der Wollust bewachen.

Es waren wohl dieselben an Formen, U
und Poesie reichen Statuen, mit den magnetisch

gen, mit dem verführerischen Lächeln, mit den überreichen Haupthaaren. Es waren Phryne, Cleopatra, Messaline, die drei großen Courtisanen; dann glitt mitten unter diese unzüchtige Schatten, wie ein reiner Engel, wie ein christlicher Engel mitten im Olymp, eine von den keuschen Gestalten, einer von den ruhigen Schatten, eine von den sanften Visionen, welche seine jungfräuliche Stirne unter allen diesen marmornen Unreinheiten zu verschleiern schienen.

Da kam es ihm vor, als hätten diese drei Statuen ihre dreifache Liebe für einen Menschen vereinigt, und dieser Mensch wäre er; als näherten sie sich dem Bette, wo er einen zweiten Schlaf träumte, die Füße in ihre langen, weißen Tuniken gehüllt, die Haare wie eine Welle sich entrollend, in einer von jenen Stellungen, denen die Heiligen widerstanden, welchen aber die Götter unterlagen, mit einem von jenen unbeugsamen, glühenden Blicken, wie sie die Schlange auf den Vogel heftet, und als gäbe er sich diesen Blicken hin, welche so schmerzlich waren wie ein gewaltiger Druck und zugleich so wollüstig wie ein Kuß.

Franz schien es, als schlöße er die Augen und als gewahrte er durch den letzten Blick, den er umherwarf, die züchtige Statue, welche sich gänzlich verschleierte; als sodann seine Augen für die wirklichen Dinge geschlossen waren, öffneten sich seine Sinne für unmögliche Eindrücke. Dann trat eine Wollust ohne Unterlaß, eine Liebe ohne Rast ein, wie die, welche der Prophet seinen Auserwählten verspricht. Dann belebten sich alle diese steinernen Wände dergestalt, daß für Franz, der zum ersten Male der Herrschaft des Haschisch unterlag, diese Liebe beinahe ein Schmerz, diese Wollust beinahe eine Marter war, als er über seinen bebenden Mund die Lippen dieser Statuen, kalt und geschmeidig wie die Ringe einer Schlange, hingehen fühlte. Aber je mehr seine Arme diese unbekannte Liebe zurückzustoßen strebten, desto mehr unterlagen seine Sinne dem Zauber dieses geheimniß-

vollen Traumes, und nach einem Kampf, für welchen
seine Seele geopfert hätte, gab er sich ohne Rückhalt
und fiel endlich keuchend, brennend vor Müdigkeit, un
den Zauber dieses unerhörten Traumes zurück.

Neuntes Kapitel.

Erwachen.

Als Franz wieder zu sich kam, schienen die äuße
Gegenstände ein zweiter Theil seines Traumes zu sein,
glaubte sich in einem Grabe, in welches kaum ein S
nenstrahl wie ein Blick des Mitleids drang; er stre
die Hand aus und fühlte Stein, er setzte sich auf u
fand, daß er in seinem Burnus auf getrocknetem, s
weichem, sehr wohlriechendem Heidekraut gelegen hat
Jede Vision war verschwunden, und die Statuen hatt
als wären sie nur während seines Traumes aus ihr
Gräbern hervorgegangen, bei seinem Erwachen die Flu
ergriffen. Er machte einige Schritte gegen den Pun
woher das Licht kam; auf die ganze Aufregung des Tra
mes folgten die Ruhe und die Wirklichkeit. Er sah s
in einer Grotte, schritt auf die Oeffnung zu und erblic
durch die gewölbte Thüre einen blauen Himmel und e
Azurmeer. Luft und Wasser erglänzten in den Strahl
der Morgensonne, auf dem Ufer saßen plaudernd u
lachend die Matrosen, zehn Schritte in der See scha
kelte sich anmuthig die Barke an ihrem Anker.

Da kostete er eine Zeit lang den frischen, gelind

d, der seine Stirne umspielte; er horchte auf das
)wächte Geräusch der Welle, welche an Bord erstarb
auf den Felsen eine Spitze von silberweißem Schaume
hließ; er ließ sich gehen, ohne über den göttlichen
ber nachzudenken, der in den Dingen der Natur
, besonders wenn man aus einem phantastischen
ıme erwacht; dann rief das so ruhige, so reine, so
artige äußere Leben allmälig die Unwahrscheinlichkeit
s Schlafes in ihm zurück und die Erinnerungen
:n an in sein Gedächtniß wiederzukehren. Er erin-
: sich seiner Ankunft auf der Insel, seiner Vorstellung
einem Anführer von Schmugglern, eines unterirdischen
astes voll Pracht und Herrlichkeit, eines vortrefflichen
ıdbrodes und eines Löffels mit Haschisch. Nur kam
hm der Wirklichkeit des lichten Tages gegenüber vor,
wären alle diese Dinge schon vor einem Jahre vor-
llen, so lebendig war der Traum in seinem Geiste,
iel Wichtigkeit erlangte er in seinem Innern. Von
zu Zeit ließ auch seine Einbildungskraft einen von
Schatten, welche seine Nacht mit ihren Blicken und
ı Küssen durchleuchtet hatten, mitten unter den Ma-
:n sich niedersetzen oder über einen Felsen hinschrelten
auf der Barke sich wiegen. Uebrigens hatte er einen
lich freien Kopf nnd einen vollkommen ausgeruhten
per; keine Schwerfälligkeit im Gehirn, sondern im
entheil ein gewisses Wohlbehagen, eine größere Fähig-
als je, Luft und Licht zu verzehren. Er näherte
daher heiter seinen Matrosen. Sobald sie ihn er-
ten, standen sie auf, und der Patron kam ihm ent-
n.

„Herr Simbad," sagte er zu ihm, „hat uns mit
n Komplimenten für Euere Excellenz beauftragt; wir
n sein Bedauern ausdrücken, daß er nicht habe
Ihnen Abschied nehmen können; doch er hoffe, Sie
den ihn entschuldigen, wenn Sie erfahren, daß ihn
sehr dringende Angelegenheit nach Malaga rufe."

„Ah! mein lieber Gaetano," sprach Franz, „alles Dies ist demnach in der That eine Wirklichkeit? Es gibt einen Menschen, der mich auf dieser Insel empfangen, mir eine königliche Gastfreundschaft gewährt hat, und während meines Schlafes abgereist ist!"

„Er existirt so sehr, daß Sie dort seine kleine Yacht mit vollen Segeln hinfahren sehen; wollen Sie Ihr Fernglas nehmen, so werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihren Wirth mitten unter seiner Mannschaft erkennen."

Bei diesen Worten streckte Gaetano seine Hand in der Richtung eines kleinen Fahrzeugs aus, das auf die Südspitze von Corsica zusteuerte. Franz zog sein Fernglas aus der Tasche, hielt es vor sein Auge und richtete es nach dem bezeichneten Punkte. Gaetano täuschte sich nicht. Auf dem Hintertheile des Schiffes stand der geheimnißvolle Fremde, gegen ihn gekehrt und ebenfalls ein Fernglas in der Hand haltend. Er war ganz so gekleidet, wie er sich am Abend vorher vor seinem Gaste gezeigt hatte, und schüttelte zum Zeichen des Abschieds ein Sacktuch in der Luft. Franz zog auch sein Sacktuch, ließ es flattern, wie jener das seinige, und gab ihm so seinen Gruß zurück. Nach einer Sekunde erschien eine leichte Rauchwolke auf dem Hintertheile des Schiffes, machte sich anmuthig von dem Verdeck los und stieg langsam zum Himmel empor; dann gelangte ein schwacher Knall zu Franz.

„Hören Sie?" rief Gaetano, „er nimmt von Ihnen Abschied." Der junge Mann ergriff seine Büchse und schoß sie in die Luft, jedoch ohne Hoffnung, es könnte der Lärm den Raum durchdringen, der die Yacht von der Küste trennte.

„Was befiehlt nun Euere Excellenz?" fragte Gaetano.

„Zündet mir vor Allem eine Fackel an."

„Ah! ja, ich begreife, um den Eingang in die Zaubergemächer zu suchen. Viel Vergnügen, Excellenz, wenn das Ihnen Freude macht; die Fackel will ich Ih-

en geben. Auch mich hat der Gedanke erfaßt, der Sie
:tzt beschäftigt, und drei= oder viermal gab ich meiner
Phantasie nach, aber am Ende verzichtete ich auf jede
weitere Nachforschung. „Giovanni," fügte er bei, „zünde
:ne Fackel an und bringe sie Seiner Excellenz." Gio=
anni gehorchte. Franz nahm die Fackel und trat gefolgt
on Gaetano in den unterirdischen Raum.

Er erkannte den Platz, wo er erwacht war, an sei=
em noch ganz zerkrümpelten Lager von Heidekraut;
och er mochte immerhin seine Fackel an der ganzen äuße=
en Oberfläche der Grotte hin= und herspazieren
issen, er sah nichts und erkannte nur an Spuren von
Rauch, daß bereits Andere vor ihm vergeblich dieselbe
Nachforschung versucht hatten. Er ließ indessen keinen Fuß
on dieser, wie die Zukunft undurchdringlichen, Gra=
itmauer ununtersucht. Er sah keine Spalte, in die
: nicht die Klinge seines Jagdmessers stieß. Er
emerkte keinen hervorspringenden Punkt, auf den er nicht
rückte, in der Hoffnung, er würde nachgeben; aber Alles
var umsonst, und er verlor ohne irgend einen Er=
olg zwei Stunden mit seinem Nachsuchen. Nach
Verlauf dieser Zeit leistete er Verzicht. Gaetano trium=
phirte.

Als Franz an das Ufer zurückkam, erschien die Yacht
ur noch wie ein weißer Punkt am Horizont; er
:griff noch einmal sein Fernglas, doch auch mit Hülfe
ieses Instruments ließ sich unmöglich etwas unterscheiden.
Gaetano erinnerte ihn daran, daß er nach der Insel ge=
ahren war, um Ziegen zu jagen, was er gänz=
ich vergessen hatte. Er nahm seine Flinte und durchlief
ie Insel mit der Miene eines Mannes, der mehr
ine Pflicht erfüllt, als seinem Vergnügen fröhnt,
nd nach einer Viertelstunde hatte er eine Ziege und zwei
Zickelchen erlegt. Aber diese Ziegen, obgleich wild
nd behende wie die Gemsen, hatten zu große Aehnlichkeit
it unsern Hausziegen, weßhalb sie Franz nicht als Wild=
ret betrachtete.

Dann hielten viel mächtigere Gedanken seinen
gefangen. Seit dem vorhergehenden Abend war er in
That der Held eines Mährchens aus Tausend
und eine Nacht, und er wurde auf eine unwider
liche Weise nach der Grotte hingezogen. Er
gann trotz der Fruchtlosigkeit seiner ersten Forschung
zweite, nachdem er zuvor Gaetano beauftragt
eine von den zwei jungen Ziegen braten zu lassen.
zweiter Besuch dauerte ziemlich lange, denn al
zurückkam, war die Ziege gebraten und das F
stück bereit.

Franz setzte sich auf die Stelle, wo man ihn
Tage vorher zum Abendbrod zu dem geheimnißv
Wirthe eingeladen hatte, und er erblickte noch, wie
auf der Oberfläche einer Welle sich schaukelnde Meve
kleine Yacht, welche ihre Fahrt gegen Corsica
setzte.

„Ihr habt mir gemeldet," sagte er zu Gaet
„Herr Simbad steuere nach Malaga, während er sich,
mir scheint, geradezu gegen Porto-Vecchio wendet."

„Erinnern Sie sich nicht, daß ich Ihnen gesagt h
es wären unter den Leuten seines Schiffsvolkes für
Augenblick zwei corsische Banditen?"

„Es ist wahr! er wird sie an das Ufer setzen."

„Allerdings. Ah! das ist ein Mann," rief Gaet
„der weder Gott noch den Teufel fürchtet,
man sagt, und der fünfzig Meilen von seinem Wege
ginge, um einem armen Menschen einen Dienst
leisten.

„Aber solche Dienste könnten ihn mit den Behö
des Landes, wo er auf seine Art Philantropie treibt
Zerwürfniß bringen?"

„Dies wohl!" erwiederte Gaetano lachend, „doc
fragt den Henker nach den Behörden. Man s
es nur versuchen, ihn zu verfolgen! Einmal ist
Yacht kein Schiff, sondern ein Vogel, und er w
einer Fregatte drei Knoten bei zwölf vorgeben,

ann darf er sich nur selbst auf die Küste werfen, und oird überall Freunde finden."

Am Klarsten bei allem Dem war es, daß Herr Simad, der Wirth von Franz, mit den Schleichhändlern und Banditen von allen Küsten des mittelländischen Meeres in Verbindung stand; was seiner Stellung einen äußerst seltamen Anschein verlieh. Franz hielt nichts mehr auf Monte Christo zurück; er hatte jede Hoffnung verloren, as Geheimniß der Grotte zu entdecken, beeilte sich zu rühstücken, und gab seinen Leuten Befehl, die Barke für en Augenblick, wo er damit fertig wäre, bereit zu halten. Eine halbe Stunde nachher befand er sich an Bord. Er varf einen letzten Blick auf die Yacht; sie war im Beriff, im Golf von Porto-Vecchio zu verschwinden. Er ab das Signal zur Abfahrt. In der Sekunde, wo die Barke sich in Bewegung setzte, verschwand die Yacht; nit ihr erlosch die letzte Wirklichkeit der vorhergehenden Nacht: Abendbrod, Simbad, Haschisch und Statuen, Alles ing an, sich für Franz in demselben Traume zu vermengen.

Die Barke segelte den Tag und die ganze Nacht, nd am Morgen bei Sonnenaufgang war die Insel Monte Christo ebenfalls verschwunden. Sobald Franz die Erde erührte, vergaß er wenigstens für den Augenblick die Ereignisse, welche er erlebt hatte, um seine Vergnügens- und Höflichkeits-Angelegenheiten in Florenz abzumachen und ch nur damit zu beschäftigen, seinen Gefährten, der ihn n Rom erwartete, wiederaufzusuchen. Er reiste daher ab nd langte am Sonnabend mit der Mallepost in der Siebenhügelstadt an.

Die Wohnung war erwähnter Maßen zum Voraus estellt; er hatte sich also nur noch den Hotel von Meister Pastrini zu begeben, was ihm nicht sehr leicht wurde, denn die Menge drängte sich in den Straßen, nd Rom war bereits dem dumpfen, fieberhaften Geäusch preisgegeben, welches großen Ereignissen vorhercht. In Rom aber gibt es vier große Ereigniſ-

jährlich: den Carneval, die heilige Woche, das Frohnleichnamsfest und den Sanct-Peters-Tag. Das ganze übrige Jahr hindurch verharrt die Stadt in ihrer düstern Apathie, einem Zustande, der sie einer Art von Station zwischen dieser und jener Welt ähnlich macht, einer erhabenen Station, einem Halte voll Poesie und Charakter, den Franz schon fünf- bis sechsmal erlebt und jedesmal wunderbarer und phantastischer gefunden hatte. Endlich durchschnitt er die immer mehr zunehmende, immer mehr bewegte Menge und erreichte das Hotel. Auf seine erste Frage erwiederte man ihm mit der bestellten Fiacrekutschern und Wirthen, welche das Haus voll haben, eigenthümlichen Unverschämtheit, es wäre kein Platz für ihn im Hotel de Londres. Da schickte er Meister Pastrini seine Karte und ließ Albert von Morcerf rufen. Dieses Mittel wirkte; der Wirth lief herbei, entschuldigte sich, daß er Seine Excellenz habe warten lassen, zankte seine Kellner, nahm den Leuchter aus der Hand des Cicerone, der sich bereits des Reisenden bemächtigt hatte, und schickte sich an, ihn zu Albert zu führen, als dieser ihm entgegenkam.

Die bestellte Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einem Cabinet. Die zwei Zimmer gingen auf die Straße, was Meister Pastrini als denselben einen unschätzbaren Werth verleihend hervorzuheben sich bemühte. Der übrige Theil des Stockes war von einem reichen Manne gemiethet, den man für einen Sicilianer oder Malteser hielt; der Wirth konnte jedoch nicht genau angeben, welcher von den beiden Nationen der Reisende angehörte.

„Das ist sehr gut, Meister Pastrini," sagte Franz, „aber wir brauchen für jetzt, und zwar sobald als möglich, ein Abendbrod und für morgen eine Caleche."

„Was das Abendbrod betrifft," erwiederte der Wirth, „so sollen Sie sogleich bedient werden; aber die Ca-l e . . ."

„Wie, die Caleche?" rief Albert; „keinen Scherz, ister Pastrini, wir müssen eine Caleche haben."

„Mein Herr, man wird Alles thun, was nur immer glich ist, um eine zu bekommen; mehr kann ich nicht en."

„Und wann haben wir Antwort?" fragte Franz.

„Morgen früh."

„Was Teufels!" versetzte Albert; „man bezahlt sie as theuerer, und damit ist es abgemacht: bei Diake Aaron um fünf und zwanzig Franken für gewöhnliche ge, für Sonn= und Feiertage um dreißig bis fünf und ßig Franken; legen Sie fünf Franken täglich zu, das cht vierzig, und sprechen wir nicht mehr davon."

„Ich befürchte, die Herren dürften sich, selbst wenn das Doppelte böten, keine Caleche verschaffen."

„Dann läßt man Pferde an die meinige spannen... ist zwar durch die Reise etwas verstoßen, aber gleich= !"

„Man wird keine Pferde finden."

Albert schaute Franz wie ein Mensch an, dem man Antwort gibt, welche ihm ganz unbegreiflich vor= mmt.

„Begreifen Sie das, Franz, keine Pferde?" sagte er. önnte man denn nicht Postpferde haben?"

„Sie sind seit vierzehn Tagen alle gemiethet, und es ben nur diejenigen übrig, welche man nothwendig zum nste braucht.

„Was sagen Sie dazu?" sprach Franz.

„Ich sage, daß ich, wenn eine Sache meinen Ver= d übersteigt, bei dieser Sache nicht stehen zu bleiben ge, sondern zu einer andern übergehe. Ist das Abend= d bereit, Meister Pastrini?"

„Ja, Excellenz."

„Nun, so wollen wir zuerst speisen."

„Aber die Caleche und die Pferde?" entgegnete Franz.

„Seien Sie unbesorgt, sie kommen von selbst; es delt sich nur um den Preis."

Und mit der bewunderungswürdigen Philosophie eine Menschen, der nichts für unmöglich hält, so lange er sein Börse rund und seinen Mantelsack voll fühlt, speiste Mor cerf zu Nacht, entschlief er und träumte, er führe in eine Caleche mit sechs Pferden im Carneval umher.

Zehntes Kapitel.

Römische Banditen.

Am andern Morgen erwachte Franz zuerst, und so bald er wach war, läutete er. Der Klang der Glock vibrirte noch, als Meister Pastrini in Person erschien.

„Nun!" sagte der Wirth triumphirend, ohne nur au eine Frage von Franz zu warten, „ich vermuthete e gestern, Excellenz, als ich Ihnen nichts versprechen wollte Sie haben zu spät daran gedacht; es ist in ganz Ror keine Caleche mehr zu miethen, versteht sich für die dre letzten Tage."

„Ja," erwiederte Franz, „für diejenigen, wo ma sie durchaus haben muß."

„Was gibt es?" fragte Albert eintretend; „kein Caleche?"

„So ist es, mein Freund," sprach Franz; „Sie habe es errathen.

„Es ist doch etwas Schönes um Euere ewige Stadt!

„Das heißt," versetzte Meister Pastrini,. der di Hauptstadt der Christenheit in den Augen seiner Reisen den in einer gewissen Würde erhalten wollte, „das heiß es gibt keine Caleche mehr von Sonntag Morgen bi

s doch bis dahin finden Sie fünfzig, wenn

das ist schon etwas," sagte Albert; „wir haben
erstag, wer weiß, was bis Sonntag ge-

erden zehn bis zwölf tausend Fremde ankom-
durch vermehrt sich noch die Schwierigkeit,"
z.
Freund," entgegnete Morcerf, „wir wollen
vart genießen und nicht die Zukunft ver-

können doch wenigstens ein Fenster haben?"
z.
n?"
den Corso."
ja, ein Fenster!" rief Meister Pastrini; „un-
anz unmöglich; es war noch eines im fünften
Pallastes Doria übrig, und dieses wurde an
hen Fürsten um zwanzig Zechinen für den Tag

wei jungen Leute schauten sich verwundert an.
mein Lieber," sagte Franz zu Albert, „wissen
ir nichts Besseres thun können, als den Car-
nedig zubringen? wenn wir dort keinen Wagen
nden wir wenigstens Gondeln."
er Treue, nein," rief Albert, „ich habe be-
n Carneval in Rom zu sehen, und werde ihn
und müßte ich auf Stelzen gehen."
ist ein herrlicher Gedanke," rief Franz, „be-
die Moccoletti auszulöschen; wir verkleiden
mpyre oder als Bauern aus der Gegend von
werden großes Aufsehen machen."
chen Euere Excellenzen immer noch einen
Sonntag?"
ben Sie, bei Gott! wir werden in den Straßen
zu Fuß umherlaufen, wie Gerichtsschreiber?"
rert.

vollen Traumes, und nach einem Kampf, für welchen er seine Seele geopfert hätte, gab er sich ohne Rückhalt hin und fiel endlich keuchend, brennend vor Müdigkeit, unter den Zauber dieses unerhörten Traumes zurück.

Neuntes Kapitel.

Erwachen.

Als Franz wieder zu sich kam, schienen die äußeren Gegenstände ein zweiter Theil seines Traumes zu sein, er glaubte sich in einem Grabe, in welches kaum ein Sonnenstrahl wie ein Blick des Mitleids drang; er streckte die Hand aus und fühlte Stein, er setzte sich auf und fand, daß er in seinem Burnus auf getrocknetem, sehr weichem, sehr wohlriechendem Heidekraut gelegen hatte. Jede Vision war verschwunden, und die Statuen hatten, als wären sie nur während seines Traumes aus ihren Gräbern hervorgegangen, bei seinem Erwachen die Flucht ergriffen. Er machte einige Schritte gegen den Punkt, woher das Licht kam; auf die ganze Aufregung des Traumes folgten die Ruhe und die Wirklichkeit. Er sah sich in einer Grotte, schritt auf die Oeffnung zu und erblickte durch die gewölbte Thüre einen blauen Himmel und ein Azurmeer. Luft und Wasser erglänzten in den Strahlen der Morgensonne, auf dem Ufer saßen plaudernd und lachend die Matrosen, zehn Schritte in der See schaukelte sich anmuthig die Barke an ihrem Anker.

Da kostete er eine Zeit lang den frischen, gelinden

Wind, der seine Stirne umspielte; er horchte auf das geschwächte Geräusch der Welle, welche an Bord erstarb und auf den Felsen eine Spitze von silberweißem Schaume zurückließ; er ließ sich gehen, ohne über den göttlichen Zauber nachzudenken, der in den Dingen der Natur liegt, besonders wenn man aus einem phantastischen Traume erwacht; dann rief das so ruhige, so reine, so großartige äußere Leben allmälig die Unwahrscheinlichkeit seines Schlafes in ihm zurück und die Erinnerungen fingen an in sein Gedächtniß wiederzukehren. Er erinnerte sich seiner Ankunft auf der Insel, seiner Vorstellung bei einem Anführer von Schmugglern, eines unterirdischen Pallastes voll Pracht und Herrlichkeit, eines vortrefflichen Abendbrodes und eines Löffels mit Haschisch. Nur kam es ihm der Wirklichkeit des lichten Tages gegenüber vor, als wären alle diese Dinge schon vor einem Jahre vorgefallen, so lebendig war der Traum in seinem Geiste, so viel Wichtigkeit erlangte er in seinem Innern. Von Zeit zu Zeit ließ auch seine Einbildungskraft einen von den Schatten, welche seine Nacht mit ihren Blicken und ihren Küssen durchleuchtet hatten, mitten unter den Matrosen sich niedersetzen oder über einen Felsen hinschrelten oder auf der Barke sich wiegen. Uebrigens hatte er einen gänzlich freien Kopf nnd einen vollkommen ausgeruhten Körper; keine Schwerfälligkeit im Gehirn, sondern im Gegentheil ein gewisses Wohlbehagen, eine größere Fähigkeit als je, Luft und Licht zu verzehren. Er näherte sich daher heiter seinen Matrosen. Sobald sie ihn erblickten, standen sie auf, und der Patron kam ihm entgegen.

„Herr Simbad," sagte er zu ihm, „hat uns mit seinen Komplimenten für Euere Excellenz beauftragt; wir sollen sein Bedauern ausdrücken, daß er nicht habe von Ihnen Abschied nehmen können; doch er hoffe, Sie werden ihn entschuldigen, wenn Sie erfahren, daß ihn eine sehr dringende Angelegenheit nach Malaga rufe."

„Ah! mein lieber Gaetano," sprach Franz, „alles Dies ist demnach in der That eine Wirklichkeit? Es gibt einen Menschen, der mich auf dieser Insel empfangen, mir eine königliche Gastfreundschaft gewährt hat, und während meines Schlafes abgereist ist!"

„Er existirt so sehr, daß Sie dort seine kleine Yacht mit vollen Segeln hinfahren sehen; wollen Sie Ihr Fernglas nehmen, so werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihren Wirth mitten unter seiner Mannschaft erkennen."

Bei diesen Worten streckte Gaetano seine Hand in der Richtung eines kleinen Fahrzeugs aus, das auf die Südspitze von Corsica zusteuerte. Franz zog sein Fernglas aus der Tasche, hielt es vor sein Auge und richtete es nach dem bezeichneten Punkte. Gaetano täuschte sich nicht. Auf dem Hintertheile des Schiffes stand der geheimnißvolle Fremde, gegen ihn gekehrt und ebenfalls ein Fernglas in der Hand haltend. Er war ganz so gekleidet, wie er sich am Abend vorher vor seinem Gaste gezeigt hatte, und schüttelte zum Zeichen des Abschieds ein Sacktuch in der Luft. Franz zog auch sein Sacktuch, ließ es flattern, wie jener das seinige, und gab ihm so seinen Gruß zurück. Nach einer Sekunde erschien eine leichte Rauchwolke auf dem Hintertheile des Schiffes, machte sich anmuthig von dem Verdeck los und stieg langsam zum Himmel empor; dann gelangte ein schwacher Knall zu Franz.

„Hören Sie?" rief Gaetano, „er nimmt von Ihnen Abschied." Der junge Mann ergriff seine Büchse und schoß sie in die Luft, jedoch ohne Hoffnung, es könnte der Lärm den Raum durchdringen, der die Yacht von der Küste trennte.

„Was befiehlt nun Euere Excellenz?" fragte Gaetano.

„Zündet mir vor Allem eine Fackel an."

„Ah! ja, ich begreife, um den Eingang in die Zaubergemächer zu suchen. Viel Vergnügen, Excellenz, wenn das Ihnen Freude macht; die Fackel will ich Ih-

:n geben. Auch mich hat der Gedanke erfaßt, der Sie ßt beschäftigt, und drei= oder viermal gab ich meiner hantasie nach, aber am Ende verzichtete ich auf jede eitere Nachforschung. „Giovanni," fügte er bei, „zünde ne Fackel an und bringe sie Seiner Excellenz." Gio= ınni gehorchte. Franz nahm die Fackel und trat gefolgt ›n Gaetano in den unterirdischen Raum.

Er erkannte den Platz, wo er erwacht war, an sei= :m noch ganz zerkrümpelten Lager von Heidekraut; ›ch er mochte immerhin seine Fackel an der ganzen äuße= :n Oberfläche der Grotte hin= und herspazieren :ssen, er sah nichts und erkannte nur an Spuren von auch, daß bereits Andere vor ihm vergeblich dieselbe :achforschung versucht hatten. Er ließ indessen keinen Fuß ›n dieser, wie die Zukunft undurchdringlichen, Gra= itmauer ununtersucht. Er sah keine Spalte, in die : nicht die Klinge seines Jagdmessers stieß. Er :merkte keinen hervorspringenden Punkt, auf den er nicht :ückte, in der Hoffnung, er würde nachgeben; aber Alles ar umsonst, und er verlor ohne irgend einen Er= lg zwei Stunden mit seinem Nachsuchen. Nach ierlauf dieser Zeit leistete er Verzicht. Gaetano trium=)irte.

Als Franz an das Ufer zurückkam, erschien die Yacht ır noch wie ein weißer Punkt am Horizont; er griff noch einmal sein Fernglas, doch auch mit Hülfe eses Instruments ließ sich unmöglich etwas unterscheiden.)aetano erinnerte ihn daran, daß er nach der Insel ge= ıhren war, um Ziegen zu jagen, was er gänz= ch vergessen hatte. Er nahm seine Flinte und durchlief .e Insel mit der Miene eines Mannes, der mehr ne Pflicht erfüllt, als seinem Vergnügen fröhnt, nd nach einer Viertelstunde hatte er eine Ziege und zwei ickelchen erlegt. Aber diese Ziegen, obgleich wild nd behende wie die Gemsen, hatten zu große Aehnlichkeit it unsern Hausziegen, weßhalb sie Franz nicht als Wild= :et betrachtete.

Dann hielten viel mächtigere Gedanken seinen Geist gefangen. Seit dem vorhergehenden Abend war er in der That der Held eines Mährchens aus Tausend und eine Nacht, und er wurde auf eine unwiderstehliche Weise nach der Grotte hingezogen. Er begann trotz der Fruchtlosigkeit seiner ersten Forschung eine zweite, nachdem er zuvor Gaetano beauftragt hatte, eine von den zwei jungen Ziegen braten zu lassen. Sein zweiter Besuch dauerte ziemlich lange, denn als er zurückkam, war die Ziege gebraten und das Frühstück bereit.

Franz setzte sich auf die Stelle, wo man ihn am Tage vorher zum Abendbrod zu dem geheimnißvollen Wirthe eingeladen hatte, und er erblickte noch, wie eine auf der Oberfläche einer Welle sich schaukelnde Meve, die kleine Yacht, welche ihre Fahrt gegen Corsica fortsetzte.

„Ihr habt mir gemeldet," sagte er zu Gaetano, „Herr Simbad steuere nach Malaga, während er sich, wie mir scheint, geradezu gegen Porto-Vecchio wendet."

„Erinnern Sie sich nicht, daß ich Ihnen gesagt habe, es wären unter den Leuten seines Schiffsvolkes für den Augenblick zwei corsische Banditen?"

„Es ist wahr! er wird sie an das Ufer setzen."

„Allerdings. Ah! das ist ein Mann," rief Gaetano, „der weder Gott noch den Teufel fürchtet, wie man sagt, und der fünfzig Meilen von seinem Wege abginge, um einem armen Menschen einen Dienst zu leisten.

„Aber solche Dienste könnten ihn mit den Behörden des Landes, wo er auf seine Art Philantropie treibt, in Zerwürfniß bringen?"

„Dies wohl!" erwiederte Gaetano lachend, „doch er fragt den Henker nach den Behörden. Man sollte es nur versuchen, ihn zu verfolgen! Einmal ist seine
t kein Schiff, sondern ein Vogel, und er würde
.Fregatte drei Knoten bei zwölf vorgeben, und

dann darf er sich nur selbst auf die Küste werfen, und wird überall Freunde finden."

Am Klarsten bei allem Dem war es, daß Herr Simbad, der Wirth von Franz, mit den Schleichhändlern und Banditen von allen Küsten des mittelländischen Meeres in Verbindung stand; was seiner Stellung einen äußerst seltsamen Anschein verlieh. Franz hielt nichts mehr auf Monte Christo zurück; er hatte jede Hoffnung verloren, das Geheimniß der Grotte zu entdecken, beeilte sich zu frühstücken, und gab seinen Leuten Befehl, die Barke für den Augenblick, wo er damit fertig wäre, bereit zu halten. Eine halbe Stunde nachher befand er sich an Bord. Er warf einen letzten Blick auf die Yacht; sie war im Begriff, im Golf von Porto-Vecchio zu verschwinden. Er gab das Signal zur Abfahrt. In der Sekunde, wo die Barke sich in Bewegung setzte, verschwand die Yacht; mit ihr erlosch die letzte Wirklichkeit der vorhergehenden Nacht: Abendbrod, Simbad, Haschisch und Statuen, Alles fing an, sich für Franz in demselben Traume zu vermengen.

Die Barke segelte den Tag und die ganze Nacht, und am Morgen bei Sonnenaufgang war die Insel Monte Christo ebenfalls verschwunden. Sobald Franz die Erde berührte, vergaß er wenigstens für den Augenblick die Ereignisse, welche er erlebt hatte, um seine Vergnügens- und Höflichkeits-Angelegenheiten in Florenz abzumachen und sich nur damit zu beschäftigen, seinen Gefährten, der ihn in Rom erwartete, wiederaufzusuchen. Er reiste daher ab und langte am Sonnabend mit der Mallepost in der Siebenhügelstadt an.

Die Wohnung war erwähnter Maßen zum Voraus bestellt; er hatte sich also nur noch den Hotel von Meister Pastrini zu begeben, was ihm nicht sehr leicht wurde, denn die Menge drängte sich in den Straßen, und Rom war bereits dem dumpfen, fieberhaften Geräusch preisgegeben, welches großen Ereignissen vorhergeht. In Rom aber gibt es vier große Ereign

jährlich: den Carneval, die heilige Woche, das Froh
leichnamsfest und den Sanct=Peters=Tag. Das gan
übrige Jahr hindurch verharrt die Stadt in ihrer düste
Apathie, einem Zustande, der sie einer Art von Stati
zwischen dieser und jener Welt ähnlich macht, einer e
habenen Station, einem Halte voll Poesie und Charakt
den Franz schon fünf= bis sechsmal erlebt und jedesm
wunderbarer und phantastischer gefunden hatte. Endli
durchschnitt er die immer mehr zunehmende, immer me
bewegte Menge und erreichte das Hotel. Auf seine er
Frage erwiederte man ihm mit der bestellten Fiacrekt
schern und Wirthen, welche das Haus voll haben, eige
thümlichen Unverschämtheit, es wäre kein Platz für il
im Hotel de Londres. Da schickte er Meister Pastri
seine Karte und ließ Albert von Morcerf rufen. Dies
Mittel wirkte; der Wirth lief herbei, entschuldigte si
daß er Seine Excellenz habe warten lassen, zankte sei
Kellner, nahm den Leuchter aus der Hand des Cicero
der sich bereits des Reisenden bemächtigt hatte, und schid
sich an, ihn zu Albert zu führen, als dieser ihm entg
genkam.

Die bestellte Wohnung bestand aus zwei Zimme
und einem Cabinet. Die zwei Zimmer gingen auf d
Straße, was Meister Pastrini als denselben einen u
schätzbaren Werth verleihend hervorzuheben sich bemüht
Der übrige Theil des Stockes war von einem reich
Manne gemiethet, den man für einen Sicilianer od
Malteser hielt; der Wirth konnte jedoch nicht genau a
geben, welcher von den beiden Nationen der Reisende a
gehörte.

„Das ist sehr gut, Meister Pastrini," sagte Fran
„aber wir brauchen für jetzt, und zwar sobald als mö
lich, ein Abendbrod und für morgen eine Caleche."

„Was das Abendbrod betrifft," erwiederte der Wirt
„so sollen Sie sogleich bedient werden; aber die C
leche . . ."

„Wie, die Caleche?“ rief Albert; „keinen Scherz, Meister Pastrini, wir müssen eine Caleche haben.“

„Mein Herr, man wird Alles thun, was nur immer möglich ist, um eine zu bekommen; mehr kann ich nicht sagen.“

„Und wann haben wir Antwort?“ fragte Franz.

„Morgen früh.“

„Was Teufels!“ versetzte Albert; „man bezahlt sie etwas theuerer, und damit ist es abgemacht: bei Diake und Aaron um fünf und zwanzig Franken für gewöhnliche Tage, für Sonn- und Feiertage um dreißig bis fünf und dreißig Franken; legen Sie fünf Franken täglich zu, das macht vierzig, und sprechen wir nicht mehr davon.“

„Ich befürchte, die Herren dürften sich, selbst wenn sie das Doppelte böten, keine Caleche verschaffen.“

„Dann läßt man Pferde an die meinige spannen... sie ist zwar durch die Reise etwas verstoßen, aber gleichviel!“

„Man wird keine Pferde finden.“

Albert schaute Franz wie ein Mensch an, dem man eine Antwort gibt, welche ihm ganz unbegreiflich vorkommt.

„Begreifen Sie das, Franz, keine Pferde?“ sagte er. „Könnte man denn nicht Postpferde haben?“

„Sie sind seit vierzehn Tagen alle gemiethet, und es bleiben nur diejenigen übrig, welche man nothwendig zum Dienste braucht.

„Was sagen Sie dazu?“ sprach Franz.

„Ich sage, daß ich, wenn eine Sache meinen Verstand übersteigt, bei dieser Sache nicht stehen zu bleiben pflege, sondern zu einer andern übergehe. Ist das Abendbrod bereit, Meister Pastrini?“

„Ja, Excellenz.“

„Nun, so wollen wir zuerst speisen.“

„Aber die Caleche und die Pferde?“ entgegnete Franz.

„Seien Sie unbesorgt, sie kommen von selbst; es handelt sich nur um den Preis.“

Und mit der bewunderungswürdigen Philosophie eine
Menschen, der nichts für unmöglich hält, so lange er sein
Börse rund und seinen Mantelsack voll fühlt, speiste Mon
cerf zu Nacht, entschlief er und träumte, er führe in eine
Caleche mit sechs Pferden im Carneval umher.

Zehntes Kapitel.

Römische Banditen.

Am andern Morgen erwachte Franz zuerst, und so
bald er wach war, läutete er. Der Klang der Glock
vibrirte noch, als Meister Pastrini in Person erschien.

„Nun!" sagte der Wirth triumphirend, ohne nur a
eine Frage von Franz zu warten, „ich vermuthete e
gestern, Excellenz, als ich Ihnen nichts versprechen wollte
Sie haben zu spät daran gedacht; es ist in ganz Ro
keine Caleche mehr zu miethen, versteht sich für die dr
letzten Tage."

„Ja," erwiederte Franz, „für diejenigen, wo ma
sie durchaus haben muß."

„Was gibt es?" fragte Albert eintretend; „kein
Caleche?"

„So ist es, mein Freund," sprach Franz; „Sie habe
es errathen.

„Es ist doch etwas Schönes um Euere ewige Stadt!

„Das heißt," versetzte Meister Pastrini, der di
Hauptstadt der Christenheit in den Augen seiner Reisen
den in einer gewissen Würde erhalten wollte, „das heiß
es gibt keine Caleche mehr von Sonntag Morgen bi

Dienstag Abend; doch bis dahin finden Sie fünfzig, wenn Sie wollen."

„Ah! das ist schon etwas," sagte Albert; „wir haben heute Donnerstag, wer weiß, was bis Sonntag geschieht?"

„Es werden zehn bis zwölf tausend Fremde ankommen, und dadurch vermehrt sich noch die Schwierigkeit," sprach Franz.

„Mein Freund," entgegnete Morcerf, „wir wollen die Gegenwart genießen und nicht die Zukunft verdüstern."

„Wir können doch wenigstens ein Fenster haben?" fragte Franz.

„Wohin?"

„Auf den Corso."

„Ach! ja, ein Fenster!" rief Meister Pastrini; „unmöglich, ganz unmöglich; es war noch eines im fünften Stocke des Pallastes Doria übrig, und dieses wurde an einen russischen Fürsten um zwanzig Zechinen für den Tag vermiethet."

Die zwei jungen Leute schauten sich verwundert an.

„Nun, mein Lieber," sagte Franz zu Albert, „wissen Sie, daß wir nichts Besseres thun können, als den Carneval in Venedig zubringen? wenn wir dort keinen Wagen finden, so finden wir wenigstens Gondeln."

„Meiner Treue, nein," rief Albert, „ich habe beschlossen, den Carneval in Rom zu sehen, und werde ihn hier sehen, und müßte ich auf Stelzen gehen."

„Das ist ein herrlicher Gedanke," rief Franz, „besonders um die Moccoletti auszulöschen; wir verkleiden uns als Vampyre oder als Bauern aus der Gegend von Landes, und werden großes Aufsehen machen."

„Wünschen Euere Excellenzen immer noch einen Wagen für Sonntag?"

„Glauben Sie, bei Gott! wir werden in den Straßen von Rom zu Fuß umherlaufen, wie Gerichtsschreiber?" versetzte Albert.

„Ich beeile mich die Befehle Euerer Excellenzen zu vollziehen," sagte Meister Pastrini, „nur muß ich denselben zum Voraus bemerken, daß der Wagen sechs Piaster für den Tag kosten wird."

„Und ich, mein lieber Herr Pastrini," erwiederte Franz, „ich, der ich nicht unser Nachbar Millionär bin, sage Ihnen, daß ich, zum vierten Male in Rom, den Preis der Calechen für gewöhnliche Tage, so wie für Sonn- und Feiertage kenne; wir geben Ihnen zwölf Piaster für heute, morgen und übermorgen, und dabei haben Sie einen schönen Nutzen."

„Doch, Excellenz..." rief Meister Pastrini, der sich zu sträuben versuchte.

„Gehen Sie, mein lieber Wirth, gehen Sie," sprach Franz, „oder ich mache selbst den Preis mit Ihrem Affitatore, den ich auch den meinigen zu nennen die Ehre habe; er ist ein alter Freund von mir, der mir schon viel Geld gestohlen hat, und in der Hoffnung, mir noch mehr zu stehlen, sich auf weniger einlassen wird, als ich Ihnen biete; Sie verlieren sodann den Mehrbetrag, und das ist Ihre Schuld."

„Geben Sie sich nicht die Mühe, Excellenz," versetzte Meister Pastrini mit dem Lächeln des italienischen Speculanten, der sich für besiegt erklärt, „ich werde mein Möglichstes thun und hoffe Sie zufrieden zu stellen."

„Vortrefflich, das heiße ich sprechen."

„Wann wollen Sie den Wagen?"

„In einer Stunde."

„Er wird in einer Stunde vor der Thüre sein."

„Eine Stunde später erwartete der Wagen wirklich die jungen Leute; es war ein bescheidener Fiacre, den man in Betracht der feierlichen Umstände zum Range einer Caleche erhoben hatte. Aber wie unbedeutend auch sein Aussehen war, so würden sich die jungen Leute doch glücklich gefühlt haben, wenn sie einen solchen Wagen für die drei letzten Tage hätten finden können.

„Excellenz," rief der Cicerone, als er die Nase von Franz am Fenster erblickte, „soll ich die Carrosse näher an den Pallast fahren lassen?"

So sehr auch Franz an die italienische Emphase gewöhnt war, so schaute er doch zuerst überall umher; aber diese Worte waren wirklich an ihn gerichtet. Franz war die Excellenz, die Carrosse war der Fiacre; der Pallast war das Hotel de Londres.

Franz und Albert gingen hinab, die Carrosse näherte sich dem Pallast. Ihre Excellenzen streckten ihre Beine auf den Sitzen aus, der Cicerone sprang auf den Hintersitz.

„Wohin befehlen Euere Excellenzen, daß man sie führen soll?"

„Zuerst nach der St. Peterskirche und dann in das Colisseum," antwortete Albert als wahrer Pariser. Doch er wußte Eines nicht: daß man einen ganzen Tag braucht, um die Peterskirche zu sehen und einen Monat, um sie zu studiren. Der Tag ging damit hin, daß man die Peterskirche sah.

Plötzlich bemerkten die zwei Freunde, daß der Abend heranrückte. Franz zog seine Uhr; es war halb fünf Uhr. Sogleich kehrte man in den Gasthof zurück; Franz gab dem Kutscher Befehl, sich um acht Uhr bereit zu halten. Er wollte Albert das Colisseum beim Mondschein zeigen, wie er ihm die Peterskirche beim vollen Tageslichte gezeigt hatte. Läßt man einen Freund eine Stadt beschauen, die man schon gesehen, so geht man mit derselben Coquetterie zu Werk, wie wenn man eine Frau zeigt, die man geliebt hat. Franz schrieb daher dem Kutscher den Weg vor; er sollte durch die Porta del popolo hinausfahren, sich längs der äußeren Mauer hinziehen und durch die Porta di San Giovanni zurückkehren. Das Colisseum erschien ihnen ohne Vorbereitung, und ohne daß sie das Capitol, das Forum, den Triumphbogen von Septimus Severus, den Tempel von Antonin und Faustina als Stufen, um dasselbe zu

verkleinern, auf ihrem Wege fanden. Man begab sich zu Tische: Meister Pastrini hatte seinen Gästen ein vortreffliches Mahl versprochen; er setzte ihnen ein erträgliches Essen vor, und es war nichts zu sagen.

Am Ende der Mahlzeit trat er selbst ein; Franz glaubte Anfangs, er komme, um seine Komplimente in Empfang zu nehmen, und schickte sich an, ihm diese zu machen, aber der Wirth unterbrach ihn bei den ersten Worten und sprach:

„Excellenz, Ihr Beifall schmeichelt mir, ich bin aber nicht deshalb zu Ihnen gekommen.“

„Vielleicht, um uns zu sagen, daß Sie einen Wagen gefunden haben?“ fragte Albert, eine Cigarre anzündend.

„Noch viel weniger, Excellenz, und Sie würden sogar wohl daran thun, gar nicht mehr an diese Sache zu denken. In Rom sind die Dinge möglich oder sie sind unmöglich. Wenn man einmal gesagt hat, sie seien unmöglich, so ist Alles vorbei.“

„In Paris ist es viel bequemer; kann etwas nicht sein, so bezahlt man das Doppelte, und man hat auf der Stelle, was man verlangt.“

„Ich höre dies alle Franzosen sagen,“ sprach Meister Pastrini etwas gereizt, „und ich begreife auch nicht, warum sie reisen.“

„Ja wohl,“ erwiederte Albert phlegmatisch, seinen Rauch gegen den Plafond ausstoßend und auf den zwei Hinterfüßen seines Lehnstuhles schaukelnd; „es reisen auch nur Narren und Dummköpfe, wie wir; vernünftige Leute verlassen ihr Hotel in der Rue Helder, das Boulevard de Gand und das Café de Paris nicht.“

Albert wohnte, wie es sich von selbst versteht, in der genannten Straße, machte jeden Tag seine fashionable Promenade, und speiste beinahe ausschließlich in dem einzigen Kaffeehause, wo man zu Mittag speist, vorausgesetzt, man ist mit den Kellnern in gutem Einvernehmen. Meister Pastrini schwieg einen Augenblick;

dachte offenbar über die Antwort nach, die ihm Albert
geben hatte, insofern sie ihm nicht ganz klar vorkam.

„Doch Sie sind in irgend einer Absicht gekommen,“
gte Franz, die geographischen Betrachtungen seines
irthes unterbrechend; „wollen Sie die Güte haben, uns
n Grund Ihres Besuches zu erklären?“

„Ah! richtig; hören Sie: Sie haben die Caleche
uf acht Uhr befohlen?“

„Allerdings.“

„Sie beabsichtigen, das Colosseo zu besuchen?“

„Das heißt das Colisseum.“

„Das ist ganz dasselbe.“

„Gut.“

„Sie haben Ihrem Kutscher gesagt, er solle zur
orta del popolo hinaus und zur Porta di San Gio-
anni hereinfahren?“

„So lauten meine Worte.“

„Nun, dieser Weg ist unmöglich, oder wenigstens ge-
hrlich.“

„Gefährlich! und warum?“

„Wegen des berüchtigten Luigi Vampa.“

„Vor Allem, mein lieber Wirth, wer ist der be-
chtigte Luigi Vampa?“ fragte Albert. „Er kann in
om sehr bekannt sein, doch ich versichere Sie, in Paris
nnt ihn keine Seele.“

„Wie! Sie kennen ihn nicht?“

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Es ist ein Bandit, gegen den die Decesaris und
asparone nur Chorknaben sind.“

„Aufgepaßt! Albert,“ rief Franz, „endlich also
n Bandit! Ich bemerke Ihnen, mein lieber Wirth,
ß ich nicht ein Wort von dem, was Sie sagen, glau-
n werde. Insofern nun aber dieser Punkt unter uns
tgestellt ist, sprechen Sie, so viel Sie wollen, ich
re.“

„Es war einmal . . .“

„Vorwärts!"

Meister Pastrini wandte sich gegen Franz, der ihm der Vernünftigste von den beiden jungen Leuten zu sein schien. Der brave Mann, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, hat viele Franzosen in seinem Leben beherbergt, aber nie eine gewisse Seite ihres Geistes begriffen.

„Excellenz," sprach er mit großem Ernst, sich, wie gesagt, an Franz wendend, „wenn Sie mich für einen Lügner halten, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was ich sagen wollte; ich kann Sie indessen versichern, daß es im Interesse Euerer Excellenzen lag . . ."

„Albert sagt Ihnen nicht, Sie seien ein Lügner, mein lieber Herr Pastrini," entgegnete Franz, „er sagt nur, er werde Ihnen nicht glauben. Doch seien Sie unbesorgt, ich glaube Ihnen, sprechen Sie also."

„Sie begreifen jedoch, Excellenz, wenn man Zweifel in meine Wahrheitsliebe setzte . . ."

„Mein Theuerer," rief Franz, „Sie sind empfindlicher als Cassandra, der, obgleich sie eine Prophetin war, Niemand zuhörte, während Sie wenigstens der Hälfte Ihres Auditoriums sicher sind. Setzen Sie sich, sprechen Sie, wer ist dieser Herr Vampa?"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß es ein Bandit ist, wie wir seit dem berüchtigten Mastrillo keinen gesehen haben."

„Welche Beziehung hat dieser Bandit zu meinem Befehl, zu der Porta del popolo hinaus und durch die Porta di San Giovanni hereinzufahren?"

„Sie können wohl durch das eine Thor hinausfahren, aber ich zweifle, ob Sie durch das andere hereinfahren würden."

„Warum dies?" fragte Franz.

„Weil man mit Einbruch der Nacht fünfzig Schritte von den Thoren nicht mehr sicher ist."

„Auf Ehre?" rief Albert.

„Herr Graf," sprach Meister Pastrini, stets tief

im Herzen verwundet, daß Albert seine Wahrhaftigkeit bezweifelte, „was ich sage, ist nicht für Sie, sondern für Ihren Reisegefährten, der Rom kennt und weiß, daß man mit solchen Dingen keinen Scherz treibt."

„Mein Lieber," sprach Albert, sich an Franz wendend, „da haben wir ein vortreffliches Abenteuer gefunden: wir stopfen unsern Wagen mit Pistolen, Büchsen und Doppelflinten voll. Luigi Vampa hält uns an, wir nehmen ihn fest. Wir schleppen ihn nach Rom, bringen damit unsere Huldigung dem heiligen Vater dar, der uns fragt, was er zur Anerkennung eines so wichtigen Dienstes für uns thun könne. Dann fordern wir ganz einfach eine Carrosse und zwei Pferde aus seinen Ställen und sehen den Carneval im Wagen, abgesehen davon, daß uns wahrscheinlich das dankbare römische Volk auf dem Capitol krönt und, wie Curtius und Horatius Cocles, als Retter des Vaterlandes ausruft."

Während Albert diesen Vorschlag auseinandersetzte, machte Meister Pastrini ein Gesicht, das man vergebens zu beschreiben versuchen würde.

„Vor Allem," fragte Franz seinen Reisegefährten, „woher werden Sie die Pistolen, die Büchsen, die Doppelflinten nehmen, mit denen Sie unsern Wagen vollstopfen wollen?"

„Allerdings nicht aus meinem Arsenale," erwiederte Albert, „denn in Terracina hat man mir Alles bis auf meinen Dolch genommen; und Ihnen?"

„Mir hat man dasselbe in Aquapendente gethan."

„Oh! mein lieber Wirth," sprach Albert, eine zweite Cigarre am Reste seiner ersten anzündend, „wissen Sie, daß diese Maßregel sehr bequem für die Räuber ist, und daß sie ganz aussieht, als wäre sie auf halbe Rechnung mit ihnen genommen worden?"

„Ohne Zweifel fand Meister Pastrini den Spaß gefährlich, denn er antwortete nur ausweichend und das

Wort an Franz als den einzigen Vernünftigen richtend, mit dem er sich verständigen könnte.

„Seine Excellenz weiß, daß man sich gewöhnlich nicht vertheidigt, wenn man von Banditen angegriffen wird."

„Wie!" rief Albert, dessen Muth sich bei dem Gedanken, ohne ein Wort zu sagen, sich ausplündern zu lassen, empörte; „man pflegt sich nicht zu vertheidigen?"

„Nein, denn jede Vertheidigung wäre vergeblich. Was wollen Sie machen gegen ein Dutzend Banditen, welche aus einem Graben, aus einer verfallenen Mauer, aus einer Wasserleitung hervorkommen und alle zugleich auf den Reisenden anschlagen?"

„Oh! bei Gott, ich will mich tödten lassen!" rief Albert.

Der Wirth wandte sich gegen Franz mit einer Miene, welche wohl sagen wollte: „Excellenz, Ihr Kamerad ist offenbar ein Narr."

„Mein lieber Albert," versetzte Franz, „Ihre Antwort ist erhaben und so viel werth, als das qu'il mourût des alten Corneille; nur handelte es sich um die Wohlfahrt von Rom, als Horaz dies sagte, und die Sache lohnte sich der Mühe. Was aber uns betrifft, so bemerken Sie wohl, daß einfach von Befriedigung einer Laune die Rede ist, und daß es lächerlich wäre, für eine Laune sein Leben zu wagen."

„Oh! per Bacco! das heiße ich sprechen," rief Meister Pastrini.

Albert füllte sich ein Glas Lacrymä Christi, das er in kleinen Zügen, zwischendurch unverständliche Worte brummelnd, leerte.

„Nun, Meister Pastrini," sagte Franz, „nun, da mein Gefährte beruhigt ist, und Sie meine friedliche Stimmung zu beurtheilen im Stande gewesen sind, sprechen Sie, wie ist es mit dem Herrn Luigi Vampa? Ist er Schäfer oder Edelmann? jung oder alt? groß oder klein? Schildern Sie uns diesen Mann, daß wir

denselben, wenn wir ihn zufällig in der Welt treffen, wie Sbogard oder Lara, zu erkennen vermögen."

„Sie können sich nicht besser adressiren, als an mich, wenn Sie etwas ganz Genaues erfahren wollen, denn ich habe Luigi Vampa noch als Kind gekannt; und als ich eines Tages zwischen Ferentino und Alatri selbst in seine Hände fiel, erinnerte er sich zum Glücke für mich dieser ehemaligen Bekanntschaft; er ließ mich gehen, nicht nur ohne daß ich Lösegeld zu bezahlen brauchte, sondern sogar nachdem er mir eine sehr schöne Uhr zum Geschenk gemacht und seine Geschichte erzählt hatte."

„Lassen Sie die Uhr sehen," sagte Albert.

Meister Pastrini zog aus seiner Tasche eine prachtvolle Breguet-Uhr, worauf der Name des Verfertigers, der Stempel von Paris und eine Grafenkrone angebracht waren.

„Sehen Sie," sagte er.

„Teufel!" rief Albert, „ich mache Ihnen mein Kompliment. Ich habe die ähnliche (er zog seine Uhr aus seiner Westentasche), sie kostete mich dreitausend Franken."

„Die Geschichte," sprach Franz, zog einen Stuhl an sich und forderte Meister Pastrini durch ein Zeichen auf, er möge sich setzen.

„Euere Excellenzen erlauben?" sprach der Wirth.

„Bei Gott! Sie sind kein Prediger, um stehend sprechen zu müssen," rief Albert.

Der Wirth setzte sich, nachdem er vor jedem von seinen zukünftigen Zuhörern eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte, womit er andeuten wollte, er sei bereit, ihnen über Luigi Vampa die gewünschte Auskunft zu geben.

„Ah doch!" rief Franz, Pastrini in dem Augenblick zurückhaltend, wo er den Mund öffnen wollte, „Sie sagen, Sie haben Luigi Vampa als Kind gekannt; es ist also noch ein junger Mann?"

„Wie, ein junger Mann! ich glaube wohl, er zählt kaum zwei und zwanzig Jahre. Oh! seien Sie unbesorgt, das ist ein Bursche, der es weit bringen wird."

„Was sagen Sie dazu, Albert? es ist doch schön, sich mit zwei und zwanzig Jahren bereits einen Ruf gegründet zu haben," bemerkte Franz.

„Oh, gewiß! in seinem Alter waren Alexander, Cäsar und Napoleon, welche doch in der Folge einen gewissen Lärmen in der Welt gemacht haben, noch nicht so weit vorgerückt."

„Der Held, dessen Geschichte wir hören werden, ist also erst zwei und zwanzig Jahre alt?" fragte Franz sich an den Wirth wendend.

„Kaum, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe."

„Ist er groß oder klein?"

„Von mittlerem Wuchse, ungefähr wie Seine Excellenz," sprach der Wirth auf Albert deutend.

„Ich danke für die Vergleichung," sagte dieser sich verbeugend.

„Immer vorwärts," rief Franz, über die Empfindlichkeit seines Freundes lächelnd. „Und welcher Klasse der Gesellschaft gehörte er an?"

„Er war ein einfacher Hirtenknabe auf dem Gute des Grafen San Felice, das zwischen Palestrina und dem Gabri-See liegt. In Pampinara geboren, trat er in einem Alter von fünf Jahren in den Dienst des Grafen. Sein Vater, selbst ein Hirte, hatte eine eigene kleine Herde und lebte von der Wolle seiner Hämmel und der Einnahme für die Milch seiner Schafe, welche er in Rom verkaufte. Schon als Kind hatte der kleine Vampa einen seltsamen Charakter. Als er sieben Jahre alt war, suchte er eines Tags den Pfarrer von Palestrina auf und bat diesen, ihm Unterricht im Lesen zu geben. Das war eine schwierige Sache, denn der junge Hirte konnte seine Herde nicht verlassen. Doch der gute Pfarrer ging jeden Tag, um die Messe zu lesen, in einen armen kleinen Flecken, der zu unbedeutend war,



um einen Priester zu bezahlen, und da er nicht einmal einen eigenen Namen hatte, unter dem del Borgo bezeichnet wurde. Er erwiederte Luigi auf seine Bitte, wenn er sich bei seiner Rückkehr auf dem Wege finden würde, so wollte er ihm Unterricht geben, da aber seine Lection kurz wäre, so müßte er sie emsig benützen. Das Kind willigte mit Freuden ein.

„Jeden Tag führte Luigi seine Herde auf die Weide an die Straße von Palestrina nach dem Borgo! jeden Tag um neun Uhr kam der Pfarrer vorüber; der Priester und das Kind setzten sich an den Rand eines Grabens, und der kleine Hirte nahm seine Lection in dem Brevier des Pfarrers. Nach Verlauf von drei Monaten konnte er lesen. Das war noch nicht Alles, er mußte nun auch schreiben lernen. Der Priester ließ durch einen Professor der Schreibekunst in Rom drei Alphabete machen: ein großes, ein mittleres und ein kleines, und zeigte ihm, wie er, diese Alphabete auf der Schiefertafel verfolgend, mit Hülfe einer eisernen Spitze schreiben lernen könnte.

„An demselben Abend, als die Herde nach Hause getrieben war, lief der kleine Vampa zu dem Schlosser von Palestrina, nahm einen großen Nagel, schmiedete, hämmerte, rundete ihn und machte eine Art von antikem Stilet daraus. Am andern Morgen sammelte er einen Vorrath an Schiefer und ging an das Werk. Nach drei Monaten konnte er schreiben.

„Erstaunt über diesen Verstand, gerührt durch diese Anlagen schenkte ihm der Pfarrer mehrere Hefte Papier, ein Büschel Federn und ein Federmesser. Ein neues Studium mußte vorgenommen werden, doch ein Studium, das im Vergleich zu dem ersten nichts war. Nach acht Tagen handhabte er die Feder so gut als das Stilet. Der Pfarrer erzählte diese Anekdote dem Grafen San Felice; dieser wollte den kleinen Hirten sehen, ließ ihn in seiner Gegenwart lesen und schreiben, befahl seinem Verwalter, denselben mit seiner Dienerschaft spei-

sen zu lassen, und gab ihm zwei Pi[illegible] monatlich. Mit diesem Gelde kaufte Luigi Bücher und Bleistifte.

„Er wandte wirklich bei allen Gegenständen die ihm eigenthümliche Nachahmungsgabe an und zeichnete, wie der kleine Giotto, auf Schiefer seine Lämmer, die Bäume, die Häuser. Dann fing er an mit der Spitze seines Federmessers Holz zu schnitzen und ihm alle Arten von Formen zu geben. So hatte auch Pinelli, der volksthümliche Bildhauer, begonnen.

„Ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren, das heißt etwas jünger als Vampa, hütete ebenfalls seine Schafe auf einem Pachtgute in der Nähe von Palestrina; die Kleine war Waise, in Valmontone geboren, und hieß Teresa. Die zwei Kinder trafen sich, setzten sich neben einander, ließen ihre Herden sich vermischen, plauderten, lachten und spielten; am Abend trennte man die Schafe des Grafen San Felice von denen des Baron von Cervetri, und die Kinder verließen sich, um nach Hause zu kehren, unter dem gegenseitigen Versprechen, sich am nächsten Morgen wieder aufzusuchen. Am andern Tage hielten sie Wort, und so beständig in Gesellschaft heranwachsend, erreichte Vampa das zwölfte, die kleine Teresa das eilfte Jahr.

„Ihre natürlichen Instinkte entwickelten sich indessen. Bei seinem feinen Geschmack für die Künste, welchen Luigi so weit getrieben hatte, als dies bei seiner Vereinzelung nur immer sein konnte, war er traurig aus Eigensinn, glühend in plötzlicher Aufwallung, jähzornig aus Laune, stets höhnisch. Keiner von den Knaben von Pampinara, Palestrina oder Valmontone vermochte je einen Einfluß auf ihn zu gewinnen oder sein Kamerad zu werden. Stets geneigt, zu verlangen, ohne sich je zu einem Nachgeben herbeilassen zu wollen, entfernte sein eigenwilliges Temperament jede freundschaftliche Bewegung, jede sympathetische Kundgebung von ihm. Teresa allein beherrschte mit einem Worte, mit einem Blick, mit einer Geberde diesen festen Charakter, der sich unter der Hand

einer Frau bog, und unter dem jedes Mannes bis zum Brechen starr geworden wäre." Teresa war im Gegentheil lebhaft, munter, heiter, aber im Uebermaß gefallsüchtig; die zwei Piaster, welche der Intendant des Grafen San Felice Luigi gab, der Preis für alle geschnitzten Werke, die er an die Spielwaarenhändler in Rom verkaufte, gingen in Ohrgehängen von Perlen, in Halsbändern von Glas, in goldenen Nesteln auf. Die zwei Kinder wuchsen fortwährend heran, brachten alle Tage miteinander zu, und überließen sich ohne Kampf den Instinkten ihrer unverdorbenen Natur; so sah sich Vampa in seinen Gesprächen, in seinen Wünschen, in seinen Träumen stets als Schiffskapitän, als General eines Heeres, als Gouverneur einer Provinz; Teresa wähnte sich reich, in den schönsten Kleidern und von Livreebedienten gefolgt; nachdem sie den ganzen Tag damit zugebracht hatten; daß sie ihre Zukunft mit lachenden, tollen Arabesken stickten, trennten sie sich, um ihre Herden in ihre Ställe zurückzuführen.

„Eines Tags sagte der junge Hirte dem Intendanten des Grafen, er habe einen Wolf aus dem Sabinergebirge hervorkommen und um seine Herde herumschweifen sehen. Der Intendant gab ihm eine Flinte; dies wollte Vampa haben. Diese Flinte hatte zufällig einen vortrefflichen Lauf von Brescia und trug die Kugel wie eine englische Büchse; nur hatte der Graf, als er eines Tags einen verwundeten Fuchs todt schlug, den Schaft zerbrochen, und man hatte das Gewehr zum Ausschuß geworfen. Das war keine Schwierigkeit für einen Bildner wie Luigi. Er untersuchte den ursprünglichen Anschlag, berechnete, was daran zu ändern wäre, damit er sich für ihn eignete, und machte einen neuen Schaft mit so wunderbaren Zierrathen, daß er, wenn er in der Stadt nur das Holz allein hätte verkaufen wollen, sicherlich fünfzehn bis zwanzig Piaster daraus gelöst haben würde. Aber er hütete sich wohl, dies zu thun; eine Flinte war lange der Traum des jungen Menschen

gewesen. In allen Ländern, wo die Unabhängigkeit die Stelle der Freiheit einnimmt, ist das erste Bedürfniß jedes starken Herzens, jeder mächtigen Organisation eine Waffe, die zugleich den Angriff und die Vertheidigung sichert und denjenigen, welcher sie trägt, furchtbar und häufig gefürchtet macht. Von diesem Augenblick widmete Vampa jede Zeit, die ihm blieb, den Uebungen im Gebrauch seiner Flinte; er kaufte Pulver und Blei und Alles wurde ihm Zielpunkt: der Stamm eines traurigen, gebrechlichen, grauen Olivenbaums, wie er an den Abhängen des Sabinergebirges wächst; der Fuchs, wenn er am Abend aus seinem Bau herausschlich, um seine nächtliche Jagd zu beginnen; der Adler, den er in der Luft schweben sah. Bald wurde er so geschickt, daß Teresa die Furcht überwand, die sie Anfangs, wenn sie den Knall hörte, empfunden hatte, und mit Vergnügen zusah, wie ihr Gefährte seine Kugel gerade auf den Punkt schoß, wo er sie haben wollte.

„Eines Tags kam ein Wolf verstohlener Weise aus einem Fichtenwalde hervor, in dessen Nähe die jungen Leute zu verweilen pflegten; der Wolf hatte nicht zehn Schritte in der Ebene gemacht, als er todt war. Stolz auf diesen schönen Schuß, lud ihn Vampa auf seine Schultern und trug ihn nach Hause. Alle diese Umstände verliehen Luigi einen gewissen Ruf in der Gegend; der Mensch von hervorragenden Fähigkeiten erwirbt sich, wo er sich auch finden mag, eine Kundschaft von Bewunderern. Man sprach von dem jungen Hirten als von dem geschicktesten, stärksten, muthigsten Contadino auf zehn Meilen in der Runde, und obgleich Teresa in einem noch weiteren Umkreise für eines der hübschesten Mädchen des Sabinerlandes galt, wagte es doch Niemand, ihr ein Wort von Liebe zu sagen, denn man wußte, daß sie von Vampa geliebt wurde.

„Und doch hatten sich die jungen Leute nie gesagt, daß sie sich liebten, sie waren neben einander emporgewachsen wie zwei Bäume, welche ihre Wurzeln in der



ihre Zweige in der Luft, ihren Wohlgeruch im
l vermengen; nur war ihr Verlangen, sich zu sehen,
iches; dieses Verlangen war ein Bedürfniß gewor-
nd sie begriffen eher den Tod, als eine Trennung
ur auf einen Tag. Teresa zählte sechzehn, Vampa
hn Jahre.

Um diese Zeit fing man an, viel von einer Räuber-
zu sprechen, die sich in den Lepinerbergen bildete.
äuberei ist in der Nähe von Rom nie ernstlich aus-
worden. Es fehlt oft an Anführern, aber wenn
Anführer zeigt, so fehlt es selten an einer Bande.
Abruzzen umstellt, aus dem Königreiche Neapel,
einen wahren Krieg ausgehalten hatte, vertrieben,
g Cucumetto das Garigliano wie Manfred und
e sich an das Ufer der Amasina zwischen Sonnino
uperno. Er war es, der sich mit der Bildung
Bande beschäftigte und auf den Spuren von Dece-
nd Gasparoni fortschritt, die er bald zu übertreffen
Mehre junge Leute von Palestrina, Frascati und
nara verschwanden. Anfangs war man in Unruhe
e, bald aber erfuhr man, daß sie sich mit der
von Cucumetto vereinigt hatten. Nach einiger
urde Cucumetto der Gegenstand allgemeiner Auf-
nkeit. Man erzählte sich von diesem Banditen-
r Züge von außerordentlicher Kühnheit und von
ider Rohheit.

Eines Tages raubte er ein junges Mädchen: es
ie Tochter des Feldmessers von Frosinone. Die
der Banditen sind bestimmt: ein junges Mäd-
ehört zuerst demjenigen, welcher dasselbe raubt,
iehen die Andern das Loos, und die Unglückliche
er ganzen Truppe zum Vergnügen, bis sie von
inde verlassen wird oder stirbt. Sind die Eltern
genug, um sie loszukaufen, so schickt man einen
ab, der um das Lösegeld unterhandelt; der Kopf
efangenen haftet für die Sicherheit des Abgesand-
Wird das Lösegeld verweigert, so ist der Gefan-

gene unwiderruflich verurtheilt. Das Mät n hatte seinen Liebhaber in der Bande von Conc.........; er hieß Carlini; als die Unglückliche den jungen Mann erkannte, streckte sie die Hände nach ihm aus; doch dem armen Carlini brach das Herz bei ihrem Anblick, denn er vermuthete das Schicksal, das seiner Geliebten harrte.

„Da er indessen der Liebling von Cucumetto war, mit welchem er seit drei Jahren alle Gefahren getheilt, dem er das Leben gerettet hatte, indem er mit einem Pistolenschuß einen Carabinier niederstreckte, welcher bereits den Säbel über seinem Haupte schwang, hoffte er, Cucumetto würde Mitleid mit ihm haben. Er nahm also den Anführer bei Seite, während das Mädchen an dem Stamme einer hohen Fichte sitzend, welche mitten in einer Lichtung des Waldes emporragte, sich einen Schleier aus dem malerischen Kopfputze der römischen Bäuerinnen machte und sein Gesicht vor den lüsternen Blicken der Banditen verbarg. Hier erzählte er ihm Alles: seine Liebschaft mit der Gefangenen, ihre Treuschwüre, und wie sie jede Nacht, seitdem die Banditen in der Gegend waren, in einer Ruine zusammenkamen.

„Gerade an diesem Abend hatte Cucumetto Carlini in ein benachbärtes Dorf geschickt, wodurch ihre Zusammenkunft vereitelt wurde, und Cucumetto war, wie er sagte, zufällig an der Ruine vorübergekommen und hatte das Mädchen entführt.

„Carlini bat seinen Hauptmann, zu seinen Gunsten einen Ausnahme zu machen und Rita zu schonen, wobei er ihm bemerkte, der Vater wäre reich und würde ein gutes Lösegeld bezahlen. Cucumetto schien den Bitten seines Freundes nachzugeben und beauftragte ihn, einen Hirten zu suchen, den man zu dem Vater von Rita nach Frosinone schicken könnte. Da trat Carlini ganz freudig zu seiner Geliebten, sagte ihr, sie wäre gerettet, und forderte sie auf, ihrem Vater einen Brief zu schreiben, ihm mitzutheilen, was ihr begegnet, und ihm zu sagen, das Lösegeld wäre auf dreihundert Piaster

festgestellt. Man gab dem Vater eine Frist von zwölf Stunden, das heißt, bis zum andern Morgen um neun Uhr.

„Sobald der Brief geschrieben war, nahm ihn Carlini und lief in die Ebene, um einen Boten zu suchen. Er fand einen jungen Hirten, der seine Herde einpferchte. Die natürlichen Boten der Banditen sind die Hirten, welche zwischen der Stadt und dem Gebirge, zwischen der civilisirten und der rohen Welt leben. Der junge Hirte entfernte sich sogleich mit dem Versprechen, vor einer Stunde in Frosinone zu sein. Carlini kam ganz heiter zurück, um wieder mit seiner Geliebten zusammenzutreffen und ihr die frohe Kunde mitzutheilen. Er fand die Truppe auf der Lichtung, wo sie lustig die Mundvorräthe verzehrte, welche die Banditen wie einen Tribut von den Bauern erhoben; doch vergebens suchte er unter den fröhlichen Gästen Cucumetto und Rita. Er fragte, wo sie wären; die Banditen antworteten mit einem schallenden Gelächter. Ein kalter Schweiß lief Carlini über die Stirne, und er fühlte, wie ihn die Angst bei den Haaren faßte. Er erneuerte seine Frage. Einer von den Genossen füllte ein Glas mit Orvietto-Wein, reichte es ihm und sprach: „„Auf die Gesundheit des braven Cucumetto und der schönen Rita!““

„In diesem Augenblick glaubte Carlini den Schrei einer Frau zu hören, und er errieth Alles: er nahm das Glas, zerschmetterte es auf dem Gesichte dessen, welcher es ihm reichte, und eilte in der Richtung des Schreis fort. Nachdem er hundert Schritte gelaufen war, fand er an einem Gebüsche Rita ohnmächtig in den Armen von Cucumetto. Als dieser Carlini erblickte, erhob er sich, in jeder Hand eine Pistole haltend. Die zwei Banditen schauten einander einen Augenblick an, der Eine das Lächeln der Unzucht auf den Lippen, der Andere die Blässe des Todes auf der Stirne. Es war, als sollte etwas Furchtbares zwischen diesen beiden Männern vorgehen, aber allmälig spannten sich die Züge von

Carlini ab, und seine Hand, die er an eine Pistole in seinem Gürtel gelegt hatte, fiel an der Seite nieder; Rita lag zwischen Beiden. Der Mond beleuchtete diese Scene.

„„Nun!““ sagte Cucumetto, „„hast Du Deinen Auftrag besorgt?““

„„Ja, Kapitän,““ antwortete Carlini; „„morgen vor neun Uhr wird der Vater von Rita mit dem Gelde hier sein.““

„„Vortrefflich. Mittlerweile wollen wir die Nacht lustig zubringen. Das Mädchen ist reizend, und Du hast wahrhaftig einen guten Geschmack, Meister Carlini; da ich nicht eigennützig bin, so wollen wir auch zu den Kameraden zurückkehren und das Loos ziehen, wem sie nun gehören soll.““

„„Ihr seid also entschlossen, sie dem gemeinschaftlichen Gesetze zu überantworten?““ fragte Carlini.

„„Warum sollte man bei ihr eine Ausnahme machen?““

„„Ich glaubte auf meine Bitte . . .““

„„Bist Du etwa mehr, als die Andern?““

„„Das ist richtig.““

„„Doch sei unbesorgt,““ versetzte Cucumetto lachend, „„etwas früher, etwas später kommt die Reihe an Dich. (Die Zähne von Carlini preßten sich zum Zerspringen zusammen.) Nun vorwärts,““ sagte Cucumetto einen Schritte gegen die Genossen machend, „„kommst Du?““

„„Ich folge Euch.““

„Cucumetto entfernte sich, jedoch ohne Carlini aus dem Gesichte zu verlieren, denn er befürchtete ohne Zweifel, er könnte von hinten auf ihn schießen; doch nichts deutete bei dem Banditen eine feindselige Absicht an. Er stand mit gekreuzten Armen bei der immer noch ohnmächtigen Rita. Einen Augenblick dachte Cucumetto, der junge Mann würde sie in seine Arme nehmen und mit ihr fliehen; es war ihm nun wenig mehr daran gelegen, er hatte von Rita, was er haben wollte; und

was das Geld betrifft, so waren dreihundert Piaster unter die Bande vertheilt eine so armselige Summe, daß er sich wenig darum bekümmerte. Er setzte daher seinen Weg nach der Lichtung fort, doch zu seinem großen Erstaunen kam Carlini beinahe mit ihm hier an. „„Das Loos gezogen! das Loos gezogen!““ riefen die Banditen, als sie ihren Anführer erblickten. Und die Augen aller dieser Menschen glänzten vor Rausch und Lüsternheit, während die Flamme des Herdes über ihre ganze Person einen röthlichen Schimmer ergoß, der ihnen Aehnlichkeit mit Dämonen verlieh.

„Was sie forderten, war gerecht; der Kapitän machte auch mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung. Man legte alle Namen, den von Carlini, wie die der Andern, in einen Hut, und der Jüngste der Bande zog ein Zettelchen aus der improvisirten Urne. Auf diesem Zettelchen stand der Name Diavolaccio. Es war derselbe, welchem Carlini, als er ihm die Gesundheit des Anführers vorschlug, das Glas auf dem Gesichte zerschmettert hatte. Aus einer breiten, vom Schlafe bis zum Munde [illegible]ffenden Wunde entströmte das Blut in Wellen. [illegible]olaccio sich so vom Glücke begünstigt sah, brach er in ein schallendes Gelächter aus. „„Kapitän,““ sagte er, „„Carlini wollte vorhin nicht auf Eure Gesundheit trinken, schlagt ihm nun vor, auf die meinige ein Glas zu leeren; er zeigt sich vielleicht gegen Euch nachgiebiger, als gegen mich.“

„Jeder erwartete einen Ausbruch von Seiten Carlini's; aber zum allgemeinen Erstaunen nahm er das Glas mit der einen Hand, einen Fiasco mit der andern, schenkte ein, rief mit vollkommen ruhiger Stimme: „„Auf Deine Gesundheit, Diavolaccio!““ und leerte das Glas, ohne daß seine Hand zitterte. Dann setzte er sich an das Feuer und sprach:

„„Meinen Antheil am Abendbrod; der Gang hat mir Appetit gemacht.““

„„Es lebe Carlini!““ riefen die Räuber.

„„So ist es gut! das heißt die Dinge als gute Kameraden behandeln.““

„Und sie bildeten wieder einen Kreis um den Herd, während Diavolaccio sich entfernte.

„Carlini aß und trank, als ob nichts vorgefallen wäre.“

„Die Banditen schauten ihn voll Erstaunen an, denn sie begriffen diese Unempfindlichkeit nicht, als sie hinter sich den Boden unter einem schweren Tritte erdröhnen hörten. Sie wandten sich um und erblickten Diavolaccio Rita in seinen Armen haltend; ihr Kopf war zurückgeworfen und ihre langen Haaren hingen bis zur Erde herab. Als Diavolaccio mehr in den Kreis des vom Herde aus sich verbreitenden Lichtes trat, gewahrte man die Blässe des Mädchens und die des Banditen. Diese Erscheinung hatte etwas so Seltsames, so Feierliches, daß Alle aufstanden, mit Ausnahme von Carlini; dieser blieb sitzen und fuhr fort zu trinken und zu essen, als ob nichts um ihn her vorginge. Diavolaccio näherte sich unter dem tiefsten Stillschweigen immer mehr der Gruppe und legte Rita zu den Fü[illegible] Kapitäns nieder.

„Da vermochte Jedermann die Ursache der Blässe des Mädchens und des Banditen zu erkennen; unter der linken Brust von Rita stak ein Messer bis an das Heft eingebohrt.“

„Aller Augen richteten sich auf Carlini; die Scheide hing leer an seinem Gürtel.

„„Ah! ah!““ rief Cucumetto, „„ich begreife nun, warum Carlini zurückgeblieben ist.““

„Jede rohe Natur ist im Stande, eine kräftige Handlung zu würdigen; obgleich vielleicht keiner von den Banditen vollführt hätte, was Carlini vollführte, so begriffen sie doch, was er gethan.

„„Nun,““ sagte Carlini, ebenfalls aufstehend und dem Leichname sich nähernd, während er die Hand an den Kolben einer Pistole legte, „„ist vielleicht noch ir-

gend Einer hier, der mir diese Frau streitig machen will?""

„„Nein,"" erwiederte der Anführer, „„sie gehört Dir.""

„Carlini nahm sie nun in seine Arme und trug sie aus dem von der Flamme des Herdes erzeugten Lichtkreise.

„Cucumetto stellte wie gewöhnlich seine Wachen aus, und die Banditen legten sich in ihre Mäntel gehüllt um das Feuer nieder. Um Mitternacht ließ eine Wache ein Warnungszeichen ertönen; in einem Augenblick waren der Kapitän und seine Gefährten auf den Beinen. Es war der Vater von Rita, welcher selbst mit dem Lösegeld für seine Tochter ankam.

„„Hier,"" sagte er zu Cucumetto, indem er ihm einen Sack mit Geld reichte, „„hier sind dreihundert Pistolen, gib mir meine Tochter zurück.""

„Doch statt das Geld zu nehmen, bedeutete ihm der Anführer der Banditen durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

„Der Greis gehorchte; Beide entfernten sich unter den Bäumen, durch deren Zweige die Strahlen des Mondes drangen. Endlich blieb Cucumetto stehen, streckte die Hand aus, zeigte dem Greis zwei am Fuße eines Baumes gruppirte Personen und sprach:

„„Verlange Deine Tochter von Carlini, er wird Dir Rechenschaft über sie geben.""

„Und er wandte sich gegen seine Gefährten um.

„Der Greis blieb unbeweglich, die Augen starr. Er fühlte, daß irgend ein unbekanntes, ungeheures, unerhörtes Unglück über seinem Haupte schwebte. Endlich machte er einige Schritte zu der ungestalten Gruppe, die er sich nicht verdeutlichen konnte. Bei dem Geräusch, das er veranlaßte, hob Carlini den Kopf, und die Formen der zwei Personen fingen an deutlicher in den Augen des Greises zu erscheinen. Eine Frau lag auf der Erde, das Haupt auf den Schooß eines sitzen-

den Mannes gelegt, der sich über sie beugte; indem er si[illegible]
erhob, entblößte dieser Mann das Antlitz der Frau, welch[illegible]
er an sich gedrückt hielt. Der Greis erkannte seine Toch[illegible]
ter und Carlini erkannte den Greis.

„„Ich erwartete Dich!““ sprach der Bandit zu de[illegible]
Vater von Rita,

„„Elender!““ rief der Greis, „„was hast Du ge[illegible]
than?““

„Und er schaute voll Schrecken Rita an, welche bleic[illegible]
unbeweglich, ein blutiges Messer in der Brust da la[illegible]
Ein Mondstrahl fiel auf sie und beleuchtete sie mit seine[illegible]
bläulichen Schimmer.

„„Cucumetto hatte Deine Tochter geschändet,““ sag[illegible]
der Bandit, „„und da ich sie liebte, mußte ich sie tödte[illegible]
denn nach ihm hätte sie der ganzen Bande zum Spielzeu[illegible]
gedient.““

„Der Greis sprach kein Wort, er wurde nur blei[illegible]
wie ein Gespenst.

„„Räche sie nun, wenn ich Unrecht gehabt habe,“
fügte Carlini bei.

„Und er riß das Messer aus dem Busen des Mäd[illegible]
chens und reichte es dem Greise mit der einen Hand, wäh[illegible]
rend er mit der andern seine Weste auf die Seite scho[illegible]
und ihm seine nackte Brust darbot.

„„Du hast wohl gethan,““ sprach der Greis m[illegible]
dumpfer Stimme, „„umarme mich, mein Sohn.““

„Carlini warf sich schluchzend in die Arme des Vate[illegible]
seiner Geliebten. Es waren die ersten Thränen, welch[illegible]
dieser Blutmensch vergoß.

„„Nun hilf mir meine Tochter begraben,““ sagte de[illegible]
Greis zu Carlini.

„Carlini holte zwei Spaten, und der Vater und de[illegible]
Geliebte fingen an, die Erde am Fuße einer Eiche aus[illegible]
zugraben, deren Zweige die letzte Ruhestätte des Mäd[illegible]
chens bedecken sollten. Als das Grab gegraben wa[illegible]
küßte zuerst der Vater und [illegible] der Geliebte di[illegible]
Todte; dann nahm sie der [illegible] bei den Füßen, de[illegible]

Andere bei den Schultern, und so legten sie Rita in den ausgehöhlten Raum. Dann knieten sie auf beiden Seiten nieder und sprachen Todtengebete. Als sie ihre Andacht beendigt hatten, warfen sie die Erde wieder auf den Leichnam, bis das Grab gefüllt war. Und der Greis reichte Carlini die Hand und sprach:

„„Ich danke Dir, mein Sohn, laß mich nun allein.““

„„Doch wenn . . .““ entgegnete dieser.

„„Laß mich, ich befehle es Dir.““

„Carlini gehorchte, kehrte zu seinen Kameraden zurück, hüllte sich in seinen Mantel und schien bald in einen ebenso tiefen Schlaf versunken zu sein, wie seine Kameraden. Man hatte am Tage vorher beschlossen, das Lager zu verändern. Eine Stunde vor Tag weckte Cucumetto seine Leute, und es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben; aber Carlini wollte den Wald nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Vater von Rita geworden wäre. Er wandte sich nach der Stelle, wo er den Greis gelassen hatte, und fand denselben an einem von den Zweigen der Eiche aufgehängt, welche das Grab seiner Tochter beschattete. Er that nun auf den Leichnam des Einen und auf das Grab der Andern den Schwur, Beide zu rächen; doch er konnte diesen Schwur nicht halten, denn zwei Tage nachher wurde Carlini in einem Kampfe mit römischen Carabinieren getödtet. Man wunderte sich nur, daß er, dem Feinde das Gesicht bietend, eine Kugel zwischen die Schultern bekommen hatte. Das Erstaunen hörte aber auf, als einer von den Banditen gegen seine Kameraden bemerkte, Cucumetto sei zehn Schritte hinter Carlini gestanden, da dieser gefallen.

„Am Morgen des Aufbruchs aus dem Walde von Frosinone war er Carlini gefolgt, hatte dessen Schwur gehört und kam ihm sodann als vorsichtiger Mann zuvor. Man erzählt sich von diesem Räuberhauptmann noch zehn andere nicht minder seltsame Geschichten, und

es zitterte auch Jedermann von Fondi bis Perugia, wenn man nur den Namen von Cucumetto nannte.

„Diese Geschichten waren oft der Gegenstand der Unterhaltung von Luigi und Teresa. Das Mädchen bebte bei allen solchen Erzählungen: aber Vampa beruhigte sie mit einem Lächeln und schlug an seine Flinte, welche ihre Kugel so schön trug; war sie dann noch nicht völlig beruhigt, so zeigte er ihr auf hundert Schritte einen Raben, der auf einem dürren Aste saß, schlug an, drückte los, und das Thier fiel wohlgetroffen an den Fuß des Baumes nieder. Mittlerweile verlief die Zeit; die jungen Leute hatten beschlossen, sich zu heirathen, wenn Vampa zwanzig und Teresa neunzehn Jahre alt wäre. Sie waren Beide Waisen und hatten nur ihre Herren um Erlaubniß zu bitten: sie baten darum und erhielten auch die Einwilligung.

„Als sie eines Tags von ihren Plänen für die Zukunft sprachen, vernahmen sie ein paar Schüsse; dann trat plötzlich ein Mann aus dem Gehölze hervor, bei welchem die jungen Leute ihre Heerden zu weiden pflegten, lief auf sie und rief, sobald er gehört zu werden glaubte:

„„Ich werde verfolgt; könnt Ihr mich verbergen?““

„Die jungen Leute erkannten sogleich, daß der Flüchtige ein Bandit sein mußte; doch zwischen dem römischen Bauern und dem römischen Banditen herrscht eine angeborene Sympathie, weshalb der erste immer bereit ist, dem zweiten Dienste zu leisten. Vampa lief, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Steine, der den Eingang der Grotte verstopfte, entblößte diesen Eingang, indem er den Stein an sich zog, hieß den Flüchtling durch ein Zeichen in dieses Jedermann unbekannte Asyl schlüpfen, stieß den Stein wieder an seine vorige Stelle, kehrte zu Teresa zurück und setzte sich neben sie.

„Beinahe in demselben Augenblick erschienen vier Carabiniere zu Pferd am Saume des Waldes: drei offenbar in Verfolgung des Flüchtigen begriffen,

der vierte schleppte einen Gefangenen Banditen an der Gurgel. Die drei Carabiniere durchforschten die Gegend mit einem Blicke, gewahrten die zwei jungen Leute, sprengten im Galopp auf sie zu und befragten dieselben. Sie hatten nichts gesehen.

„„Das ist ärgerlich,““ sagte der Brigadier; „„denn derjenige, welchen wir suchen, ist der Anführer.““

„„Cucumetto?““ riefen unwillkührlich Teresa und Luigi.

„„Ja,““ antwortete der Brigadier, „„und da ein Preis von tausend Thalern auf seinen Kopf gesetzt ist, so wären fünfhundert Euch zugekommen, wenn Ihr mir ihn beifahen geholfen hättet.“

„Die jungen Leute wechselten einen Blick. Der Brigadier hatte eine Minute lang Hoffnung. Fünfhundert römische Thaler machen dreitausend Franken, und dreitausend Franken sind ein Vermögen für arme Waisen, welche sich heirathen wollen.

„„Ja, das ist ärgerlich,““ erwiederte Vampa, „„doch wir haben ihn nicht gesehen.““ Die Carabiniere durchstreiften nun die Gegend in verschiedenen Richtungen, aber vergebens; dann verschwanden sie allmälig. Vampa zog den Stein zurück, und Cucumetto trat hervor.

„Er hatte in dem Lichte, welches das Granitthor ließ, die jungen Leute mit den Carabinieren sprechen sehen, den Gegenstand ihres Gespräches vermuthet und auf dem Antlitz von Luigi und Teresa den unerschütterlichen Entschluß gelesen, ihn nicht auszuliefern. Der Bandit zog aus seiner Tasche eine Börse voll Gold und bot sie ihnen an. Aber Vampa hob stolz das Haupt empor, während Teresa's Augen bei dem Gedanken an alles Das glänzten, was sie sich um dieses Gold an reichen Juwelen und schönen Kleidern kaufen könnte.

„Cucumetto war ein sehr gewandter Satan, nur hatte er die Gestalt eines Banditen, statt der einer Schlange angenommen. Er erhaschte diesen Blick, er-

kannte in Teresa eine würdige Tochter Eva's, und keh in den Wald zurück, wobei er sich wiederholt unter d Vorwande, seine Befreier zu grüßen, umdrehte. vergingen mehre Tage, ohne daß man Cucumetto w der sah, ohne daß man von ihm sprechen hörte. Carneval nahte heran, und der Graf von San Fel kündigte einen Ball an, wozu die ganze elegante W von Rom eingeladen war. Teresa hatte große Lust die Ball zu sehen. Luigi bat seinen Beschützer, den Int danten, um Erlaubniß für sie und für sich, verborgen u ter den Dienern des Hauses dem Feste beiwohnen zu d fen, und dies ward ihm auch zugestanden.

„Dieser Ball wurde von dem Grafen hauptsächl gegeben, um seiner Tochter Carmela, die er anbete ein Vergnügen zu machen. Carmela war gerade v dem Alter und dem Wuchse von Teresa, und Teresa w wenigstens ebenso schön als Carmela. Am Abend d Balles wählte Teresa ihre schönste Toilette, ihre reichs Nadeln, ihren glänzendsten Glasschmuck. Sie hatte Tracht der Frauen von Frascati, Luigi die so maleris Kleidung der römischen Bauern an Festtagen. Bei mischten sich, wie man es ihnen erlaubt hatte, unter Diener und Bauern.

„Das Fest war prachtvoll. Nicht nur die Vi war glänzend beleuchtet, sondern es hingen auch Ta sende von farbigen Lampen an den Bäumen im Gart Bald strömte auch der Pallast auf die Terrassen üb und von den Terrassen wogte es in die Alleen. An dem Kreuzweg gab es ein Orchester, Trinktische und E frischungen aller Art; die Spaziergänger blieben s hen, es bildeten sich Quadrillen und man tanz wo man zu tanzen Lust bekam. Carmela war wie Frauen von Sonnino gekleidet; sie trug eine mit P len gestickte Mütze, die Nadeln in ihren Haaren wa von Gold und Diamanten, ihr Gürtel war von tür scher Seide mit großen brochirten Blumen, ihr Obert und ihr Unterrock waren von Kaschmir, ihre Sch

on indischer Mousseline, die Knöpfe ihres Mieders be-
anden aus Edelsteinen. Zwei andere Gefährtinnen von
ır hatten die eine die Tracht der Frauen von Nettuno,
:e andere die der Frauen der Riccia.

„Vier junge Männer von den edelsten und reichsten
amilien von Rom begleiteten sie mit der italienischen
reiheit, welche in keinem andern Lande der Welt ihres
leichen hat; sie waren als Bauern von Albano, Velletri,
ivita Castellane und Sora gekleidet. Es versteht sich,
aß diese Trachten der Bauern, wie die der Bäuerinnen,
on Gold und Edelsteinen glänzten.

„Carmela kam der Gedanke, eine gleichförmige Qua-
:ille zu bilden; es fehlte nur noch an einer weiblichen
heilnehmerin. Carmela schaute umher, keine von den
ingeladenen hatte eine der ihrigen und der ihrer Gefähr-
nnen entsprechende Tracht. Da zeigte ihr der Graf von
ian Felice mitten unter den Bäuerinnen Teresa, welche
ch auf den Arm von Luigi stützte.

„„Erlauben Sie mir, mein Vater?““ sagte Carmela.

„„Allerdings,““ erwiederte der Graf; „„sind wir nicht
ı Carneval?““ Carmela neigte sich an das Ohr eines
ngen Mannes, der sie plaudernd begleitete, und sagte
m leise ein paar Worte, wobei sie ihm mit dem Finger
eresa bezeichnete. Der junge Mann folgte mit den
ugen der Richtung der schönen Hand, welche ihm als
ührerin diente, machte eine Geberde des Gehorsams und
ıd Teresa ein, an der von der Tochter des Grafen ge-
iteten Quadrille Theil zu nehmen.

„Teresa fühlte es wie eine Flamme über ihr Gesicht
nziehen. Sie befragte Luigi mit dem Blicke, es war
cht möglich zu widerstreben: Luigi ließ langsam den
rm von Teresa los, den er in dem seinigen hielt, und
eresa entfernte sich, geführt von ihrem zierlichen Ca-
ıllier, und nahm zitternd ihren Platz in der aristokra-
schen Quadrille. Die pünktliche, strenge Tracht von
eresa hätte allerdings in den Augen eines Künstlers

einen ganz andern Charakter gehabt, als die von Carmela und ihren Gefährtinnen; aber Teresa war ein eitles, gefallsüchtiges Mädchen, die Stickereien der Mousseline, die Palmen des Gürtels, der Glanz des Kaschemirs blendeten sie, die Reflexe der Diamanten und Saphire machten sie toll. Luigi fühlte seiner Seits ein unbekanntes Etwas in sich entstehen, es war Anfangs wie ein dumpfer Schmerz, der ihm das Herz durchzuckte, von da bebend durch seine Adern lief und sich seines ganzen Leibes bemächtigte. Er verfolgte mit den Augen die geringsten Bewegungen von Teresa und ihrem Cavalier. Wenn ihre Hände sich berührten, erfaßte ihn eine Art von Blendung, seine Pulsadern schlugen mit aller Gewalt, und es war, als vibrirte der Klang einer Glocke an seinen Ohren. Zwar hörte Teresa, wenn sie miteinander sprachen, nur schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen, aber Luigi, der in den glühenden Blicken des schönen jungen Mannes las, daß seine Reden Lobeserhebungen waren, kam es dennoch vor, als drehte sich die Erde unter ihm, und als flüsterten ihm alle Stimmen der Hölle Mordgedanken zu. Dann klammerte er sich, aus Furcht, sich von seinem Wahnsinn hinreißen zu lassen, mit einer Hand an der Hagebuche an, bei welcher er stand, und faßte mit der andern mit einer krampfhaften Bewegung den Dolch, der in seinem Gürtel stak, und zog ihn, ohne es gewahr zu werden, zuweilen beinahe ganz aus der Scheide.

„Luigi war eifersüchtig, er fühlte, daß Teresa, durch ihre gefallsüchtige, stolze Natur fortgerissen, ihm entgehen konnte. Anfangs schüchtern und beinahe erschrocken, hatte sich die junge Bäuerin bald gefaßt. Teresa war, wie gesagt, schön. Das ist noch nicht Alles, Teresa war anmuthig, sie besaß jene rohe Anmuth, welche noch viel mächtiger ist, als unsere gezierte, geheuchelte Anmuth. Ihr wurden gleichsam die Ehren der Quadrille zu Theil, und wenn sie die Tochter des Grafen von San Felice beneidete, so wagen wir nicht zu be-

haupten, ob Carmela nicht eifersüchtig auf Teresa war. Ihr schöner Cavalier führte sie auch mit vielen Artigkeiten an den Platz, wo er sie geholt hatte, und wo Luigi ihrer harrte. Wiederholt hatte Teresa während des Contretanzes einen Blick auf ihn geworfen, und jedes Mal hatte sie ihn bleich gesehen, jedes Mal waren ihr seine verstörten Züge aufgefallen. Einmal sogar hatte die Klinge seines halb aus der Scheide gezogenen Dolches ihre Augen wie ein Unheil weissagender Blitz geblendet. So faßte sie beinahe zitternd wieder den Arm ihres Geliebten. Die Quadrille hatte den schönsten Erfolg gehabt, und es war offenbar davon die Rede, eine zweite Ausgabe zu unternehmen. Carmela allein widersetzte sich, aber der Graf von San Felice bat seine Tochter so liebevoll, daß sie endlich einwilligte.

„Sogleich eilte einer der Cavaliere fort, um Teresa einzuladen, ohne welche der Contretanz unmöglich stattfinden konnte; doch das Mädchen war verschwunden. Luigi fühlte in der That nicht die Kraft in sich, noch eine zweite Prüfung auszuhalten, und er zog, halb durch Ueberredung, halb mit Gewalt, Teresa nach einem andern Theile des Gartens. Teresa folgte sehr wider ihren Willen; aber sie sah an dem verstörten Gesichte des jungen Mannes, sie erkannte an seinem von Nervenzuckungen unterbrochenen Stillschweigen, daß etwas Seltsames in ihm vorging. Sie selbst war nicht frei von einer inneren Bewegung, und ohne daß sie etwas Böses gethan hatte, fühlte sie, daß Luigi berechtigt war, ihr Vorwürfe zu machen: worüber? sie wußte es nicht, sie sah aber darum nicht minder ein, daß sie seine Vorwürfe verdient hatte. Doch zum großen Erstaunen von Teresa blieb Luigi stumm, und kein Wort öffnete seine Lippen während des ganzen übrigen Abends. Als aber die Kälte der Nacht die Eingeladenen aus den Gärten vertrieb und sich die Thüren der Villa für ein inneres Fest vor ihnen schlossen, führte er sie zurück

und sagte zu ihr, da sie eben in ihre Wohnung zu tre
im Begriffe war:

„„Teresa, woran dachtest Du, als Du der jung
Gräfin von San Felice gegenüber tanztest?““

„„Ich dachte,““ antwortete das Mädchen mit
ganzen Freimüthigkeit seiner Seele, „„ich dachte, ich wü
die Hälfte meines Lebens für eine Kleidung geben,
sie die Gräfin trug.““

„„Und was sagte Dir Dein Cavalier?““

„„Er sagte mir, es hinge nur von mir ab, eine sol
zu haben, und es kostete mich dies nur ein Wort.““

„„Er hatte Recht,““ sprach Luigi. „„Wünschest
eine solche Tracht so glühend, als Du sagst?““

„„Ja.““

„„Wohl, Du sollst sie haben.““

„Erstaunt schaute Teresa empor, um ihn zu befrag
aber sein Gesicht war so düster und furchtbar, daß
das Wort auf ihren Lippen in Eis verwandelte. Ueb
dies entfernte sich Luigi sogleich. Teresa folgte ihm in
Dunkelheit mit den Augen, so lange sie ihn sehen konn
Als er verschwunden war, trat sie in ihre Wohnung.

„In derselben Nacht ereignete sich ein großes U
glück, ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines
dienten, der die Lichter auszulöschen vergaß: das Fe
brach unmittelbar neben den Gemächern der schön
Carmela aus. Mitten in der Nacht durch den Sch
der Flammen aufgeweckt, sprang sie aus dem Bet
hüllte sich in ihr Nachtkleid und suchte zu entfliehe
aber die Hausflur, durch welche sie gehen mußte, w
schon vom Feuer ergriffen. Da kehrte sie in ihr Zi
mer zurück und rief aus Leibeskräften um Hülfe,
plötzlich ihr zwanzig Fuß über dem Boden liegend
Fenster sich öffnete, ein junger Bauer in das Gem
stürzte, sie in seine Arme nahm und mit übermens
licher Kraft und Gewandtheit auf den Rasen vor
Villa schleppte, wo sie ohnmächtig niedersank. Als

wieder zu sich kam, war ihr Vater bei ihr. Alle Diener umgaben sie, um ihr Hülfe zu leisten. Ein ganzer Flügel der Villa war abgebrannt, doch was lag daran, Carmela war unversehrt. Man suchte überall ihren Retter, aber der Retter fand sich nirgends; man fragte bei Jedermann, doch Niemand hatte ihn gesehen. Carmela war so sehr von der Angst ergriffen gewesen, daß sie ihn nicht erkannt hatte. Da der Graf übrigens ungeheuer reich war, so erschien, abgesehen von der Gefahr, welche Carmela gelaufen war, eine Gefahr, die ihm durch die wunderbare Art und Weise, wie sie derselben entging, mehr als eine neue Gunst der Vorsehung, denn als ein wirkliches Unglück vorkam, der durch die Flammen verursachte Verlust nur als etwas sehr Geringfügiges.

„Am andern Tage fanden sich die jungen Leute zur gewöhnlichen Stunde am Saume des Waldes ein. Luigi war zuerst gekommen. Er ging dem Mädchen mit großer Heiterkeit entgegen und schien die Scene vom vorhergehenden Abend völlig vergessen zu haben. Teresa war sichtbar nachdenkend, als sie aber Luigi so gestimmt sah, heuchelte sie eine lachende Sorglosigkeit, was den Grund ihres Charakters bildete, wenn ihr Wesen nicht durch irgend eine Leidenschaft gestört wurde. Luigi nahm Teresa beim Arm und führte sie zum Eingang der Grotte. Hier blieb er stehen. Das Mädchen begriff, daß etwas Außerordentliches vorging. und schaute ihn fest an.

„„Teresa,““ sprach Luigi, „„gestern hast Du mir gesagt, Du würdest Alles in der Welt geben, um eine Kleidung wie die der Tochter des Grafen zu besitzen?““

„„Allerdings,““ erwiederte Teresa erstaunt, „„aber ich war toll, daß ich einen solchen Wunsch hegte.““

„„Und ich antwortete Dir: Gut, Du sollst sie haben.““

„„Ja,““ versetzte das junge Mädchen, dessen Erstaunen bei jedem Worte von Luigi zunahm, „„doch Du

antworteteſt ohne Zweifel ſo, um mir ein Be
machen.““

„„Ich habe Dir nie etwas verſprochen, Te
es Dir zu geben,““ antwortete ſtolz Luigi: „„L
Grotte und kleide Dich an.““

„Bei dieſen Worten zog er den Stein h
zeigte Tereſa die Grotte, welche von zwei Kerz
tet war, die auf den beiden Seiten eines p
Spiegels ſtanden; auf dem von Luigi verferti
Tiſche waren die Diamantnadeln und das Perl
ausgebreitet; auf einem Stuhle daneben lag
Kleidung. Tereſa ſtieß einen Freudenſchrei aus u
ohne zu fragen, woher dieſe werthvollen Din
ohne ſich Zeit zu laſſen, Luigi zu danken, in
Toilettecabinet verwandelte Grotte. Luigi d
Stein wieder hinter ihr hinein, denn er erblick
Höhe eines kleinen Hügels, der ihm da, wo er
Ausſicht nach Paleſtrina benahm, einen Re
Pferd, welcher, mit der den Fernen ſüdlicher Lä
thümlichen Schärfe ſich vom Azur des Himmels
einen Augenblick anhielt, als wäre er des Wege

„Als der Reiſende Luigi erblickte, ſetzte er
in Galopp und ritt auf ihn zu. Luigi hatte
getäuſcht, der Reiſende, welcher von Paleſtrin
voli ritt, war im Zweifel über ſeinen Weg.
Mann deutete ihm denſelben an. Da ſich aber
eine Viertelmeile von da in drei Pfade theil
Reiſende, an dieſen drei Pfaden angelangt, ſich
verirren konnte, ſo bat er Luigi, ihm als Führer
Luigi machte ſeinen Mantel los und legte ih
Boden, warf ſeine Flinte auf die Schulter und
ſo von aller ſchwerfälligen Kleidung befreit, den
mit dem raſchen Schritte eines Bergbewohn
dem ein Pferd zu folgen Mühe hat.

„Nach zehn Minuten waren Luigi und de

n dem von dem jungen Hirten bezeichneten Kreuzweg.)ier streckte er mit einer Geberde, so majestätisch wie die ines Kaisers, die Hand nach demjenigen von den drei Begen, aus welchen der Reisende folgen sollte.

„„Hier ist Ihr Weg, Excellenz,““ sagte er, „„Sie bnnen nun nicht mehr fehlen.““

„„Und hier ist Deine Belohnung,““ sprach der Rei=:nde und bot dem jungen Hirten einige Stücke kleine Künze.

„„Ich danke,““ versetzte Luigi, seine Hand zurück=iehend, „„ich leiste Dienste, ich verkaufe sie nicht.““

„„Wohl,““ entgegnete der Reisende, der indessen n diese Verschiedenheit zwischen dem knechtischen Be=ehmen der Menschen aus den Städten und dem Stolze ines Landmanns gewöhnt zu sein schien, „wenn Du eine Belohnung ausschlägst, so nimmst Du wenigstens ein Ge=chenk an.““

„„Oh! ja, das ist etwas Anderes.““

„„So nimm diese zwei venetianischen Zechinen und ieb sie Deiner Braut, die sich ein Paar Ohrringe dafür aufen soll.““

„„Und Sie, nehmen Sie diesen Dolch,““ sprach er junge Hirte, „„Sie finden von Albano bis Civita Ca=tellana keinen, dessen Griff besser geschnitzt wäre.““

„„Ich nehme ihn an,““ sprach der Reisende; „„aber ann bin ich Dir verpflichtet, denn dieser Dolch ist mehr ils zwei Zechinen werth.““

„„Für einen Kaufmann vielleicht, doch für mich, er ich ihn selbst geschnitzt habe, ist er höchstens zwei Piaster werth.““

„„Wie heißest Du?““ fragte der Reisende.

„„Luigi Vampa,““ antwortete der Hirte mit dersel=en Miene, als hätte er geantwortet: Alexander, König on Macedonien.““

„„Und Sie?““

„„Ich? ich heiße Simbad der Seefahrer.““

Franz d'Epinay stieß einen Schrei des Er
nens aus.

„Simbad der Seefahrer!" wiederholte er.

„Ja," fuhr der Erzähler fort, „dies ist der N
den der Reisende Vampa als den seinigen angab."

„Was haben Sie gegen diesen Namen einzu
den?" fragte Albert, „es ist ein sehr schöner Name,
die Abenteuer des Patrons dieses Herrn haben mi
meiner Jugend ungemein belustigt."

Franz antwortete seinem Freund nicht. Der N
Simbad der Seefahrer hatte bei ihm eine ganze Welt
Erinnerungen erweckt, wie dies am Tage vorher bei
des Grafen von Monte Christo der Fall gewesen wa

„Fahren Sie fort," sagte er.

„Vampa steckte verächtlich die zwei Zechinen i
Tasche und schlug langsam den Weg wieder ein, auf
er gekommen war. Auf zwei bis drei hundert Sc
zur Grotte gelangt, glaubte er einen Schrei zu h
Er blieb stehen und horchte, von welcher Seite der
men käme. Nach Verlauf einer Sekunde hörte e
nen Namen deutlich aussprechen; der Ruf kam vo
Grotte.

„Er sprang wie eine Gemse, spannte den
seiner Flinte im Laufe, und gelangte in weniger
einer Minute auf die Spitze des kleinen Hügels
gegenüber, wo er den Reisenden erblickt hatte.
hörte er das Geschrei: „Zu Hülfe!" noch viel
licher. Er schaute auf dem Raume umher, den e
seinen Blicken beherrschte: ein Mann schleppte T
fort, wie der Centaur Nessus die Deianira.
Mann, welcher sich nach dem Gehölze wandte,
schon drei Viertheile des Weges von der Grotte nach
Walde zurückgelegt. Vampa maß den Zwischenraum
Unbekannte war wenigstens zwei hundert Schritte
ihm voraus, und er hatte keine Hoffnung, ihn
zuholen, ehe er das Gehölze erreicht haben würde.
junge Hirte blieb stille stehen, als hätten seine

Wurzel gefaßt. Er stützte den Schaft seiner Flinte an seine Schulter, hob sachte das Rohr in der Richtung des Räubers, folgte ihm einen Augenblick in seinem Laufe und gab Feuer.

„Der Räuber hielt an; seine Kniee bogen sich, und er fiel, Teresa mit sich zur Erde ziehend. Teresa erhob sich sogleich wieder; aber der Flüchtige blieb, sich im Todeskampfe zerarbeitend, am Boden liegen. Vampa eilte auf Teresa zu, denn zehn Schritte von dem Sterbenden hatten ihr die Füße ebenfalls den Dienst versagt, sie war auf die Kniee gesunken, und den jungen Mann hatte die furchtbare Angst erfaßt, die Kugel, welche seinen Feind niedergeschmettert, könnte zu gleicher Zeit seine Braut verwundet haben. Glücklicher Weise war dem nicht so; der Schrecken allein hatte die Kräfte von Teresa gelähmt. Als Luigi sich überzeugt, daß sie unversehrt war, wandte er sich gegen den Verwundeten um; die Fäuste geballt, den Mund von Schmerz zusammengezogen, war er so eben verschieden; seine Augen waren jedoch offen und drohend geblieben.

„Vampa näherte sich dem Leichnam und erkannte Cucumetto. Der Bandit hatte sich an dem Morgen, wo ihn die jungen Leute retteten, in Teresa verliebt und geschworen, das Mädchen sollte ihm gehören. Seit jenem Morgen spähte er nach ihr, und im Augenblick, wo Luigi Teresa allein ließ, um dem Reisenden den Weg zu zeigen, packte er sie und betrachtete sie bereits als seine Beute, als die Kugel von Vampa, geleitet durch das unfehlbare Auge des jungen Hirten, ihm das Herz durchdrang. Vampa schaute ihn an, ohne daß die geringste Bewegung auf seinem Gesichte hervortrat, während im Gegentheil Teresa, noch ganz zitternd, sich dem todten Banditen nur mit kleinen Schritten zu nähern wagte, und zögernd über die Schulter ihres Geliebten einen Blick auf den Leichnam warf. Nach ein paar Sekunden wandte sich Vampa zu dem Mädchen um und rief:

„„Ah! ah! das ist gut, Du bist angekleidet; nun muß ich mich ebenfalls putzen."" Teresa erschien in der That vom Kopf bis zu den Füßen in der Tracht der Tochter des Grafen von San Felice. Vampa nahm den Leichnam von Cucumetto in seine Arme und trug ihn in die Grotte, während Teresa ihrer Seits außen blieb.

„Wäre ein zweiter Reisender vorübergegangen, er hätte etwas Seltsames gesehen: eine Schäferin, welche ihre Lämmer mit einem Kaschemirkleide, mit Ohrenringen und Halsband von Perlen, mit Diamantnadeln und Knöpfen von Saphiren, Smaragden und Rubinen hütete. Ohne Zweifel würde er sich in die Zeit von Florian versetzt geglaubt und bei seiner Rückkehr nach Paris versichert haben, er hätte die Schäferin der Alpen am Fuße des Sabinergebirges sitzen sehen.

„Nach einer Viertelstunde kam Vampa ebenfalls aus der Grotte heraus. Seine Tracht war in ihrer Art nicht minder zierlich, als die von Teresa. Er hatte ein Wamms von granatfarbigem Sammet mit ciselirten goldenen Knöpfen, eine mit Stickereien bedeckte seidene Weste, eine um den Hals geknüpfte römische Schärpe, eine mit Gold und roth und grüner Seide gesteppte Patrontasche, Hosen von himmelblauem Sammet, welche über dem Knie mit Diamantschnallen befestigt waren, buntscheckig mit tausend Arabesken verzierte Gamaschen von Damhirschleder und einen Hut, woran Bänder von allen Farben flatterten; zwei Uhren hingen an seinem Gürtel und ein prachtvoller Dolch stak in seinem Patronenleder.

„Teresa stieß einen Schrei aus; Vampa glich unter diesem Gewande einem Bilde von Leopold Robert oder Schnetz. Er hatte die ganze Kleidung von Cucumetto angelegt. Der junge Mann bemerkte die Wirkung, die er auf seine Braut hervorbrachte, und ein Lächeln des Stolzes umspielte seinen Mund.

„„Bist Du nun bereit, mein Schicksal zu theilen, wie es auch sein mag?"" sagte er zu Teresa.

„„Oh ja!““ rief das Mädchen voll Begeisterung.
„„Mir zu folgen, wohin ich gehen werde?““
„„Bis an das Ende der Welt.““
„„So nimm meinen Arm und vorwärts, denn wir
ben keine Zeit zu verlieren.““
„Teresa schlang ihren Arm durch den ihres Gelieb-
t, ohne ihn nur zu fragen, wohin er sie führte; denn
diesem Augenblick kam er ihr schön, stolz und mächtig
r, wie ein Gott. Und beide schritten nach dem Walde zu,
ssen Saum sie nach ein paar Minuten hinter sich hatten.
„Vampa kannte, wie es sich von selbst versteht, alle
fade des Gebirges; er wanderte daher, ohne zu zögern,
dem Walde fort, obgleich er keine freie Bahn hatte,
ndern den Weg, den er verfolgen mußte, nur an den
äumen und Gebüschen zu erkennen vermochte; so gingen
ungefähr anderthalb Stunden. Nach Verlauf dieser
it hatten sie den dichtesten Theil des Gehölzes erreicht.
in Bach, dessen Bett gerade trocken war, führte in
ne tiefe Schlucht. Vampa schlug diesen seltsamen Weg
t, der, zwischen zwei Ufer eingezwängt und durch den
chatten der Fichten verdüstert, der Pfad des Avernus
sein schien, von dem Virgil spricht. Teresa, welche
i dem Anblick dieses düstern, wilden Ortes wieder
chtsam wurde, preßte sich an ihren Führer an, ohne
i Wort zu sprechen; da sie ihn aber stets mit gleichem
chritte fortwandern sah, da eine tiefe Ruhe auf seinem
ntlitz strahlte, so besaß sie auch die Kraft, ihre Bewe-
ung zu verbergen.“
Plötzlich schien, zehn Schritte von ihnen, ein Mann
h von einem Baume loszumachen, hinter welchem er
rborgen war, und auf Vampa anschlagend, rief derselbe:
„„Keinen Schritt weiter, oder Du bist todt!““
„„Ruhig!““ sprach Vampa, die Hand mit einer
eberde der Verachtung aufhebend, während Teresa,
lche ihren Schrecken nicht zu verbergen vermochte
h an ihn andrängte; „„zerreißen sich die Wölfe unter
nander?““

„„Wer bist Du?““ fragte die Wache.

„„Ich bin Luigi Vampa, der Hirte auf dem G
San Felice.““

„„Was willst Du?““

„„Ich will mit Deinen Genossen sprechen, wel
auf der Lichtung Rocca Bianca versammelt sind.““

„„So folge mir,““ sprach die Wache, „„oder g
vielmehr voraus, da Du weißt, wo es ist.““

„Vampa lächelte verächtlich über diese Vorsich
maßregel, ging mit Teresa voran und setzte seinen W
mit gleichmäßig festen, ruhigen Schritten fort.

„Nach fünf Minuten hieß sie der Bandit durch
Zeichen stille stehen; die jungen Leute gehorchten. D
Bandit ahmte dreimal das Krächzen des Raben nach:
ähnliches Geschrei beantwortete diesen dreimaligen Ruf.

„„Gut,““ sagte der Bandit. „„Du kannst nun wei
gehen.““ Luigi und Teresa machten sich wieder auf d
Weg, doch je mehr sie vorrückten, desto fester pre
sich die zitternde Teresa an ihren Geliebten an; man s
wirklich durch die Bäume Menschen erscheinen und Flinte
läufe funkeln. Die Lichtung von Rocca Bianca lag ob
auf einem kleinen Berge, der früher wohl ein Vulk
gewesen, aber erloschen war, ehe Romulus und Rem
Alba verließen, um Rom zu bauen. Teresa und Lui
erreichten die Anhöhe und befanden sich in demselb
Augenblick zwanzig Banditen gegenüber.

„„Dieser junge Mann sucht Euch und will Eu
sprechen,““ sagte die Wache.

„„Und was will er uns sagen?““ fragte derjeni
welcher in Abwesenheit des Anführers die Stelle des K
pitäns vertrat.

„„Ich will Euch sagen, daß ich es überdrüssig bi
das Gewerbe eines Schäfers zu treiben,““ antwort
Vampa.

„„Ah! ich begreife,““ sprach der Andere, „„u
Du kommst, um uns um Aufnahme in unsere Reihen
bitten?““

„„Er sei willkommen!““ riefen mehre Banditen von errusino, Pampinara und Anagni, welche Luigi Vampa kannten.

„„Ja, nur will ich Euch um etwas Anderes bitten, s um die Gunst, Euer Gefährte zu sein.““

„„Was verlangst Du von uns?““ fragten die Banten erstaunt.

„„Ich will Euer Kapitän werden.““

„Die Banditen brachen in ein Gelächter aus.

„„Was berechtigt Dich, auf diese Ehre Anspruch machen?““ fragte der Lieutenant.

„„Ich habe Euren Anführer Cucumetto getödtet, ssen Nachlaß Ihr hier seht, und Feuer an die Villa an Felice gelegt, um meiner Braut ein Hochzeitkleid zu jenken.““

„Eine Stunde nachher war Luigi Vampa an der stelle von Cucumetto zum Kapitän erwählt.“

„Nun, mein lieber Albert,““ sagte Franz, sich an inen Freund wendend, „was denken Sie von dem Bürr Luigi Vampa?“

„Ich sage, es ist eine Mythe, und er hat gar nie istirt.“

„Was ist das, eine Mythe?“ fragte Castrini.

„Es wäre zu lang, Ihnen dieß zu erklären, mein ber Wirth,“ antwortete Franz. „Und sie sagen, Meister ampa treibe sein Gewerbe in diesem Augenblick in der egend von Rom?“

„Ja, und zwar mit einer Kühnheit, von der nie n Bandit vor ihm ein Beispiel gegeben hat.“

„Die Polizei hat es also vergebens versucht, seiner ıbhaft zu werden?“

„Was wollen Sie? er ist zugleich mit den Hirten der bene, mit den Fischern der Tiber und den Schmugglern ı der Küste im Einverständniß. Sucht man ihn auf m Gebirge, so ist er auf dem Fluß; verfolgt man ihn ıf dem Fluß, so erreicht er die offene See, und wenn an ihn auf die Isola del Giglio, del Gnanuti oder auf

Monte Christo geflüchtet glaubt, sieht man ihn plötzlich in Albano, in Tivoli oder la Riccia wiedererscheinen."

„Und wie verfährt er gegen die Reisenden?"

„Oh, mein Gott! das ist ganz einfach. Je nach der Entfernung, in der man sich von der Stadt befindet, gibt er ihnen acht Stunden, zwölf Stunden, einen Tag um das Lösegeld zu bezahlen; ist diese Zeit abgelaufen, so gewährt er denselben noch eine Stunde Gnadenfrist. Hat er in der sechzigsten Minute dieser Zeit das Geld noch nicht, so schießt er dem Gefangenen eine Kugel vor den Kopf, oder er stößt ihm seinen Dolch in das Herz, und Alles ist abgemacht."

„Nun, Albert," fragte Franz seinen Gefährten, „sind Sie immer noch geneigt, über die äußeren Boulevards nach dem Colisseum zu fahren?"

„Allerdings, wenn der Weg malerisch ist."

In diesem Augenblick schlug es neun Uhr, die Thüre ging auf, und der Kutscher erschien.

„Excellenz," sagte er, „der Wagen erwartet Sie."

„Wohl!" rief Franz, „also in das Colisseum."

„Durch die Porta del popolo, Excellenz, oder durch die Straßen?"

„Durch die Straßen, bei Gott!" erwiederte Franz.

„Ah! mein Lieber," versetzte Albert, ebenfalls aufstehend und eine dritte Cigarre anzündend, „ich hielt Sie in der That für muthiger."

Hiernach gingen die jungen Leute die Treppe hinab und stiegen in den Wagen.

Eilftes Kapitel.

Erscheinungen.

Franz richtete es so ein, daß Albert zu dem Co=
seum gelangte, ohne an irgend einer antiken Ruine
rüberzukommen, und folglich ohne daß stufenweise Vor=
reitungen dem mächtigen Gebäude auch nur eine Elle
n seinen riesigen Verhältnissen benahmen. Dieß ge=
jah dadurch, daß man der Via Sistina folgte, um die
chte Ecke von S. Maria Maggiore bog, die Via Ur=
ına einschlug, bei San Pietro in Vincoli vorbeifuhr und
die Via del Colosseo erreichte.

Dieser Weg bot noch einen zweiten Vortheil: Franz
urde in keiner Hinsicht dem Eindrucke entzogen, den die
n Castrini erzählte Geschichte, mit der sein geheimniß=
ller Amphitryon auf Monte Christo vermengt war, auf
n gemacht hatte. Er lehnte auch in seiner Ecke und
llte an sich wieder die tausend Fragen ohne Ende,
e er sich früher vorgelegt hatte, ohne daß ihm auch nur
ıf eine derselben eine genügende Antwort zu Theil ge=
orden wäre.

Eines erinnerte ihn abermals an seinen Freund
imbad den Seefahrer: der geheimnißvolle Zusammen=
ıng zwischen den Räubern und Matrosen. Was Mei=
er Pastrini von der Zuflucht gesagt hatte, welche
ampa auf den Barken der Fischer und Schmuggler
ınd, rief in sein Gedächtniß die zwei corsischen Ma=
osen zurück, die er Abendbrod verzehrend bei der
lannschaft der kleinen Yacht gefunden, welche einzig
ıd allein in der Absicht, dieselben an das Land zu
ßen, von ihrem Wege abging und nach Porto Vecchio
euerte. Der Name, den sich sein Wirth auf nte
hristo gab, nun auch von dem Herrn des Ga

zur Stadt London ausgesprochen, bewies ihm, daß dieselbe menschenfreundliche Rolle auf den Küsten vo Piombino, Civita Vecchia, Ostia, Gaëta, wie auf dem von Tunis und Palermo spielte. Es diente dies zu Belege, daß er einen Kreis von ziemlich ausgedehnt Verbindungen umfaßte.

Aber so mächtig auch alle diese Betrachtungen a den Geist des jungen Mannes wirkten, so verschwand sie doch in dem Augenblick, wo er das düstere, riesi Gespenst des Colisseum, durch dessen Oeffnungen d Mond jene langen, bleichen Strahlen warf, wie f aus den Augen der Phantome fallen, vor sich empor ragen sah. Der Wagen hielt einige Schritte von d Meta Sudans. Der Kutscher öffnete den Schlag, d jungen Leute sprangen heraus und standen vor eine Cicerone, der aus der Erde hervorzukommen schien. D ihnen der von dem Gasthofe gefolgt war, so hatten f nun zwei.

Es ist übrigens nicht möglich, in Rom den Luxu an Führern zu vermeiden: außer dem allgemeinen Cic rone, welcher sich des Fremden in dem Augenblick b mächtigt, wo er den Fuß auf die Schwelle des Gasthof setzt, und denselben nicht eher verläßt, als bis er wied von der Stadt scheidet, findet sich noch ein besonderer C cerone bei jedem Monument, ich möchte sagen bei jede Bruchtheile eines Monuments, sollte es also an Ciceron bei dem Colosseo, das heißt bei dem vorzugsweisen Mon mente fehlen, von welchem Martial sagte: „Memph höre auf, uns die barbarischen Wunder seiner Pyramide zu rühmen, man besinge nicht ferner die Herrlichkeiten vo Babylon, Alles muß weichen vor der ungeheuren Arbe des Amphitheaters der Cäsaren, und alle Römer müsse sich vereinigen, um dieses Denkmal zu verherrlichen un zu preisen.“

Franz und Albert suchten sich der ciceronischen Ty rannei nicht zu entziehen. Dies wäre auch stets ein 'o größere Schwierigkeit, als den Führern allei

ıs Recht zusteht, mit Fackeln in dem Gebäude umher-
ıgehen. Sie leisteten also keinen Widerstand und über-
ıßen sich an Händen und Füßen gebunden ihren Ci-
rone.

Franz kannte diesen Spaziergang, denn er hatte ihn
:reits mehr als zehnmal gemacht; aber auf seinen Ge-
.hrten, welcher das Monument von Flavius Vespasianus
ım ersten Male betrat, brachte der Anblick, wir müssen
zu seinem Lobe sagen, trotz des unwissenden Ge-
hwätzes seiner Führer, einen mächtigen Eindruck hervor.
Man hat in der That, wenn man es nicht gesehen, kei-
:n Begriff von der Majestät einer solchen Ruine, deren
erhältnisse insgesammt noch durch die geheimnißvolle
elle des südlichen Mondes verdoppelt werden, dessen
trahlen eine Abenddämmerung des Occident zu sein
jeinen.

Kaum hatte Franz der Denker hundert Schritte
ıter den inneren Säulengängen gemacht, als er, Al-
rt seinen Führern überlassend, welche auf ihr unver-
ıhrbares Recht, ihm den Löwengraben, die Loge der
ladiatoren, das Podium der Cäsaren zu zeigen, nicht
erzicht leisten wollten, eine halb in Trümmer zerfal-
ne Treppe hinaufstieg, während jene ihren symmetri-
jen Weg fortsetzten, und sich im Schatten einer Säule
r einem Ausschnitte niederließ, der ihm den Granit-
esen in seiner ganzen majestätischen Ausdehnung zu
nfassen gestattete. Franz war ungefähr eine Viertel-
ınde hier, wie gesagt, in dem Schatten einer Säule
rloren, und beschäftigte sich damit, Albert zuzuschauen,
r begleitet von seinen zwei Fackelträgern aus einem
omicum am andern Ende des Colisseum hervorkam;
e Führer stiegen eben wie Schatten, welche einem
rrlichte folgen, von Stufe zu Stufe zu den den Ve-
ılinnen vorbehaltenen Plätzen hinab, als es ihm
jien, als hörte er in die Tiefen des Gebäudes einen
tein rollen, der sich von einer Treppe losgemacht,
elche der gegenüber lag, die er hinaufgestiegen war.

um zu dem Orte zu gelangen, wo er nun saß. Es ist nichts Seltsames um einen Stein, der sich unter dem Fuße der Zeit losmacht und in den Abgrund rollt, aber dies Mal kam es ihm vor, als wäre der Stein unter dem Fuße eines Menschen gewichen, und als vernähme er ein Geräusch, obgleich derjenige, welcher dasselbe veranlaßte, Alles that, was er konnte, um es zu dämpfen.

Nach einem Augenblick erschien wirklich ein Mensch; er trat allmälig aus dem Schatten hervor, während er die Treppe hinaufstieg, deren Mündung, Franz gegenüber liegend, von dem Monde beleuchtet war, indeß ihre Stufen nach unten sich in der Dunkelheit verloren.

Es konnte ein Reisender sein, wie er, der eine einsame Betrachtung dem unbedeutenden Geschwätze seiner Führer vorzog, und seine Erscheinung hatte folglich nichts Staunenerregendes; aber aus einem gewissen Zögern, mit dem er die letzten Stufen erstieg, aus der Art und Weise, wie er, auf der Plattform angelangt, stille stand und zu horchen schien, ging klar hervor, daß er in einem besondern Zwecke gekommen war und auf Jemand wartete. Mit einer instinktartigen Bewegung verbarg sich Franz so viel als möglich hinter der Säule.

Zehn Schritte von dem Boden, wo sich Beide befanden, war das Gewölbe ausgebrochen, und eine runde Oeffnung, der eines Brunnen ähnlich, ließ den mit Sternen besäten Himmel erschauen. Um diese Oeffnung her, welche vielleicht schon seit Jahrhunderten den Mondstrahlen Durchgang gestattete, wuchsen Gesträuche, deren grüne Ausschnitte sich kräftig von dem matten Azur des Firmaments abhoben, während große Lianen und mächtige Epheuschöße von der obern Terrasse herabhingen und sich, schwebendem Tauwerk ähnlich, unter dem Gewölbe wiegten.

Der Mann, dessen geheimnißvolle Erscheinung die [illegible]ksamkeit von Franz erregt hatte, stand in einer

Halbtinte, die ihm seine Züge zu unterscheiden nicht gestattete, aber nicht dunkel genug war, um denselben an Ermittelung der Tracht des Unbekannten zu verhindern; er war in einen großen braunen Mantel gehüllt, dessen einer Flügel, über die linke Schulter geworfen, den Untertheil seines Gesichtes verbarg, während sein breitkrämpiger Hut den obern Theil seines Kopfes bedeckte. Nur das äußerste Ende seiner Kleidung wurde von dem schiefen Lichte beleuchtet, das durch die Oeffnung drang und ein schwarzes, zierlich einen gefirnißten Stiefel umschließendes, Beinkleid gewahren ließ. Dieser Mann gehörte offenbar, wenn nicht der Aristokratie, doch wenigstens der hohen Gesellschaft an.

Er war ungefähr zehn Minuten anwesend und begann sichtbare Zeichen der Ungeduld von sich zu geben, als sich ein leichtes Geräusch auf der obern Terrasse hören ließ. In demselben Augenblick fing ein Schatten das Licht auf, ein Mann erschien an der Oeffnung, tauchte seinen durchdringenden Blick in die Finsterniß, und gewahrte den Mann im Mantel; sogleich ergriff er eine Handvoll herabhängender Lianen und Epheuranken, ließ sich hinabgleiten und sprang, sobald er nur noch drei bis vier Fuß vom Boden entfernt war, leicht zur Erde. Dieser hatte die vollständige Tracht eines Trasteveriners.

„Entschuldigen Sie mich, Excellenz", sagte er in römischem Dialekt, „ich ließ Sie warten; doch ich komme nur um ein paar Minuten zu spät, denn es hat so eben zehn Uhr auf S. Giovanni in Laterano geschlagen."

„Ich kam zu früh, und nicht Ihr zu spät," antwortete der Fremde im reinsten Toscanisch, „also keine Umstände; hättet Ihr mich übrigens auch warten lassen, so würde ich vermuthet haben, ein von Euerem Willen unabhängiger Beweggrund halte Euch zurück."

„Und Sie hätten Recht gehabt, Excellenz, ich komme vom Castell St. Angelo, wo ich die größte

Mühe hatte, bis es mir endlich gelang, mit Beppo zu sprechen."

„Wer ist Beppo?"

„Beppo ist ein Angestellter beim Gefängniß, dem ich eine kleine Rente dafür zukommen lasse, daß ich erfahre, was im Innern der Burg Seiner Heiligkeit vorgeht."

„Ah! ah! ich sehe, Ihr seid ein vorsichtiger Mann, mein Lieber."

„Man weiß nicht, was geschehen kann, Excellenz; vielleicht werde ich auch eines Tags im Netze gefangen wie der arme Peppino, und bedarf einer Ratte, um einige Maschen meines Gefängnisses zu durchnagen."

„Sprecht, was habt Ihr in Erfahrung gebracht?"

„Dienstag um zwei Uhr sollen zwei Hinrichtungen stattfinden, wie dies in Rom bei Eröffnung großer Feste gebräuchlich ist; einer von den Verurtheilten wird mazzolato, ein Elender, der einen Priester umgebracht hat, von welchem er erzogen worden ist, und keine Theilnahme verdient; der Andere wird decapitato, und das ist der arme Peppino."

„Was wollt Ihr, mein Lieber. Ihr flößt einen so großen Schrecken nicht nur der päpstlichen Regierung, sondern auch den benachbarten Staaten ein, daß man durchaus ein Beispiel geben will."

„Aber Peppino gehört nicht einmal zur Bande, er ist ein armer Hirte, der kein anderes Verbrechen beging, als daß er uns Lebensmittel lieferte."

„Was ihn vollkommen zu Eurem Mitschuldigen macht. Ihr seht auch, daß man ihn sehr berücksichtigt. Statt ihn todt zu schlagen, wie es bei Euch der Fall sein wird, wenn man sich je Euerer bemächtigt, begnügt man sich, ihn zu guillotiniren. Das bringt überdies Abwechselung in die Vergnügungen des Volks, und es wird ein Schauspiel stattfinden, das jeden Geschmack befriedigt."

„Abgesehen von dem, welches ich ihm vorbehalte, hne daß man es erwartet," versetzte der Trasteveriner.

„Mein lieber Freund," entgegnete der Mann im Mantel, „erlaubt mir die Bemerkung, daß Ihr mir ganz eneigt zu sein scheint, irgend eine Albernheit zu be- ehen."

„Ich bin zu Allem geneigt, um die Hinrichtung des rmen Teufels zu verhindern, der in der Klemme steckt, eil er mir gedient hat; bei der heiligen Jungfrau, ich üßte mich als feig betrachten, wenn ich nicht etwas für en braven Jungen unternähme."

„Und was gedenkt Ihr zu thun?"

„Ich stelle etwa zwanzig Mann um das Schaffot, nd in dem Augenblicke, wo man ihn herbeibringt, stür- en wir auf ein Signal, das ich geben werde, mit dem Dolche in der Faust auf die Escorte los und entfüh- en ihn."

„Das scheint mir sehr unsicher, und mein Plan taugt tschieden mehr als der Eurige."

„Und worin besteht dieser Plan, Excellenz?"

„Ich gebe irgend Einem, den ich kenne, zweitau- nd Piaster; dafür bewirkt er, daß die Hinrichtung von eppino auf das nächste Jahr verschoben wird; im erlaufe des Jahres gebe ich sodann weitere tausend iaster einem andern Jemand, den ich ebenfalls kenne, nd bringe es dahin, daß man ihn entschlüpfen läßt."

„Sind Sie des Gelingens sicher?"

„Pardieu!" versetzte in französischer Sprache der Mann in dem Mantel.

„Wie beliebt?" fragte der Trasteveriner.

„Mein Lieber, ich sage, ich werde für mich allein it meinem Golde mehr bewirken, als Ihr und Euere eute mit allen ihren Dolchen, Pistolen, Büchsen und arabinern. Laßt mich also machen."

„Vortrefflich; doch wenn Sie scheitern, sind wir nmer noch bereit."

„Haltet Euch immerhin bereit, wenn es Euch Vergnügen macht, doch seid überzeugt, daß ich die Freiheit für ihn erlange."

„Vergessen Sie nicht, daß schon übermorgen Dienstag ist. Sie haben nur noch morgen."

„Wohl, aber ein Tag besteht aus vier und zwanzig Stunden, jede Stunde aus sechzig Minuten, jede Minute aus sechzig Sekunden, und in sechs und achtzig tausend vier hundert Sekunden bringt man viel zu Wege."

„Wie werden wir es erfahren, Excellenz; wenn es Ihnen gelungen ist?"

„Das ist ganz einfach; die drei letzten Fenster des Pallastes Rospoli sind von mir gemiethet; habe ich den Aufschub erlangt, so sollen die zwei Fenster an der Ecke mit gelbem Damast, das in der Mitte aber mit weißem Damast, woran ein rothes Kreuz, behängt werden."

„Gut; und durch wen werden Sie die Begnadigung in die betreffenden Hände gelangen lassen?"

„Schickt mir einen von Eueren Leuten als Rexer verkleidet, und ich gebe sie ihm. Mit seinem Gewande wird er bis zum Fuße des Schaffots vordringen, wo er die Bulle dem Obersten der Brüderschaft übergibt, der sie dem Nachrichter einhändigt. Mittlerweile laßt diese Kunde Peppino zu Ohren kommen, daß er nicht vor Angst stirbt oder ein Narr wird, sonst hätten wir eine unnöthige Ausgabe für ihn gemacht."

„Hören Sie, Excellenz," sprach der Trasteveriner, „ich bin Ihnen ergeben, und davon sind Sie überzeugt, nicht wahr?"

„Ich hoffe es wenigstens."

„Nun! wenn Sie Peppino retten, so soll es mehr als Ergebenheit, es soll Gehorsam sein."

„Gebt wohl Acht auf das, was Ihr sagt, mein Lieber, ich werde Euch eines Tags daran erinnern, denn vielleicht bedarf ich Euerer einst ebenfalls."

„Wohl, Excellenz, dann sollen Sie mich zur Stunde der Noth finden, wie ich Sie zu derselben Stunde gefunden

habe; wären Sie am andern Ende der Welt so haben Sie mir nur zu schreiben: „Thue dies," und ich werde es thun, so wahr ich . . ."

„Stille!" sagte der Unbekannte, „ich höre Geräusch."

„Es sind Reisende, welche das Colisseum mit Fackeln besuchen."

„Sie sollen uns nicht beisammen finden. Diese Spione von Führern könnten Euch erkennen, und so ehrenwerth auch Euere Freundschaft ist, mein Lieber, so befüchte ich doch, es dürfte mir von meinem Credit benehmen, wenn man erführe, in welchem Grade wir mit einander verbunden sind."

„Also, wenn sie den Aufschub haben?"

„So ist am mittleren Fenster ein Damastvorhang mit einem rothen Kreuze."

„Wenn Sie die Bulle nicht haben?"

„Drei gelbe Vorhänge."

„Und dann?"

„Dann spielt mit dem Dolche nach Euerem Belieben, ich erlaube es Euch und werde da sein, um Euch zuzusehen."

„Gott befohlen, Excellenz, ich zähle auf Sie, zählen Sie auf mich."

Nach diesen Worten verschwand der Trasteveriner auf der Treppe, während der Unbekannte, sein Gesicht noch mehr als zuvor mit dem Mantel verhüllend, auf zwei Schritte an Franz vorüberging und auf den äußeren Stufen in die Arena hinabstieg. Eine Sekunde nachher hörte Franz seinen Namen unter den Gewölben erschallen: es war Albert, der ihn rief. Er wartete, um zu antworten, bis sich die zwei Männer entfernt hatten, denn er wollte nicht, daß sie erführen, sie hätten einen Zeugen gehabt, der, wenn er auch ihr Gesicht nicht sehen konnte, wenigstens kein Wort von ihrem Gespräche verlor. Kaum waren zehn Minuten vergangen, als Franz nach der Stadt London zurückfuhr, wobei er mit einer sehr beleidigenden Zerstreutheit die gelehrte

handlung anhörte, welche Albert, nach Plinius und Calpurnius über die mit eisernen Spitzen besetzten Netze zum Besten gab, die es verhinderten, daß sich die wilden Thiere auf die Zuschauer stürzten. Er ließ ihn gewähren, ohne zu widersprechen; denn er wollte so bald als möglich allein sein, um ungestört das, was in seiner Gegenwart vorgefallen war, überlegen zu können.

Von den zwei Männern war ihm der Eine offenbar fremd, und er sah und hörte ihn zum ersten Male; nicht so war es mit dem Andern, und obgleich Franz sein beständig im Schatten vergrabenes oder durch den Mantel verborgenes Gesicht nicht hatte unterscheiden können, so waren ihm doch die Töne dieser Stimme, als er sie zum ersten Male vernahm, zu sehr aufgefallen, als daß er sie hätte in seiner Gegenwart erklingen hören können, ohne sie wiederzuerkennen. Besonders in dem Ausdrucke dieser Stimme lag etwas Scharfes, Metallisches, was ihn eben so sehr im Colisseum, als in der Grotte von Monte Christo erbeben gemacht hatte; er war auch vollkommen überzeugt, dieser Mann müßte Simbad der Seefahrer sein.

Unter allen andern Umständen wäre die Neugierde, die ihm dieser Mann eingeflößt, so groß gewesen, daß er sich ihm zu erkennen gegeben hätte; aber das Gespräch, das er bei dieser Veranlassung gehört, war so vertraulicher Natur, daß ihn die gegründete Furcht, seine Erscheinung müßte ihm unangenehm sein, zurückhielt. Doch während er, wie man gesehen, fern von ihm blieb, gelobte er sich, wenn er ihm noch einmal begegnen würde, diese zweite Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen, wie er es bei der ersten gethan.

Franz war zu sehr von seinen Gedanken in Anspruch genommen, um zu schlafen. Er brachte die Nacht damit hin, daß er alle Umstände, welche eine Beziehung zu dem Manne der Grotte und dem Unbekannten des Colisseum hatten und darauf abzielten, aus diesen zwei Personen denselben Menschen zu machen, in Erwä-

gung zog; und je mehr Franz nachdachte, desto mehr wurde er in seiner Meinung bestärkt. Er entschlummerte bei Tagesanbruch und erwachte daher sehr spät. Albert hatte als echter Pariser bereits seine Maßregeln für den Abend getroffen und eine Loge im Theater Argentina genommen. Franz mußte mehrere Briefe schreiben und überließ deßhalb Albert den Wagen für den ganzen Tag.

Um fünf Uhr kehrte Albert zurück; er hatte seine Empfehlungsbriefe abgegeben, Einladungen für alle Abende erhalten und Rom gesehen.

Ein Tag war für Albert zu Allem Dem hinreichend gewesen, und dabei hatte er noch Zeit gehabt, sich nach dem Stücke, das man spielte, und nach den Künstlern, die es spielen würden, zu erkundigen. Das Stück hatte den Titel Parisina, die Künstler hießen: Coselli, Moriani und die Spech.

Unsere jungen Leute waren, wie man sieht, nicht ganz unglücklich; sie sollten der Vorstellung von einer der besten Opern des Componisten von Lucia di Lammermoor, gespielt von den drei berühmtesten Künstlern Italiens, beiwohnen.

Albert konnte sich nie an die ultramantanen Theater gewöhnen, welche weder Balcons, noch entblößte Logen haben; das war hart für einen jungen Mann, der seinen Sperrsitz bei den Bouffes*) und seinen Antheil an der höllischen Loge der großen Oper hatte; was jedoch Albert nicht abhielt, eine glänzende Toilette zu machen, so oft er mit Franz in das Theater ging, eine verlorene Toilette, denn zur Schande von einem der würdigsten Repräsentanten unserer Fashion müssen wir gestehen, daß Albert seit den vier Monaten, die er Italien in allen Richtungen durchfurchte, nicht ein einziges Abenteuer gehabt hatte.

---

*) Les Bouffes nennt man in Paris die Mitglieder der italienischen Oper; aller aux Bouffes in die italienische [illegible] gehen. Der Uebers.

Albert versuchte es zuweilen, über diesen
scherzen, im Grunde aber fühlte er sich tief gebe
er, Albert von Morcerf, einer von den gesuchtest
Leuten, sollte immer noch selbst die Kosten sein
haltung tragen. Die Sache war um so peinl
Albert, nach der bescheidenen Gewohnheit unser
leute, von Paris mit der Ueberzeugung abgereist
würde in Italien sich des größten Erfolges
und bei seiner Rückkehr mit der Erzählung seine
dem Boulevard de Gand den köstlichsten Genuß
Ach! es war dem nicht so gewesen: die reiz
nuesischen, florentinischen und neapolitanischen (
hielten sich, nicht an ihre Ehemänner, sondern
Liebhaber, und Albert erlangte die grausame Ueber
die Italienerinnen hätten vor den Französinnen r
den Vorzug, daß sie ihrer Untreue treu blieben.
will ich indessen nicht behaupten, daß es nicht in
wie überall Ausnahmen gebe.

Und dennoch war Albert nicht nur ein vo
eleganter Cavalier, sondern auch ein Mann von v
ferner war er Vicomte, allerdings Vicomte v
Adel; doch heut zu Tage, wo man keine Pro
zu liefern hat, was liegt daran, ob man von 1
von 1815 datirt? Dabei hatte er, was sch
das Gewicht fiel, als alles Dies, fünfzig tause
ken Rente, und das war mehr, als man bra
in Paris in der Mode zu sein. Es erschien al
Maßen demüthigend, daß er noch von Niemand
in irgend einer von den Städten, die er besucht
worden war.

Er hoffte sich auch in Rom zu entschädigen,
der Carneval in allen Ländern der Erde, wel
herrliche Institut feiern, eine Epoche der Freiheit
sich die Strengsten zu einer Tollheit hinreißen las
sich nun der Carneval am andern Tage eröffnete
es für Albert von großer Wichtigkeit, seinen Prof
r in die Welt zu schleudern.

Albert hatte daher eine von den am meisten in das Auge fallenden Logen des Theaters gemiethet, und um sich dahin zu begeben, eine tadellose Toilette gemacht. Es war im ersten Range, den bei uns die Gallerie ersetzt. Uebrigens sind die drei ersten Etagen gleich aristokratisch, weshalb der einen wie der andern das Prädicat noble verliehen wird. Diese Loge, welche ganz bequem zwölf Personen faßte, kostete die zwei Freunde etwas weniger, als eine Loge von vier Personen im Ambigu.

Albert hegte noch eine andere Hoffnung: er dachte, wenn es ihm gelänge, einen Platz in dem Herzen einer schönen Römerin zu erobern, so würde es ihn natürlich auch zur Eroberung eines Posto im Wagen führen, und er könnte folglich den Carneval von der Höhe eines aristokratischen Gefährtes oder eines fürstlichen Balcon herab sehen.

Alle diese Betrachtungen machten Albert beweglicher, als er es je gewesen war. Er wandte den Schauspielern den Rücken zu, neigte sich mit dem halben Leibe aus der Loge heraus, lorgnirte alle jungen Frauen mit einem Zwillingsglase von sechs Zoll Länge, was nicht eine hübsche Frau bewog, ihn mit einem einzigen Blicke zu belohnen, und wäre es nur aus Neugierde gewesen, so sehr er sich auch geberden mochte. Jedermann plauderte von seinen Angelegenheiten, von seinen Liebschaften, von seinen Vergnügungen, vom Carneval, der sich am andern Tage eröffnete, von der nächsten heiligen Woche, ohne nur einen Augenblick den darstellenden Künstlern oder dem Stücke die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, . . abgesehen von gewissen Momenten, wo Jeder sich umwandte, um einen Theil von einem Recitativ von Coselli zu hören, oder eine glänzende Passage von Moriani zu beklatschen, oder der Spech bravo! zu rufen; dann nahmen die Gespräche der einzelnen Personen wieder ihren Fortgang. Gegen das Ende des ersten Aktes öffnete sich die Thüre einer Loge, welche bis jetzt leer geblieben war, und Franz sah eine Person eint

der er in Paris vorgestellt zu werden die Ehre gehabt hatte; bis dahin war er der Meinung gewesen, sie befände sich noch in Frankreich. Albert sah die Bewegung, welche sein Freund bei dieser Erscheinung machte, wandte sich gegen ihn und fragte ihn:

„Kennen Sie diese Frau?"

„Ja; wie finden Sie dieselbe?"

„Reizend, mein Lieber, und blond. Ah! die göttlichen Haare! Es ist eine Französin?"

„Nein, eine Venetianerin!"

„Und sie heißt?"

„Gräfin G***."

„Ah! ich kenne sie dem Namen nach," rief Albert; „man sagt, sie sei ebenso geistreich als hübsch. Teufel, wenn ich bedenke, daß ich mich bei dem letzten Ball von Frau von Villefort, den sie besuchte, ihr hätte können vorstellen lassen, und daß ich Dummkopf dies versäumte!"

„Soll ich diesen Fehler wieder gut machen?" fragte Franz.

„Wie! Sie kennen sie so genau, daß Sie mich in ihre Loge führen wollen?"

„Ich habe drei oder viermal in meinem Leben die Ehre gehabt, sie zu sprechen, aber Sie wissen, das ist gerade genug, um nicht eine Unschicklichkeit zu begehen."

In diesem Augenblick gewahrte die Gräfin Franz und machte ihm mit der Hand ein anmuthiges Zeichen, das er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung erwiederte.

„Ah! es scheint mir, Sie stehen sehr gut mit ihr?" sagte Albert.

„Mein Lieber, was Sie hier täuscht und was uns Franzosen im Auslande tausend Albernheiten begehen läßt, ist, daß wir Alles unsern Pariser Gesichtspunkten unterwerfen. In Spanien und in Italien besonders dürfen Sie die Vertrautheit der Leute nie nach der Freiheit in ihren Umgangsformen beurtheilen. Wir

sind in einer gewissen Sympathie zu einander gestanden und mehr nicht."

„In einer Sympathie des Herzens?" fragte Albert lachend.

„Nein, in einer Sympathie des Geistes," antwortete Franz ernsthaft.

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Bei Gelegenheit eines Spazierganges im Colisseum, dem ähnlich, welchen wir miteinander machten."

„Beim Mondschein?"

„Ja."

„Allein?"

„So ungefähr."

„Und Ihr sprachet?"

„Von den Todten."

„Ah!" rief Albert, „das ist in der That sehr ergötzlich. Nun, ich meines Theils gelobe Ihnen, wenn ich das Glück habe, der Cavalier der schönen Gräfin bei einem ähnlichen Spaziergang zu sein, nur von Lebenden mit ihr zu sprechen."

„Und Sie haben vielleicht Unrecht."

„Mittlerweile werden Sie mich ihr, wie Sie mir zugesagt haben, wohl vorstellen?"

„Sobald der Vorhang fällt."

„Was dieser erste Akt teufelmäßig lang ist!"

„Hören Sie das Finale, es ist sehr schön und Coselli singt es vortrefflich."

„Ja, aber welche Marter!"

„Die Spech ist im höchsten Maße dramatisch."

Sie begreifen, wenn man die Sontag und die Malibran gehört hat . . ."

„Finden Sie die Methode von Moriani nicht ausgezeichnet?"

„Ich liebe die Braunen nicht, welche blond singen."

„Ah! mein Theurer," sagte Franz sich umwendend, während Albert zu lorgniren fortfuhr, „in der That, Sie sind zu schwer zu befriedigen."

Endlich fiel der Vorhang zur großen Freude
Vicomte von Morcerf, der seinen Hut nahm, rasch se
Haare, seine Halsbinde und seine Manchetten zur
richtete, und seinem Freunde zu verstehen gab, er
warte ihn. Da die Gräfin, welche Franz mit
Blicken fragte, diesem durch ein Zeichen begreif
machte, er wäre willkommen, so zögerte Franz n
mehr, dem Eifer seines Freundes zu entsprechen, g
gefolgt von seinem Gefährten, der die Reise benü
um die falschen Falten wieder in Ordnung zu bring
welche die Bewegungen seinem Hemdkragen und
Umschlage seines Frackes hatten verleihen können, d
den Halbkreis und klopfte an die Loge Nro. 4, we
die Gräfin inne hatte. Sogleich erhob sich der ju
Mann, der neben ihr vorne in der Loge saß, und
seinen Platz, der italienischen Sitte gemäß, dem Ankön
ling ab, welcher seiner Seits weichen muß, wenn ein n
Besuch kommt.

Franz stellte Albert der Gräfin als einen von
seren, durch ihre gesellschaftliche Lage und ihren G
ausgezeichnetsten Männer vor, denn in Paris und
der Mitte, wo Albert lebte, war er ein tadelloser
valier. Er fügte bei, in Verzweiflung darüber, daß
den Aufenthalt der Gräfin in Paris nicht benützt,
sich ihr vorstellen zu lassen, habe er ihn beauftragt, di
Fehler gut zu machen, und er entledige sich dieses A
trags, indem er die Gräfin, bei der er selbst eines F
sprechers bedurft hätte, bitte, seine Unbescheidenheit
schuldigen zu wollen. Die Gräfin antwortete Albert
muthig begrüßend und Franz die Hand reichend. Von
eingeladen, nahm Albert den leeren Platz vorne und F
setzte sich in die zweite Reihe hinter die Gräfin.

Albert fand einen vortrefflichen Gegenstand zur
terhaltung: Paris; er sprach mit der Gräfin von il
gemeinschaftlichen Bekannten. Franz begriff, daß
auf seinem Gebiete war; er ließ ihn gewähren, for
seine Riesenlorgnette von ihm, und fing ebenfalls

en Saal zu durchforschen. Allein auf dem Vordersitze
iner Loge, im dritten Range ihnen gegenüber, saß eine
ewunderungswürdige hübsche Frau in einem griechischen
ostüme, welches sie mit so viel Leichtigkeit trug, daß es
ffenbar ihre Landestracht sein mußte. Hinter ihr erschien
ie Form eines Mannes, dessen Gesicht sich jedoch durch-
us nicht unterscheiden ließ. Franz unterbrach das Ge-
räch von Albert und der Gräfin, um diese zu fragen,
b sie die schöne Albaneserin kenne, welche wohl würdig
äre, nicht nur die Aufmerksamkeit der Männer, sondern
uch die der Frauen zu erregen.

„Nein," sagte sie, ich weiß nur, daß sie seit dem
nfange der Saison in Rom ist, denn bei Eröffnung
es Theaters habe ich sie da gesehen, wo sie jetzt sitzt,
nd seit einem Monat versäumt sie keine Vorstellung;
ald begleitet sie der Mann, welcher in diesem Augen-
lick bei ihr ist, bald folgt ihr nur ein einfacher schwarzer
iener."

Franz und die Gräfin tauschten ein Lächeln aus,
ann setzte die Gräfin ihr Gespräch mit Albert fort,
ährend Franz wieder seine Albaneserin lorgnirte. Der
orhang zum Ballet ging auf. Es war eine von den
nten italienischen Compositionen, in die Scene gesetzt
urch den berühmten Henry, der sich als Choreograph in
talien einen colossalen Ruf gemacht hat, eines von den
[illegible], bei denen Jedermann, von dem ersten bis zum
[illegible]omparsen, einen so thätigen Antheil nimmt, daß
[illegible]ert Personen gleichzeitig dieselbe Geberde machen
[illegible]nander denselben Arm oder denselben Fuß auf-
[illegible] Dieses Ballet hieß Dorliska.

[illegible] war zu sehr [illegible] seiner schönen Griechin be-
[illegible] dem Ballet, so interessant es auch sein
[illegible]erksamkeit zu schenken. Sie aber fand ein
[illegible]gnügen an diesem Schauspiel, ein Ver-
[illegible]n gewaltigem Widerspruch mit der tiefen
[illegible]leiters stand, welcher, so lange

dieses choreographische Meisterstück währte, keine Bewegung machte und, trotz des höllischen Lärmens der Trompeten, Cymbeln und des chinesischen Hutes im Orchester, die himmlischen Süßigkeiten eines friedlichen, erquickenden Schlafes zu genießen schien.

Endlich endigte das Ballet und der Vorhang fiel unter dem wüthenden Beifallsgeschrei eines berauschten Parterre. In Folge der Gewohnheit, die Oper mit einem Ballet zu durchschneiden, sind die Zwischenakte in Italien sehr kurz und die Sänger haben Zeit, auszuruhen und ihr Costume zu wechseln, während die Tänzer ihre Pirouetten und Entrechats machen. Die Ouverture des zweiten Aktes begann. Bei den ersten Bogenstrichen sah Franz den Schläfer aufstehen und sich der Griechin nähern, welche sich umwandte, um einige Worte an ihn zu richten, und sich dann abermals mit dem Ellenbogen auf die Brüstung der Loge stützte. Das Gesicht ihres Begleiters war immer noch im Schatten, und Franz vermochte keinen von seinen Zügen zu unterscheiden.

Der Vorhang ging auf, die Aufmerksamkeit von Franz mußte nothwendig von den Schauspielern rege gemacht werden, und seine Augen verließen für kurze Zeit die Loge der schönen Griechin, um sich nach der Scene zu richten.

Der Akt beginnt bekanntlich mit dem Traumduett: Parisina läßt auf ihrem Lager in Gegenwart von Azzo das Geheimniß ihrer Liebe für Ugo entschlüpfen. Der verrathene Gatte geht durch alle Grade von Eifersucht entflammter Wuth, bis er, überzeugt, daß ihm seine Frau untreu ist, diese aufweckt, um ihr seine nahe bevorstehende Rache anzukündigen. Dieses Duett ist eines der schönsten, ausdrucksvollsten und zugleich furchtbarsten, welche aus der erzeugnißreichen Feder von Donizetti hervorgegangen sind. Franz hörte es zum dritten Male, und es brachte, obgleich er nicht für einen glühenden

lelomanen galt, abermals einen tiefen Eindruck auf ihn
rvor. Er war daher im Begriff, seinen Beifall mit
m des Saales zu verbinden, als seine Hände, zur Ver-
nigung bereit, von einander entfernt blieben, und das
ravo, welches seinem Munde entschlüpfen wollte, auf
inen Lippen erstarb.

Der Mann in der Loge war völlig aufgestanden,
nd Franz erblickte in ihm, da sein Kopf nun in das
icht vorgerückt war, den geheimnißvollen Bewohner von
Monte Christo, den Mann, dessen Gestalt und Stimme er
m Abend zuvor in den Ruinen des Colisseum wiederzu-
kennen geglaubt hatte. Es unterlag keinem Zweifel,
er fremde Reisende wohnte in Rom.

Wahrscheinlich stand der Gesichtsausdruck von Franz
n Einklang mit der Unruhe, welche diese Erscheinung in
inem Innern erzeugte; denn die Gräfin schaute ihn
n, brach in ein Gelächter aus und fragte ihn, was er
ätte.

„Frau Gräfin," antwortete Franz, „wenn ich Sie
orhin fragte, ob Sie jene albanesische Frau kennen, so
age ich Sie nun, ob Sie ihren Gatten kennen."

„Eben so wenig als sie."

„Sie haben ihn nie wahrgenommen?"

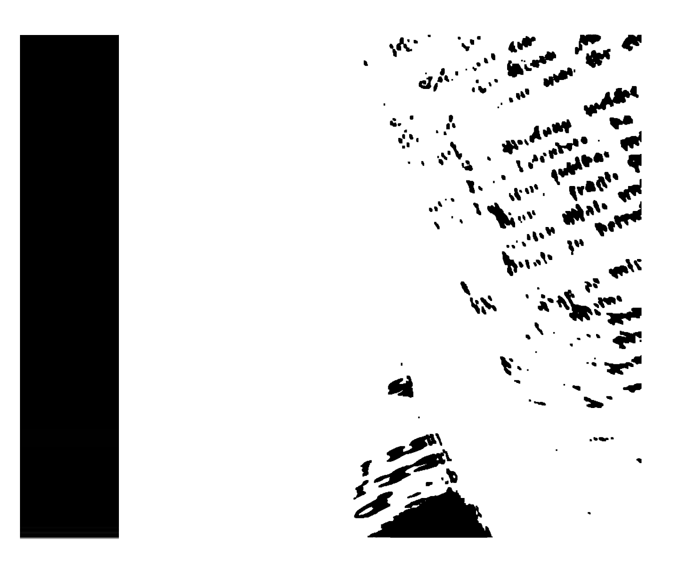
„Das ist eine ganz französische Frage! Sie wissen
ohl, daß es für uns Italienerinnen keinen andern Mann
der Welt gibt, als denjenigen, welchen wir lieben."

„Allerdings," erwiederte Franz.

„Jeden Falls," sagte sie, das Zwillingsglas von
lbert an die Augen haltend und nach der Loge richtend,
jeden Falls muß es ein Hingeschiedener sein, der mit
rlaubniß des Todtengräbers aus seinem Sarge gestiegen
t, denn er kommt mir furchtbar blaß vor."

„Er ist immer so," sprach Franz.

„Sie kennen ihn also?" sagte die Gräfin; „dann ist
s an mir, Sie zu fragen, wer er ist."



. Legen Sie sich morgen auf Kundschaft,
gutdünkt: aber für heute erkläre ich Ihnen,
halte *).
ite auf seinem Entschluß beharren.
r," sagte die Gräfin aufstehend, „ich gehe:
bis zum Ende der Vorstellung bleiben,
chaft bei mir habe; sollten Sie so wenig
i Sie mir Ihre Begleitung verweigern

te keine andere Antwort zu geben, als die,
ut nahm, die Thüre öffnete und der Gräfin
und das that er auch.
n war in der That sehr bewegt, und Franz
) einem gewissen abergläubischen Schrecken
der um so natürlicher erschien, als das,
räfin die Folge eines instinktartigen Ein-
ihm durch eine Erinnerung hervorgebracht
llte, daß sie zitterte, während sie in den
Er begleitete sie nach Hause: es war Nie-
sie wurde keines Wegs erwartet; Franz
iber einen Vorwurf.
That," sagte sie zu ihm, „ich fühle mich
bedarf der Einsamkeit; der Anblick dieses
mich völlig verstört." Franz versuchte es

ie nicht," sagte die Gräfin; „Sie haben
Lust dazu. Sodann müssen Sie mir etwas

en Sie zuerst."
: wollen, nur leiste ich nicht darauf Ver-
Nann auszukundschaften. Aus Gründen,

ll ohne Zweifel mit dieser Gräfin
in Guiccioli bezeichnen, welche in L...
eine so bedeutungsvolle Rolle spielte.
D. Ueb

„Ich habe ihn, wie ich glaube, bereits gesehen, und es scheint mir, ich erkenne ihn wieder."

„In der That," sprach die Gräfin, während sie mit den Schultern eine Bewegung machte, als durchliefe ein Schauer ihre Adern, „ich begreife, daß man einen solchen Menschen, wenn man ihn ein Mal gesehen hat, nie mehr vergißt."

Die Wirkung, welche Franz an sich empfunden, war also keine besondere, da sie sich bei einer andern Person, wie bei ihm, fühlbar machte.

„Nun!" fragte Franz die Gräfin, nachdem sie es zum zweiten Male unternommen hatte, den Fremden mit dem Glase zu betrachten, „was denken Sie von diesem Mann?"

„Daß es mir Lord Ruthwen in Fleisch und Knochen zu sein scheint." Diese abermalige Erinnerung an Lord Byron war Franz auffallend; konnte ein Mensch an das Dasein von Vampyren glauben machen, so war es in der That der Fremde.

„Ich muß wissen, wer es ist," sprach Franz aufstehend.

„Oh nein!" rief die Gräfin; „nein, verlassen Sie mich nicht, ich zähle darauf, daß Sie mich nach Hause begleiten, und ich behalte Sie."

„Wie, in der That!" sagte Franz, sich an ihr Ohr neigend, „Sie haben Furcht?"

„Hören Sie," erwiederte die Gräfin, „Lord Byron hat mir geschworen, er glaube an Vampyre, er sagte mir sogar, er habe solche gesehen. Er schilderte mir ihr Gesicht, und wahrhaftig, es ist gerade so: diese schwarzen Haare, diese großen, von einer seltsamen Flamme glänzenden Augen, diese Todtenblässe; dann bemerken Sie, daß er nicht mit einer Frau, wie alle Frauen sind, zusammen ist; er ist mit einer Fremden, einer Griechin, . . . einer Abtrünnigen . . . . einer Magierin ohne Zweifel, wie er . . . Ich bitte Sie,

gehen Sie nicht. Legen Sie sich morgen auf Kundschaft, wenn es Ihnen gutdünkt: aber für heute erkläre ich Ihnen, daß ich Sie behalte *).

Franz wollte auf seinem Entschluß beharren.

„Hören Sie," sagte die Gräfin aufstehend, „ich gehe: ich kann nicht bis zum Ende der Vorstellung bleiben, weil ich Gesellschaft bei mir habe; sollten Sie so wenig artig sein, daß Sie mir Ihre Begleitung verweigern würden?"

Franz hatte keine andere Antwort zu geben, als die, daß er seinen Hut nahm, die Thüre öffnete und der Gräfin seinen Arm bot, und das that er auch.

Die Gräfin war in der That sehr bewegt, und Franz konnte selbst sich einem gewissen abergläubischen Schrecken nicht entziehen, der um so natürlicher erschien, als das, was bei der Gräfin die Folge eines instinktartigen Eindrucks war, bei ihm durch eine Erinnerung hervorgebracht wurde. Er fühlte, daß sie zitterte, während sie in den Wagen stieg. Er begleitete sie nach Hause: es war Niemand da und sie wurde keines Wegs erwartet; Franz machte ihr darüber einen Vorwurf.

„In der That," sagte sie zu ihm, „ich fühle mich nicht wohl und bedarf der Einsamkeit; der Anblick dieses Menschen hat mich völlig verstört." Franz versuchte es zu lachen.

„Lachen Sie nicht," sagte die Gräfin; „Sie haben auch gar keine Lust dazu. Sodann müssen Sie mir etwas versprechen."

„Was?"

„Versprechen Sie zuerst."

„Was Sie wollen, nur leiste ich nicht darauf Verzicht, diesen Mann auszukundschaften. Aus Gründen,

---

*) Dumas will ohne Zweifel mit dieser Gräfin G*** die schöne Gräfin Guiccioli bezeichnen, welche in dem Leben von Byron eine so bedeutungsvolle Rolle spielte.
D. Uebers.

die ich Ihnen nicht sagen kann, wünschte ich zu er
wer er ist, woher er kommt und wohin er geht."

„Woher er kommt, weiß ich nicht, aber wo
geht, kann ich Ihnen sagen: er geht sicherlich
Hölle."

„Doch das Versprechen, das Sie von mir zu
die Güte hatten, Gräfin?"

„Ah! Sie sollen sogleich in Ihren Gasthof
kehren und diesen Menschen nicht zu sehen suchen
besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Pe
die man verläßt, und denen, zu welchen man sich
Dienen Sie nicht als Leiter *) zwischen diesem
und mir. Morgen laufen Sie ihm nach, wenn es
beliebt, aber stellen Sie ihn mir nie vor, wenn ich
aus Furcht sterben soll. Nun guten Abend, schlafe
wohl, ich weiß, wer nicht schlafen wird."

Nach diesen Worten verließ die Gräfin Franz,
daß er bestimmt wußte, ob sie sich auf seine Kost
lustigt, oder ob sie wirklich die Angst empfunden,
sie gesprochen hatte.

Als er in den Gasthof kam, fand er Alb
Schlafrock und mit weiten Beinkleidern, üppig in
Fauteuil ausgestreckt und eine Cigarre rauchend.

„Ah! Sie hier," sagte er, „meiner Treue, ich
tete Sie erst morgen."

„Mein lieber Albert," erwiederte Franz, „es
mich, daß ich Gelegenheit finde, Ihnen einmal fü
mal zu sagen, daß Sie einen gänzlich falschen Begri
den italienischen Frauen haben, während Sie doch
Ihre Verrechnungen in der Liebe davon hätten zurü
men können."

---

*) Um den Gedanken der Gräfin schärfer auszudrücken,
wir vielleicht die von ihr gebrauchten, der Naturle
lehnten, Wörter beibehalten und statt Verwandtschaf
finität" statt Leiter „Conductor" sagen sollen.

„Was wollen Sie! sind denn diese Teufelinnen von :ibern zu begreifen? Sie geben uns die Hand, sie cken uns die Hand; sie sprechen leise mit uns; sie en sich nach Hause führen: mit dem vierten Theile von em Benehmen würde eine Pariserin ihren Ruf zu unde richten."

„Ah! gerade weil sie nichts zu verbergen haben und hellen Sonnenlichte leben, legen sich die Frauen so ıig Zwang an in dem schönen Lande, wo das si ergt, wie Dante sagt. Ueberdies mußten Sie wohl be:ken, daß die Gräfin wirklich bange hatte."

„Bange, vor was? vor dem ehrlichen Mann, der der hübschen Griechin uns gegenüber saß? Ich wollte Klaren über sie sein, und kreuzte sie im Gange, als sich entfernten. Wo habt Ihr denn alle Euere Geıken aus der andern Welt genommen? Es ist ein ız hübscher Junge, der gerade aussieht, als würde er in Frankreich von Blin oder Humann kleiden lassen; :rdings etwas blaß, doch Sie wissen, Blässe ist ein :gel ausgezeichneten Standes."

Franz lächelte; Albert machte gewaltig Anspruch auf, blaß zu sein.

„Ich bin auch überzeugt," sagte Franz, „daß die sichten der Gräfin über diesen Menschen unvernünftig). Hat er in Ihrer Nähe gesprochen, haben sie einige seinen Worten gehört?"

„Er hat gesprochen, aber romaisch *). Ich erkannte Idiom an einigen entstellten griechischen Wörtern. darf wohl sagen, mein lieber Freund, daß ich in der jule im Griechischen sehr stark war."

„Er sprach also Romaisch?"

„Gewiß."

) Die jetzigen Griechen nennen ihre Sprache romaische Sprache, weil man sie im Mittelalter in Constantinopel (Neu-Rom) sprach und die Griechen selbst damals Romäer genannt wurden. D. Uebers.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr," murmelte Franz; „er ist es."

„Was sagen Sie?"

„Nichts. Und was machten Sie nachher?"

„Ich habe Ihnen eine Ueberraschung bereitet."

„Wie dies?"

„Sie wissen, daß es unmöglich ist, sich eine Calech zu verschaffen?"

„Bei Gott! so ist es, denn wir haben zu diesem Be huf Alles gethan, was Menschen möglich ist."

„Nun, ich habe einen vortrefflichen Gedanken."

Franz schaute Albert wie ein Mensch an, der kei großes Vertrauen in seine Einbildungskraft setzte.

„Mein Lieber," sprach Albert, „Sie beehren mich d mit einem Blicke, der es verdiente, daß ich Genugthuun von Ihnen forderte."

„Ich bin bereit, sie Ihnen zu geben, wenn der Ge danke so geistreich ist, wie Sie sagen."

„Hören Sie."

„Ich höre."

„Nicht wahr, es ist nicht möglich, sich einen Wage zu verschaffen?"

„Nein."

„Ebenso wenig Pferde?"

„Ebenso wenig."

„Aber man kann sich einen Karren verschaffen?"

„Vielleicht."

„Und ein Paar Ochsen?"

„Wahrscheinlich."

„Wohl, mein Lieber, so macht sich unsere Angelegen heit. Ich lasse einen Karren verzieren, wir verkle den uns als Schnitter und stellen in Natur das herr liche Gemälde von Leopold Robert dar. Wenn zu Er höhung der Aehnlichkeit die Gräfin die Tracht eine Frau von Pozzuoli oder Sorento anlegen wollte, würde dies die Maskerade vervollständigen, und [illegible]

sicherlich schön genug, daß man sie für das Original der Frau mit dem Kinde hielte."

„Diesmal," rief Franz, „diesmal haben Sie bei Gott Recht; das ist eine wahrhaft glückliche Idee."

„Und national, erneuert durch Könige des Müßiggangs! Ah! meine Herren Römer, glaubt Ihr, man werde zu Fuß durch Eure Straßen laufen, wie Lazzaroni, und zwar nur, weil es Euch an Wagen und Pferden fehlt? wohl! . . . man erfindet sich dergleichen."

„Haben Sie bereits irgend Jemand diese siegreiche Erfindung mitgetheilt?"

„Unserem Wirthe. Ich ließ ihn bei meiner Rückkehr heraufkommen und setzte ihm meine Wünsche auseinander. Er versicherte mich, nichts wäre leichter; ich wollte die Hörner der Ochsen vergolden lassen, doch er sagte mir, dazu hätte man drei Tage nöthig; wir müssen also auf diesen überflüssigen Luxus Verzicht leisten."

„Und wo ist er?"

„Wer?"

„Unser Wirth?"

„Er sucht bereits, was wir brauchen; morgen wäre es vielleicht zu spät."

„Er wird uns also noch diesen Abend Antwort sagen?"

„Ich erwarte ihn."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Meister Pastrini streckte den Kopf herein und sagte:

„**Permesso**?"

„Allerdings ist es erlaubt," rief Franz.

„Nun," fragte Albert, „haben Sie uns einen Karren und Ochsen gefunden?"

„Ich habe Ihnen etwas Besseres gefunden," antwortete er mit einer vollkommen selbstzufriedenen Miene.

„Oh! mein lieber Wirth, nehmen Sie sich in Acht, das Bessere ist der Feind des Guten."

„Euere Excellenzen mögen sich auf mich ver:
erwiederte Meister Pastrini mit wohlgefälligem Ton
„Sprechen Sie doch, wie verhält sich die Sac
rief Franz ungeduldig.
„Sie wissen," sagte der Wirth, „daß der Gr
Monte Christo auf einem Boden mit Ihnen wohnt
„Ich glaube wohl," versetzte Albert, „denn
wegen sind wir einquartirt wie zwei Studenten b
Saint-Nicolas-du-Charbonnet."
„Nun, er kennt die Verlegenheit, in der Sie s
finden, und bietet Ihnen zwei Plätze in seinem
und zwei an seinen Fenstern im Pallaste Rospoli a
Albert und Franz schauten einander in das G
„Können wir das Anerbieten von einem Fr
von einem uns völlig unbekannten Mann anneh
fragte Albert.
„Wer ist dieser Graf von Monte Christo?"
Franz den Wirth.
„Ein vornehmer Herr aus Sicilien oder Malt
weiß nicht genau," antwortete der Wirth, „aber er
ein Berghese und reich wie eine Goldmine."
„Es scheint mir," sagte Franz zu Albert,
dieser Mann so gute Manieren besäße, wie unser
behaupten will, so hätte er uns seine Einladung a
andere Weise zukommen lassen müssen, entweder sch
oder . . ."
In diesem Augenblick klopfte man an die Thür
„Herein!" rief Franz.
Ein Diener in sehr zierlicher Livrée erschien a
Schwelle und sprach:
„Von dem Grafen von Monte Christo für
Franz d'Epinay und den Herrn Vicomte Alber
Morcerf."
Und er reichte dem Wirthe zwei Karten, welche
den jungen Leuten zustellte.
„Der Herr Graf von Monte Christo," fuh
Diener fort, „läßt die Herrn um Erlaubniß bitten

morgen früh als Nachbar bei ihnen vorstellen zu dürfen; er wird die Ehre haben, sich bei den Herren erkundigen zu lassen, um welche Stunde sie sichtbar sind."

„Meiner Treue," sprach Albert zu Franz, „daran ist nichts auszusetzen."

„Sagen Sie dem Grafen," antwortete Franz, „wir werden die Ehre haben, ihm unsern Besuch zu machen."

Der Bediente entfernte sich.

„Das nenne ich mit Artigkeit erstürmen," rief Albert; „Sie haben offenbar Recht, Meister Pastrini, Ihr Graf von Monte Christo ist ein Mann von der besten Lebensart."

„Sie nehmen also sein Anerbieten an?"

„Meiner Treue, ja," antwortete Albert. „Doch ich gestehe, es thut mir leid um unsern Karren und die Schnitter, und wenn uns nicht das Fenster im Pallaste Rospoli für das, was wir verlieren, entschädigte, so käme ich ohne Zweifel auf meinen ersten Gedanken zurück."

„Auch mich bestimmen die Fenster des Pallastes Rospoli."

Das Anerbieten von zwei Plätzen an einem Fenster des Pallastes Rospoli erinnerte Franz in der That an das Gespräch, das er in den Ruinen des Colisseum zwischen seinem Unbekannten und dem Trasteveriner gehört, wobei der Mann mit dem Mantel die Verbindlichkeit übernommen hatte, Begnadigung für den Verurtheilten zu erlangen. Wäre aber der Mann mit dem Mantel, wie Franz Allem nach glauben mußte, derselbe, dessen Erscheinung im Theater Argentina ihn so sehr in Anspruch genommen hatte, so würde er ihn ohne Zweifel wiedererkennen, und nichts dürfte ihn sodann abhalten, seine Neugierde in Beziehung auf seine Person zu befriedigen.

Franz brachte einen Theil der Nacht damit zu, daß er von seinen zwei Erscheinungen träumte und den andern Tag herbeiwünschte. Der andere Tag sollte

wirklich Alles aufklären, und diesmal — besäße sein Wirt von Monte Christo nicht den Ring von Gyges und dam die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen — würde er ih sicherlich nicht entgehen. Er erwachte auch vor acht Uh Albert aber, der nicht dieselben Gründe hatte, so frühzeiti zu sein, lag noch in tiefen Schlaf versunken. Franz lie den Wirth rufen, und dieser erschien mit seiner gewöhn lichen Botmäßigkeit.

„Meister Pastrini," sagte er zu ihm, „soll nicht heu eine Hinrichtung stattfinden?"

„Ja, aber wenn Sie mich dies fragen, um ein Fen ster zu bekommen, so sind Sie sehr spät daran."

„Nein; wäre mir viel daran gelegen, dieses Schau spiel zu sehen, so fände ich überdies, wie ich denke, eine Platz auf dem Monte Pincio."

„Ah! ich setzte voraus, Euere Excellenz würde si nicht mit all dem gemeinen Pöbel vermengen wolle dessen natürliches Amphitheater dies gleichsam ist."

„Wahrscheinlich werde ich nicht dahin gehen; do ich wünsche über einige Punkte unterrichtet zu sein."

„Sprechen Sie, Excellenz."

„Ich möchte gern die Anzahl der Verurtheilten, ih Namen und die Art der Hinrichtung wissen."

„Das kommt vortrefflich, Excellenz, man hat mir s eben die Tavolette gebracht."

„Was ist das: Tavolette?"

„Die Tavolette sind hölzerne Täfelchen, welch man an alle Straßenecken am Tage vor einer Hinrichtun anhängt, und worauf man die Namen der Verurtheilte den Grund ihrer Verurtheilung und die Art ihrer Hin richtung klebt. Mit dieser Ankündigung bezweckt man, d Gläubigen einzuladen, zu Gott zu beten, daß er de Schuldigen eine aufrichtige Reue verleihen möge."

„Und man bringt Ihnen diese Tavolette, dami Sie Ihre Gebete mit denen der Gläubigen verbinden?" fragte Franz mit zweifelhafter Miene.

„Nein, Excellenz, ich habe mich mit dem Ankleber verständigt, und er bringt mir sie, wie er mir die Theaterzettel bringt, damit, wenn einige von meinen Reisenden der Hinrichtung beizuwohnen wünschen, diese benachrichtigt sind."

„Das ist eine sehr zarte Aufmerksamkeit!" rief Franz.

„Oh!" versetzte Meister Pastrini lächelnd, „ich kann mich rühmen, daß ich Alles thue, was in meinen Kräften liegt, um die edlen Fremden zu befriedigen, welche mich mit ihrem Vertrauen beehren."

„Ich sehe dies, mein lieber Wirth, und werde es Jedermann, wenn Sie nur immer wollen, zu rühmen wissen. Mittlerweile wünschte ich eine von den Tavoletten zu lesen."

„Das ist sehr leicht," sagte der Wirth die Thüre öffnend, „ich habe eine hier im Gange aufhängen lassen."

Er ging hinaus, nahm die Tavoletta ab und reichte sie Franz.

Es folgt hier die buchstäbliche Uebersetzung dieses hochnothpeinlichen Anschlags:

„Es wird hiemit Männiglich zu wissen gethan, daß Dienstag den 22. Februar am ersten Tage des Carnevals durch Spruch des Tribunals der Rota, auf der Piazza del popolo, Andrea Rondolo, schuldig des Mordes an der Person des hochwürdigen und hochverehrten Don Cesare Torlini, Canonicus der Kirche St. Giovanni in Laterano, und Peppino, genannt Rocca Priori, überwiesen der Genossenschaft mit dem verabscheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten seiner Truppe, hingerichtet werden sollen. Der erste wird mazzolato und der zweite decapitato. Mitleidige Seelen wollen Gott um eine aufrichtige Reue für diese zwei unglücklichen Verurtheilten bitten."

Dies war ganz dasselbe, was Franz zwei Tage vorhin in den Ruinen des Colisseum gehört hatte, und nichts war an dem Programm verändert worden; die

Namen der Verurtheilten, die Ursache ihrer Hinrichtun und die Art der Vollstreckung des Todesurtheils fand sich ganz auf dieselbe Art angegeben. Somit war all Wahrscheinlichkeit nach der Trasteveriner kein Anderer, a der Bandit Luigi Vampa, und der Mann in dem Ma tel Simbad der Seefahrer, der in Rom, wie in Por Vecchio und Tunis, die Gerichtshöfe mit seinen philan tropischen Unternehmungen verfolgte.

Indessen verlief die Zeit, es war neun Uhr u Franz schickte sich an, Albert zu wecken, als dieser seinem großen Erstaunen ganz angekleidet aus seinem Zin mer trat. Der Carneval war ihm durch den Kopf g rannt und hatte ihn frühzeitiger aufgeweckt, als sein Freu dies hoffte.

„Sagen Sie, mein lieber Wirth," sprach Franz. Meister Pastrini, „glauben Sie, daß wir nun, da w Beide fertig sind, uns bei dem Grafen von Monte Chris vorstellen können?"

Oh! gewiß, der Graf von Monte Christo hat d Gewohnheit, sehr frühzeitig aufzustehen, und ich bin übe zeugt, daß er schon seit zwei Stunden angekleidet ist."

„Und Sie halten es nicht für unbescheiden, jetzt b ihm zu erscheinen?"

„Keines Wegs."

„Wenn Sie bereit sind, Albert . . ."

„Völlig bereit."

„So wollen wir unserem Nachbar für seine Höflich keit danken."

„Vorwärts."

Franz und Albert hatten nur die Flur zu durchschre ten. Der Wirth ging voran und klingelte für sie; ei Diener öffnete.

„I signori francesi," sagte der Wirth.

Der Diener verbeugte sich und bedeutete durch ei Zeichen, sie mögen eintreten.

Sie durchschritten zwei Zimmer, welche mit eine Luxus ausgestattet waren, den sie in dem Gasthofe vo

Meister Pastrini nicht zu finden glaubten, und gelangten ndlich in einen Salon von vollkommener Eleganz. Ein irkischer Teppich war auf dem Boden ausgebreitet und ie behaglichsten Meubles boten ihre schwellenden Kissen nd ihre zurückgebogenen Lehnen. Herrliche Gemälde von erühmten Meistern hingen vermischt mit Waffentrophäen n den Wänden und große gestickte Vorhänge wogten vor llen Oeffnungen.

„Wollen sich Euere Excellenzen setzen," sagte der Diener, „ich werde den Herrn benachrichtigen."

Und er verschwand durch eine der Thüren.

In dem Augenblick, wo diese Thüre sich öffnete, ernahmen die zwei Freunde den Ton einer Guzla, der ber sogleich wieder erstarb; beinahe gleichzeitig geöffnet nd geschlossen, hatte die Thüre gleichsam nur einen Stoß on Harmonie in den Salon bringen lassen. Franz und lbert wechselten einen Blick und betrachteten dann wieer die Geräthschaften, die Gemälde, die Waffen. Alles schien ihnen bei dem zweiten Anschauen noch viel prachtoller, als beim ersten.

„Nun," fragte Franz seinen Freund, „was sagen ie hiezu?"

„Meiner Treue, mein Lieber, unser Nachbar muß ein Wechselagent sein, der auf das Fallen der spanischen Paere gespielt hat, oder ein Fürst, der incognito reist."

„Stille! wir werden es bald erfahren, denn hier mmt er."

Das Geräusch einer auf ihren Angeln sich drehenn Thüre gelangte wirklich zu den Gästen und beinahe demselben Augenblick hob sich der Thürvorhang, um m Eigenthümer aller dieser Reichthümer Durchgang zu währen. Albert ging ihm entgegen, Franz aber blieb ie an seinem Platz genagelt.

Der Eintretende war kein Anderer, als der Mann it dem Mantel vom Colisseum, der Unbekannte der Loge, r geheimnißvolle Wirth von Monte Christo.

Zwölftes Kapitel.

Die Mazzolata.

„Meine Herren, sprach der Graf von Monte C
eintretend, „ich bitte sie tausendmal um Entschuldi
daß ich mir zuvorkommen ließ, aber früher bei S
erscheinend, hätte ich unbescheiden zu sein befürchtet. I
dieß ließen Sie mir sagen, Sie würden mich besi
und ich hielt mich zu Ihrer Verfügung."

„Franz und ich haben Ihnen den größten
auszudrücken, Herr Graf," erwiederte Albert;
entziehen uns in der That einer großen Verlegen
in dem Augenblick, wo uns ihre freundliche Einl
überbracht wurde, waren wir gerade in Erfindun
phantastischsten Gefährte begriffen."

„Ei! mein Gott," erwiederte der Graf, inde
die beiden jungen Männer durch ein Zeichen erf
sich auf einen Divan zu setzen, „es ist der Fehle
einfaltigen Pastrini, wenn ich Sie so lange in V
ge..heit ließ; er sagte mir kein Wort von ihrer
lichen Lage, während ich, allein und vereinzelt nu
Gelegenheit suchte, um mit meinen Nachbarn Bek
schaft zu machen. Sie haben auch gesehen, wie i
ersten Augenblick, wo ich erfuhr, ich könnte Ihnen
gend einer Beziehung nützlich sein, mit allem Eifer
Veranlassung ergriff, um Ihnen meine Achtung z
zeigen."

Die zwei jungen Leute verbeugten sich. Franz
noch kein Wort sprechen können, er hatte auch noc
nen Entschluß gefaßt, und da nichts bei dem G
seinen Willen, ihn zu erkennen, oder den Wunsch
ihm erkannt zu werden, andeutete, so wußte er
ob er mit irgend einem Worte auf die Vergang

anspielen, oder es der Zukunft überlassen sollte, ihm neue Beweise an die Hand zu geben. Sicher, daß er am Tage vorher in der Loge gewesen, konnte er nicht eben so bestimmt dafür stehen, daß derselbe Mann zwei Tage vorher im Colisseum verweilt hatte. Er beschloß daher, die Dinge ihren Gang gehen zu lassen, ohne dem Grafen irgend eine bestimmte Eröffnung zu machen. Ueberdies war er ihm in einer gewissen Beziehung überlegen, er war Herr seines Geheimnisses, während der Graf im Gegentheil auf Franz, der nichts zu verbergen hatte, keine Wirksamkeit äußern konnte. Mittlerweile wollte er jedoch das Gespräch auf einen Punkt fallen lassen, der einiges Licht in gewisse Zweifel bringen könnte, und er sprach zu ihm:

„Mein Herr Graf, Sie haben uns Plätze in Ihrem Wagen und an Ihren Fenstern im Pallaste Rospoli angeboten, können Sie uns nun wohl sagen, wie wir uns irgend einen Posten, wie man in Italien sagt, auf der Pizza del popolo verschaffen dürften?"

Ah! ja, das ist wahr," entgegnete der Graf mit zerstreuter Miene, zugleich aber Morcerf mit einer besondern Aufmerksamkeit anschauend, „findet auf der Pizza del popolo nicht eine Hinrichtung oder dergleichen statt?"

„Ja," antwortete Franz, als er sah, daß der Graf von selbst dahin kam, wohin er ihn bringen wollte.

„Ah! ich glaube, ich habe gestern meinen Intendanten beauftragt, hiefür zu sorgen; vielleicht kann ich Ihnen noch einen kleinen Dienst leisten."

Er streckte die Hand nach einer Klingelschnur aus.

Es trat ein Mensch von fünf und vierzig bis fünfzig Jahren ein, welcher wie zwei Wassertropfen dem Schmuggler glich, der Franz in die Grotte eingeführt hatte, diesen aber durchaus nicht zu erkennen schien. Er sah, daß Verabredung getroffen worden war.

„Herr Bertuccio," sagte der Graf, „haben Sie

sich meinem Auftrage gemäß bemüht, mir ein Fenster auf der Piazza del popolo zu verschaffen?“

„Ja, Excellenz,“ antwortete der Intendant, aber es war sehr spät.“

„Wie!“ rief der Graf, die Stirne faltend, „sagte ich Ihnen nicht, ich wollte eines haben?

„Und Euere Excellenz hat auch Eines, das, welches vom Fürsten Lobanieff gemiethet worden war; doch ich mußte hundert . . .“

„Gut, gut, Herr Bertuccio, erlassen Sie den Herren diese Haushaltungsgegenstände; Sie haben das Fenster, mehr braucht es nicht. Geben Sie dem Kutscher die Adresse des Hauses und stellen Sie sich auf die Treppe, um uns zu führen. Das genügt: gehen Sie.“

Der Intendant verbeugte sich und machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

„Oh!“ fügte der Graf bei, „thun Sie mir den Gefallen, fragen Sie Pastrini, ob er die Tavoletta erhalten habe und ob er mir das Programm der Hinrichtung schicken wolle.“

„Das ist nicht nöthig,“ versetzte Franz, seine Schreibtafel aus der Tasche ziehend, ich habe den Zettel vor Augen gehabt und copirt: hier ist er.“

Gut; so können Sie gehen, Herr Bertuccio, ich bedarf Ihrer nicht mehr. Man melde uns nur, wenn das Frühstück aufgetragen ist. Diese Herren,“ fuhr er, sich an die zwei Freunde wendend, fort, „werden mir die Ehre erzeigen, mit mir zu frühstücken?“

„In der That, Herr Graf, das hieße Ihre Güte mißbrauchen‘“ erwiederte Albert.

„Nein, im Gegentheil, Sie machen mir ein großes Vergnügen; der Eine oder der Andere von Ihnen, oder vielleicht Beide geben Sie mir alles Dies eines Tags in Paris zurück.“

Er nahm die Schreibtafel aus den Händen von Franz und las mit einem Tone, als wären es die „Klei-

nen Anzeigen" gewesen: „„es sollen hingerichtet werden heute den 22. Februar Andrea Rondolo, schuldig des Mordes an der Person des hochwürdigen und hochverehrten Don Cesare Torlini, Canonicus der Kirche St. Giovanni in Laterano, und Peppino, genannt Rocca Priori, überwiesen der Genossenschaft mit dem verabscheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa nnd den Leuten seiner Truppe,"" hm! hm! „„der erste wird mazzolato, der zweite decapitato."" „Ja in der That," sprach der Graf, „so sollte die Sache Anfangs vor sich gehen, aber ich glaube, seit gestern ist eine Veränderung in dem Gange und der Ordnung der Ceremonie beliebt worden."

„Bah!" rief Franz.

„Ja, gestern, bei dem Cardinal Rospigliosi, wo ich den Abend zubrachte, war die Rede von etwas wie von einem Aufschube, der einem von den Verurtheilten bewilligt worden sein soll."

„Andrea Rondolo?" fragte Franz.

„Nein, dem Andern," erwiederte gleichgültig der Graf; dem Andern (er warf einen Blick auf die Schreibtafel, als suchte er sich des Namens zu erinnern), Peppino genannt Rocco Priori. Das beraubt Sie einer Guillotinade, aber es bleibt Ihnen noch die Mazzolata, was eine sonderbare Hinrichtung ist, wenn man die Sache zum ersten Male sieht, und selbst noch zum zweiten Male, während die andere, welche Sie überdies kennen müssen, zu einfach, zu einförmig erscheint nnd nichts Unerwartetes bietet. Die Mandaia täuscht sich nicht, zittert nicht, schlägt nicht falsch, fängt nicht dreißigmal an, wie der Soldat, als er dem Grafen von Chalais den Kopf abhieb; . . übrigens hatte ihm Richelieu vielleicht den Verurtheilten empfohlen. Oh!" fügte der Graf mit verächtlichem Tone bei, „sprechen Sie mir nicht von den Europäern, was Hinrichtungen betrifft, sie verstehen nichts davon und sind wahrhaftig in den Kinderjahren oder im Alter der Grausamkeit."

„In der That, mein Herr Graf," erwiederte Franz, „man sollte glauben, Sie hätten ein vergleichendes Studium der Hinrichtungen bei den verschiedenen Völkern der Welt gemacht."

„Es gibt wenige, die ich nicht gesehen habe," antwortete kalt der Graf.

„Und Sie fanden ein Vergnügen daran, so furchtbaren Schauspielen beizuwohnen?"

„Mein erstes Gefühl war Widerstreben, mein zweites Gleichgültigkeit, mein drittes Neugierde."

„Neugierde? das Wort ist schrecklich!"

„Warum? es gibt im Leben nur eine ernste, unser ganzes Wesen erfassende Angelegenheit, und das ist der Tod; es ist nicht anziehend, zu studiren, auf was für verschiedene Arten die Seele aus dem Leibe gehen kann, und wie nach den Charakteren, nach den Temperamenten und selbst nach den Sitten der Länder die einzelnen Menschen diesen Uebergang vom Sein zum Nichts ertragen? Ich meines Theils stehe Ihnen für Eines: je mehr man sterben gesehen hat, desto leichter wird es einem zu sterben; meiner Ansicht nach ist der Tod vielleicht eine Strafe aber keine Sühnung."

„Ich begreife Sie nicht ganz," sprach Franz; „erklären Sie sich, denn ich kann Ihnen nicht sagen, in welchem Grade Ihre Worte meine Neugierde erregen."

„Hören Sie versetzte der Graf, und sein Gesicht unterlief sich mit Galle, wie sich das Gesicht eines Anderen mit Blut färbt. „Wenn ein Mensch durch unerhörte Qualen, unter endlosen Martern, Ihren Vater Ihre Mutter, Ihre Geliebte, eines von den Wesen endlich hätte sterben lassen, die, wenn man sie aus Ihrem Herzen reißt, eine ewige Leere, eine stets blutende Wunde darin zurücklassen, würden Sie die Genugthuung, welche Ihnen die Gesellschaft bewilligt, für hinreichend erachten, weil das Eisen der Guillotine zwischen der Base des Hinterhauptbeines und der Trapezmuskeln durchgangen, und weil derjenige, welcher

ie Jahre moralischer Leiden erdulden ließ, ein paar Se-
unden lang körperliche Schmerzen ausgestanden hat?"

„Ja, ich weiß," versetzte Franz, „die menschliche Ge-
chtigkeit ist als Trösterin ungenügend; sie kann Blut
r Blut vergießen, und mehr nicht; man muß von ihr
s verlangen, was sie zu thun vermag, und nichts An-
res."

„Und ich setze Ihnen noch einen materiellen Fall,
njenigen, wo die Gesellschaft, durch den Tod eines Men-
hen in der Grundlage angegriffen, worauf sie beruht,
n Tod durch den Tod rächt. Gibt es aber nicht Mil-
onen von Schmerzen, von denen die Eingeweide des
lenschen zerrissen werden können, ohne daß sich die Welt
r im Geringsten damit beschäftigt, ohne daß sie ihm
s ungenügende Mittel einer Rache bietet, von der wir
eben gesprochen haben? Gibt es nicht Verbrechen, für
elche der Pfahl der Türken, die Tröge der Perser, die
zogenen Nerven der Irokesen noch zu gelinde Strafen
ären, indeß sie die gleichgültige Gesellschaft ungebüßt
ßt . . . antworten Sie mir, gibt es nicht solche Ver-
echen?"

„Ja," versetzte Franz, „und um sie zu bestrafen, ist
s Duell geduldet."

„Ah! das Duell," rief der Graf, „eine lustige
eise, zu seinem Ziele zu gelangen, wenn das Ziel
ache ist. Es hat Ihnen ein Mensch Ihre Geliebte
raubt, Ihre Frau verführt, Ihre Tochter entehrt; er
t aus einem ganzen Leben, welches von Gott den An-
eil am Glück, den er jedem menschlichen Wesen bei
iner Erschaffung versprochen hat, zu erwarten berechtigt
ar, ein Dasein des Schmerzes, des Elends oder der
chande gemacht, und Sie halten sich für gerächt,
il Sie diesem Menschen, der Ihnen den Wahnsinn
den Geist, die Verzweiflung in das Herz pflanzte,
en Degenstich in die Brust gegeben oder eine Kugel
r den Kopf geschossen haben? Stille doch! abgesehen
von, daß er oft siegreich aus dem Kampfe hervor-

geht, in den Augen der Welt rein gewaschen und
Gott gleichsam absolvirt ist. Nein, nein, wenn ich i
je zu rächen hätte, würde ich mich nicht auf diese
rächen."

„Sie mißbilligen also das Duell, Sie wür
sich nicht auf einen Zweikampf einlassen?" fragte
bert erstaunt, eine so seltsame Theorie aussprechen
hören.

„Oh! doch wohl," erwiederte der Graf. Verst
digen wir uns: ich würde mich schlagen wegen einer
bärmlichkeit, wegen einer Beleidigung, wegen einer L
feige, wenn man mich einer Lüge bezüchtigen wollte,
dies mit um so mehr Kaltblütigkeit, als ich in Folge
Gewandtheit, die ich in allen körperlichen Uebungen
langt habe, und seit langer Zeit an die Gefahr gewöl
meinen Mann zu tödten beinahe sicher wäre. Oh! ge
ich würde mich für alles Dies in einen Zweikampf
lassen; aber für einen langsamen, tiefen, endlosen, ewi
Schmerz würde ich, wenn es möglich wäre, einen ä
lichen Schmerz demjenigen zurückgeben, welcher mir d
selben verursacht hätte. Auge um Auge, Zahn um Za
wie die Orientalen sagen . . . unsere Meister in al
Dingen, diese Auserwählten der Schöpfung, welche
ein Leben der Träume, und ein Paradies der Wirklich
ten zu bereiten gewußt haben."

„Doch mit dieser Theorie," entgegnete Franz, „wel
Sie zum Richter und Henker in Ihrer eigenen Sa
macht, können Sie sich nur mit der größten Schwier
keit in einem Maße halten, wobei Sie selbst ewig
Macht des Gesetzes entgehen. Der Haß ist blind,
Zorn betäubt, und derjenige, welcher Rache übt, s
sich der Gefahr bloß, einen bitteren Trank trinken
müssen."

„Ja, wenn er arm und ungeschickt, nein, wenn
Millionär und geschickt ist. Ueberdies ist der schlimm
Fall für ihn die Hinrichtung, von der wir so el

prachen, diejenige, welche die philantropische französische
Revolution an die Stelle der Viertheilung und des Rades
:tzte. Was ist die Hinrichtung, wenn man seine Rache
at? Es thut mir in der That beinahe leid, daß der
lende Peppino nicht enthauptet werden soll, wie man
agt; Sie würden sehen, wie lange dies dauert, und ob
s sich wirklich der Mühe lohnt, davon zu reden. Aber
uf Ehre, meine Herren, wir führen da ein sonderbares
Gespräch für einen Carnevalstag. Wie ist das gekom-
men? Oh! ich erinnere mich: Sie wünschten einen Platz
n meinem Fenster zu bekommen, wohl! Sie sollen ihn
aben; aber setzen wir uns vor Allem zu Tische, denn
ıan meldet, daß aufgetragen ist."

Es öffnete in der That ein Diener eine von den
ier Thüren des Salon, und ließ die sacramentalen
Worte:

„Al suo commodo!"

ernehmen.

Die zwei jungen Männer standen auf und gingen
ı den Speisesaal. Während des Frühstücks, das aus
llen möglichen Leckerbissen bestand und mit dem feinsten
uxus servirt wurde, suchte Franz mit den Augen den
Blick von Albert, um darin den Eindruck zu lesen, den
ie Worte ihres Wirthes, wie er nicht zweifelte, auf
ın hervorgebracht haben müßten; doch, hatte Albert
enselben bei seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit keine
roße Aufmerksamkeit geschenkt, war er mit dem Grafen
on Monte Christo durch die Einräumung, die er ihm
ı Betreff des Duells gemacht, wieder ausgesöhnt
der hatten die von uns erwähnten, nur Franz bekann-
:n Vorgänge für diesen allein die Wirkung der Theorien
es Grafen verdoppelt, er fand seinen Gefährten
icht im Geringsten ergriffen, derselbe erwies im Ge-
entheil dem Mahle die schuldige Ehre als ein Mensch,
er seit vier oder fünf Monaten zu der italieni-
hen Küche, das heißt zu einer der schlechtesten
üchen der Welt, verurtheilt ist. Einer lebhaften 1

ruhe preisgegeben, die ihm die Person von Albert zu bereiten schien, berührte der Graf die Schüsseln kaum; es war, als erfüllte er, sich mit seinen Gästen zu Tische setzend, nur eine einfache Pflicht der Höflichkeit, und als erwartete er ihren Abgang, um sich irgend ein seltsames oder eigenthümliches Gericht vorsetzen zu lassen. Dies erinnerte Franz unwillkührlich an den Schrecken, den der Graf der Gräfin G*** eingeflößt, und an ihre Ueberzeugung, der Mann, welchen er ihr in der Loge der ihrigen gegenüber gezeigt, wäre ein Vampyr. Am Ende des Frühstücks zog Franz seine Uhr.

„Nun! . . ." sagte der Graf zu ihm, „was machen Sie denn?"

„Sie werden uns entschuldigen, Herr Graf," erwiederte Franz, „wir haben noch tausenderlei Dinge zu verrichten."

„Und zwar?"

„Wir besitzen noch keine Maskenanzüge, und heute ist die Verkleidung strenges Gebot."

„Sorgen Sie nicht hiefür. Wir haben, wie ich glaube, auf der Piazza del popolo ein besonderes Zimmer; ich lasse dahin die Costumes bringen, welche sie mir gefälligst bezeichnen werden, und wir maskiren uns, während wir dort verweilen."

„Nach der Hinrichtung?" rief Franz.

„Allerdings nachher, während derselben oder vorher, wie Sie wollen."

„Im Angesichte des Schaffots?"

„Das Schaffot bildet einen Theil des Festes."

„Hören Sie, mein Herr Graf, ich habe mir die Sache überlegt," sprach Franz, „ich bin Ihnen in der That sehr verbunden für Ihre Artigkeit, aber ich begnüge mich, einen Platz in Ihrem Wagen und ebenso an Ihren Fenstern im Pallaste Rospoli anzunehmen, und stelle es Ihnen anheim, über meinen Platz am Fenster der Piazza del popolo zu verfügen."

„Ich muß Ihnen bemerken, daß Sie etwas höchst Interessantes dabei verlieren," entgegnete der Graf.

„Sie werden es mir erzählen," versetzte Franz, „und ich bin überzeugt, daß die Erzählung aus Ihrem Munde einen beinahe eben so großen Eindruck auf mich hervorbringen wird, als dies der Anblick selbst vermöchte. Auch hatte ich schon mehr als ein Mal im Sinne, einer Hinrichtung beizuwohnen, und nie konnte ich mich dazu entschließen; und Sie, Albert?"

„Ich?" erwiederte der Vicomte, „ich habe Castaing hinrichten sehen, aber ich glaube, ich war damals ein wenig trunken, denn es geschah an dem Tag, an welchem ich aus dem Colleg trat."

„Daß Sie eine Sache in Paris nicht gethan haben, ist kein Grund, sie auch nicht im Auslande zu thun," entgegnete der Graf; „reist man, so geschieht es, um sich zu unterrichten, wechselt man den Ort, so will man sehen.. Bedenken Sie, was für eine Figur Sie spielen werden, wenn man Sie fragt: „„Auf welche Weise finden die Hinrichtungen in Rom statt?"" und Sie müssen antworten: „„Ich weiß es nicht."" Und dann sagt man, der Verurtheilte sei ein heilloser Schurke, ein Bursche, der einen Canonicus, welcher ihn wie einen Sohn erzogen, mit einem Feuerbock todtgeschlagen. Wenn Sie in Spanien reisten, würden Sie die Stiergefechte besuchen, nicht wahr? Nun wohl, denken Sie sich, wir wollen einen Kampf anschauen; erinnern Sie sich der alten Römer des Circus, der Jagden, wobei dreihundert Löwen und hundert Menschen getödtet wurden. Erinnern Sie der achtzigtausend Zuschauer, welche Beifall klatschten, der weisen Matronen, die ihre heirathsfähigen Töchter dahin führten, und der reizenden Vestalinnen mit den weißen Händen, wie sie mit dem Daumen ein anmuthiges Zeichen machten, welches sagen wollte:

„„Vorwärts, nicht träge, macht mir dem Menschen

dort, der zu drei Viertheilen todt ist, vollends d
Garaus.""

„Sehen Sie, Albert?" fragte Franz.

„Meiner Treue, ja, mein Lieber; ich zögerte w
Sie, aber die Beredsamkeit des Herrn Grafen bestimm
mich."

„Vorwärts also, da Sie es so wollen," sprach Fran
„doch indem ich mich nach der Piazza del popolo begel
wünschte ich über den Corso zu kommen; ist das möglic
Herr Graf?"

„Zu Fuße, ja; im Wagen, nein."

„Wohl, ich werde zu Fuße gehen."

„Müssen Sie nothwendig den Weg über den Cor
machen?"

„Ja, ich habe dort etwas zu sehen."

„Gut, über den Corso, wir schicken den Wagen dur
die Strada del Babuino, mit dem Befehl, uns auf d
Piazza del popolo zu erwarten; überdies ist es mir an
nicht unangenehm, wenn wir den Corso passiren, den
ich kann bei dieser Gelegenheit nachsehen, ob Befehl
welche ich gegeben habe, vollzogen worden sind."

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die Thü
und meldete:

„Excellenz, ein Mensch in der Tracht eines Reue
wünscht Sie zu sprechen."

„Ah, ja," sagte der Graf, „ich weiß, was das i
Meine Herren wollen Sie in den Salon zurückkehren. S
finden auf dem mittleren Tische vortreffliche Havann
Cigarren, und ich folge Ihnen sogleich."

Die zwei jungen Männer standen auf und ginge
zu einer Thüre hinaus, während sich der Graf, nac
dem er seine Entschuldigungen wiederholt hatte, dur
die andere entfernte. Albert, der ein großer Liebhab
von Cigarren war und es, seitdem er sich in Itali
befand, als ein nicht geringes Opfer betrachtete, da
er die Cigarren des Café de Paris entbehren mußt

stieß einen Freudenschrei aus, als er wirkliche Puros erblickte.

„Nun," sagte Franz zu ihm, „was denken Sie von dem Grafen von Monte Christo?"

„Was ich denke?" erwiederte Albert sichtbar erstaunt, daß Franz eine solche Frage an ihn richtete; „ich denke, er ist ein sehr angenehmer Mann, der vortrefflich die Honneurs seines Hauses macht, viel gesehen, viel nachgedacht, viel studirt hat, der einem Brutus der stoischen Schule gleicht, und," fügte er, ganz verliebt eine Rauchwolke, welche in einer Schneckenlinie zum Plafond aufstieg, ausstoßend bei, „und der ausgezeichnete Cigarren besitzt."

Dies war die Ansicht von Albert über den Grafen; da aber Franz wußte, sein Freund lebe von sich der Ueberzeugung, er bilde seine Ansicht über Menschen und Dinge erst nach reiflicher Erwägung, so suchte er nichts daran zu ändern.

„Doch, haben Sie Eines bemerkt?" sagte er.

„Was?"

„Die Aufmerksamkeit, mit der er Sie betrachtete."

„Mich?"

„Ja, Sie."

Albert dachte nach.

„Ah!" rief er, einen Seufzer ausstoßend, „darüber darf man sich nicht wundern. Ich bin beinahe ein Jahr von Paris abwesend und muß Kleider von einer andern Welt haben. Der Graf wird mich für einen Provinzmenschen halten; nehmen Sie ihm die Täuschung, ich bitte Sie, lieber Freund, und sagen Sie ihm bei der nächsten Gelegenheit, es sei dem nicht so."

Franz lächelte; einen Augenblick nachher kehrte der Graf zurück.

„Hier bin ich, meine Herren," sagte er, „und ich gehöre nun ganz Ihnen; die Befehle sind gegeben, der Wagen fährt nach der Piazza del popolo, und wir gehen, wenn Sie wollen, über den Corso. Nehn

von diesen Cigarren mit, Herr von Morcerf," fügte mit einem seltsamen Nachdruck auf diesen Namen be den er zum ersten Male aussprach.

„Mit großem Vergnügen, denn die italienischen Ci garren sind noch schlechter, als die der Regie. Wen Sie nach Paris kommen, werde ich es Ihnen wiederve gelten."

„Ich weise dies nicht von mir, denn ich gedenke ein Tages dahin zu gehen, und werde dann, wenn Sie mir erlauben, an Ihre Thüre klopfen. Doch vorwärt meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren, es halb ein Uhr, vorwärts."

Alle drei gingen hinab. Der Kutscher erhielt d letzten Befehle von seinem Herrn und folgte der Via d Babuino, während die Fußgänger den Weg über d Piazza di Spagna nach der Via Frattina einschlugen welche sie gerade zwischen den Pallast Fiano und de Pallast Rospoli führte. Franz schaute nur nach diese Pallaste; er hatte das im Colisseum zwischen dem Man mit dem Mantel und dem Trasteveriner verabredete Si nal nicht vergessen.

„Welche Fenster gehören Ihnen?" fragte er de Grafen mit dem natürlichsten Tone, den er anzunehme vermochte.

„Die drei letzten," erwiederte der Graf mit ein Nachlässigkeit, welche nichts Geheucheltes hatte.

Die Augen von Franz richteten sich rasch nach de drei Fenstern. An den beiden Seitenfenstern erblickte Vorhänge von gelbem Damast, an dem mittleren ein Vorhang von weißem Damast mit einem rothen Kreu Der Mann mit dem Mantel hatte dem Trasteverin Wort gehalten, und es unterlag keinem Zweifel meh der Mann mit dem Mantel war der Graf. Die dr Fenster waren noch leer. Man traf übrigens auf all Seiten Vorbereitungen, man stellte Stühle, man schlu Gerüste auf, man behing die Fenster. Nur mit de Klange der Glocke durften die Masken erscheinen, die Wag

kreisen, aber man fühlte die Masken hinter allen Fenstern, die Wagen hinter allen Thüren.

Franz, Albert und der Graf setzten ihren Weg den Corso hinab fort. Je mehr sie sich der Piazza del popolo näherten, desto gedrängter wurde die Menge, und über den Häuptern des Volkes sah man zwei Dinge sich erheben: den Obelisk überragt von einem Kreuze, den Mittelpunkt des Platzes bezeichnend, und vor dem Obelisk, gerade beim sichtbaren Correspondenzpunkte der drei Straßen del Babuino, del Corso und die Ripetta, die zwei obersten Balken des Schaffots, zwischen denen das runde Eisen der Mandaia glänzte. An der Ecke der Straße fand man den Intendanten des Grafen, der seinen Herrn erwartete. Ohne Zweifel um den übermäßigen Preis gemiethet, den der Graf seinen Gästen nicht hatte mittheilen wollen, gehörte das Fenster zu dem zweiten Stocke des zwischen der Strada del Babuino und dem Monte Pincio liegenden großen Pallastes; es war eine Art von Ankleidecabinet, das in ein Schlafzimmer ging; schloß man die Thüre des Schlafzimmers, so waren die Miethsleute des Cabinets für sich allein; auf den Stühlen lagen die zierlichsten Bajazzo-Anzüge von weiß und blauem Atlaß.

„Da Sie mir die Wahl der Trachten überließen, so wählte ich diese," sagte der Graf. „Einmal wird sie in diesem Jahre am meisten Mode sein, und dann ist sie das Bequemste für die Confetti, insofern man das Mehl nicht darauf bemerkt."

Franz hörte kaum die Worte des Grafen und schlug jeden Falls diese neue Zuvorkommenheit nicht zu ihrem wahren Werthe an, denn seine ganze Aufmerksamkeit war von dem Schauspiel, das die Piazza del popolo bot, und von dem furchtbaren Werkzeuge gefesselt, das zu dieser Stunde ihre Hauptzierrath bildete. Franz sah zum ersten Male eine Guillotine, wir sagen Guillotine, denn die römische Mandaia ist ungefähr nach demselben Muster geschnitten, wie das französische Todesinstrument. Das Messer, welches die Form eines mit dem rund er-

habenen Theile schneidenden Halbmondes hat, fällt weniger hoch, und das ist der ganze Unterschied.

Zwei Männer, welche auf dem Brette saßen, worauf man den Verurtheilten legt, frühstückten in Erwartung der Dinge und aßen, soviel Franz sehen konnte, Brod und Würste; der Eine hob das Brett auf, zog einen Fiasco Wein hervor, trank einen Schluck und reichte den Fiasco seinem Kameraden; diese zwei Menschen waren die Gehülfen des Nachrichters. Bei ihrem Anblick allein fühlte Franz den Schweiß an den Wurzeln seiner Haare hervorbrechen.

Am Abend zuvor von den Carcere nuove in die kleine Kirche Santa-Maria-del-Popolo geführt, hatten die zwei Verurtheilten, jeder unter dem Beistande von zwei Priestern, die Nacht in einer schwarz ausgeschlagenen Kapelle zugebracht, welche mit einem Gitter verschlossen war, vor dem Schildwachen auf und abgingen, die man von Stunde zu Stunde ablöste. Eine doppelte Reihe von jeder Seite der Kirchenthüre aus aufgestellter Carabiniere erstreckte sich bis zu zum Blutgerüste, um welches einen Raum von ungefähr hundert Schritten im Umkreis freilassend, diese Doppelreihe sich rundete. Der ganze übrige Platz war mit Männer- und Frauenköpfen gepflastert. Viele Frauen hielten ihre Kinder auf den Schultern. Diese Kinder, überragten die Menge um den ganzen Oberleib und hatten einen bewunderungswürdigen Platz.

Der Monte Pincio sah aus wie ein weites Amphitheater, dessen Plätze insgesammt mit Zuschauern überladen waren; die Balcone der beiden Kirchen, welche die Ecke der Strada del Babuino und der Strada di Ripetta bildeten, waren von bevorzugten Neugierigen vollgepfropft; die Stufen der Säulengänge schienen eine bewegliche, buntscheckige Welle zu sein, die eine unabläßige Fluth nach dem Porticus trieb; jeder Mauervorsprung, der einem Menschen einen Platz zu bieten vermochte, hatte seine lebendige Statue. Was

Graf sagte, entspricht also der Wahrheit: das In=
anteste im Leben ist das Schauspiel des Todes. Und
och stieg, statt des Stillschweigens, das die Feierlich=
dieser Scene zu heischen schien, ein Geräusch aus dieser
ge empor, ein Geräusch, zusammengesetzt aus Gelächt=
Gezische und freudigem Geschrei; diese Hinrichtung
auch offenbar, wie der Graf gesagt hatte, für all
s Volk nichts Anderes, als der Anfang des Carnevals.
Plötzlich hörte der ganze Lärmen wie durch einen
erschlag auf: die Thüre der Kirche hatte sich ge=
t. Eine Brüderschaft der Reuer, deren Mitglieder
sammt in graue, nur an den Augen ausgehöhlte,
e gekleidet waren und eine angezündete Kerze in der
) hielten, erschien zuerst. Hinter den Reuern
ein Mensch von hoher Gestalt; dieser Mensch war
, abgesehen von einer Leinwandhose, an deren lin=
Seite er ein großes in seiner Scheide verborgenes
er befestigt hatte; er trug auf der Schulter eine
re eiserne Keule. Dieser Mensch war der Henker.
hatte außerdem noch unten am Beine mit Stricken
bundene Sandalen. Hinter dem Henker marschirten
r Ordnung, in der sie hingerichtet werden sollten,
: Peppino und dann Andrea. Jeder von ihnen
von zwei Priestern begleitet. Weder der Eine,
der Andere hatte die Augen verbunden. Peppino
festen Schrittes einher; ohne Zweifel hatte er
e von dem, was sich für ihn vorbereitete. Andrea
e unter jedem Arme durch einen Priester unterstützt.
e küßten von Zeit zu Zeit das Crucifix, das ihnen
Beichtiger darbot.

Franz fühlte, wie ihm bei diesem Anblick die Beine
Dienst versagten; er schaute Albert an. Dieser war
wie sein Hemd, und warf mit einer maschinenmä=
Bewegung seine Cigarre, obgleich er sie nur halb
ücht hatte, weit von sich. Nur der Graf allein
unempfindlich aus. Mehr noch, es schien sogar eine
e rothe Tinte die Leichenblässe seiner Wangen du

bringen zu wollen. Seine Nase erweiterte sich wie die eines wilden Thieres, welches Blut riecht, und etwas von einander entfernt, ließen seine Lippen seine kleinen, weißen, spitzigen, denen des Schakals ähnlichen Zähne sehen. Und bei alle dem hatte sein Antlitz einen Ausdruck lächelnder Sanftmuth, den Franz nie an ihm wahrgenommen; seine Augen besonders waren von bewunderungswürdiger Weichheit und Milde.

Die zwei Verurtheilten setzten indessen den Weg nach dem Schaffot fort, und je mehr sie vorrückten, desto deutlicher ließen sich ihre Gesichtszüge unterscheiden. Peppino war ein hübscher Junge von vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, mit sonnverbranntem Gesichte und freiem, wildem Blicke. Er trug den Kopf hoch und schien den Wind einzuziehen, als wollte er sehen, von welcher Seite sein Befreier käme. Andrea war dick und kurz; sein gemein grausames Gesicht deutete kein Alter an, er mochte jedoch ungefähr dreißig Jahre zählen. Er hatte im Gefängniß seinen Bart wachsen lassen. Sein Kopf fiel auf eine von seinen Schultern herab, seine Beine bogen sich unter ihm; sein ganzes Wesen schien einer maschinenmäßigen Bewegung zu gehorchen, woran sein Wille bereits keinen Theil mehr hatte.

„Wie mir scheint, kündigten Sie uns an, es würde nur eine Hinrichtung stattfinden?“ sprach Franz zu dem Grafen.

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt,“ antwortete er kalt.

„Hier sind aber zwei Verurtheilte.“

„Ja, doch von den zwei Verurtheilten ist der eine dem Tode nahe, während der andere noch lange Jahre zu leben hat.“

„Soll die Gnade kommen, so ist meiner Ansicht nach keine Zeit zu verlieren.“

„Sie kommt auch gerade, sehen Sie dort,“ sagte der af.

In dem Augenblick, wo Peppino an dem Fuße der Mandaia anlangte, durchdrang ein Reuer, der sich verspäte zu haben schien, die Hecke der Soldaten, ohne daß diese Widerstand leisteten, eilte auf den Anführer der Brüderschaft zu und überreichte ihm ein viereckig zusammengelegtes Papier. Der glühende Blick von Peppino hatte keinen von diesen einzelnen Umständen verloren; der Anführer der Brüderschaft entfaltete das Papier, las es, hob die Hand auf und sprach mit lauter, verständlicher Stimme:

„Der Herr sei gesegnet und seine Heiligkeit sei gelobt; man hat dem Leben von einem der Gefangenen Gnade angedeihen lassen.“

„Gnade!“ rief das Volk mit einem Schrei; „begnadigt!“

Bei dem Worte Gnade schien Andrea zu springen und den Kopf aufzurichten.

„Gnade für wen?“ rief er.

„Die Todesstrafe ist Peppino, genannt Rocca Bianca erlassen,“ antwortete der Anführer der Brüderschaft und übergab das Papier dem die Carabiniere befehligenden Kapitän, welcher ihm dasselbe, nachdem er es gelesen, zurückstellte.

„Gnade für Peppino!“ rief Andrea, völlig der Starrheit entzogen, in welche er versunken gewesen zu sein schien. „Warum Gnade für ihn und nicht für mich? Wir sollten mit einander sterben, man versprach mir, er würde vor mir sterben, man ist nicht berechtigt, mich allein sterben zu lassen; ich will nicht allein sterben, nein, ich will nicht.“

Und er hing sich an die Arme der zwei Priester, und krümmte sich und heulte, und brüllte, und strengte sich auf eine wahnsinnige Weise an, um die Stricke zu zerreißen, mit denen seine Hände gebunden waren. Der Henker machte seinen zwei Gefährten ein Zeichen, sie sprangen vom Schaffot herab und bemächtigten sich des Verurtheilten.

„Was gibt es denn?“ fragte Franz den Grafen, denn da Alles in römischem Patois vorgegangen war, hatte er nicht gut verstanden.

„Was es gibt?“ erwiederte der Graf, „errathen Sie es nicht? Dieser Mensch, welcher sterben soll, ist wüthend darüber, daß seines Gleichen nicht mit ihm stirbt, und wenn man ihn gewähren ließe, würde er den Andern eher mit seinen Nägeln und seinen Zähnen zerreissen, als ihn das Leben genießen lassen, dessen er beraubt werden soll. O! Menschen, Menschen! Krokodilen-Geschlecht, wie Karl Moor sagt,“ rief der Graf, seine beiden Fäuste nach der Menge ausstreckend, „wie erkenne ich euch hier, und wie sehr seid ihr jeder Zeit euerer selbst würdig.“

Andrea und die zwei Gehülfen des Henkers wälzten sich wirklich im Staube, wobei der Verurtheilte fortwährend ausrief: „Er muß sterben, ich will, daß er sterbe, man hat nicht das Recht, mich allein umzubringen.“

„Sehen Sie,“ sprach der Graf, jeden von den zwei jungen Leuten bei der Hand ergreifend; „sehen Sie, bei meiner Seele, das ist seltsam: dieser Mensch war in sein Schicksal ergeben, er ging nach dem Schaffot, er war im Begriff — allerdings wie ein Feiger zu sterben, aber doch ohne Widerstand, ohne ein gewaltsames Widerstreben zu sterben. Wissen Sie, was ihm einige Kraft verlieh? wissen Sie, was ihn tröstete? wissen Sie, was ihn seine Strafe in Geduld hinnehmen ließ? Der Umstand, daß ein Anderer seine Todesangst theilte, daß ein Anderer mit ihm sterben sollte. Führen Sie zwei Schafe auf die Schlachtbank, zwei Ochsen in die Metzig und machen Sie einem von diesen Thieren begreiflich, daß das andere nicht sterben soll; das Schaf wird vor Freude blöken, der Ochs wird vor Vergnügen brüllen, aber der Mensch, den Gott nach seinem Bilde geschaffen, der Mensch, dem Gott als einziges, als erstes, als höchstes Gesetz die Näch-

stenliebe vorgeschrieben, der Mensch, dem Gott eine Stimme verliehen hat, um seine Gedanken auszudrücken, was wird sein erster Schrei sein, wenn er erfährt, daß sein Kamerad gerettet ist? eine Gotteslästerung. Ehre dem Menschen, diesem Meisterwerke der Natur, diesem König der Schöpfung!" Und der Graf brach in ein Gelächter aus, doch in ein Gelächter, woraus man erkennen konnte, daß er furchtbar hatte leiden müssen, ehe er zu diesem Lachen gelangt war.

Der Streit dauerte indessen gräßlich anzuschauen fort. Die zwei Knechte trugen Andrea auf das Schaffot; alles Volk nahm wider ihn Partei, und zwanzigtausend Stimmen riefen wie mit einem Schrei: „Tödtet ihn! tödtet ihn!" Franz warf sich zurück, aber der Graf ergriff ihn beim Arm und hielt ihn am Fenster fest.

„Was machen Sie denn?" sagte er zu ihm; „Mitleid? das wäre in der That gut angebracht! Wenn Sie: „ein wüthender Hund!" schreien hörten, so würden Sie Ihr Gewehr nehmen, auf die Straße eilen und das arme Thier niederschießen, dessen ganze Schuld am Ende darin bestünde, daß es von einem andern Hunde gebissen worden wäre und das, was man ihm gethan, zurückgäbe; und Sie haben Mitleid mit einem Menschen, den kein anderer Mensch gebissen, und der dennoch seinen Wohlthäter umgebracht hat, und nun, da er nicht mehr umbringen kann, weil seine Hände gebunden sind, mit aller Gewalt seinen Kerkergefährten, seinen Unglückskameraden sterben sehen will? Sehen Sie, sehen Sie."

Diese Aufforderung war überflüssig geworden, Franz war von dem furchtbaren Schauspiel wie von einem Blendwerk ergriffen. Die zwei Knechte hatten den Verurtheilten auf das Schaffot geschleppt und hier trotz seines Widerstrebens, seines Beißens, seines Geschreis genöthigt, sich auf die Kniee zu werfen; während dessen stellte sich der Henker an seine Seite und hielt die Keule empor; auf ein Zeichen zogen sich die zwei Gehülfen

zurück. Der Verurtheilte wollte sich erheben, doch ehe er hiezu Zeit hatte, fiel die Keule auf seinen linken Schlaf; man hörte ein dumpfes, mattes Geräusch, und der Verbrecher stürzte, das Gesicht gegen die Erde, wie ein geschlagener Ochs nieder; dann kehrte er sich durch den Gegenstoß auf den Rücken, der Henker ließ die Keule aus seinen Händen sinken, zog das Messer aus seinem Gürtel, öffnete ihm mit einem Schnitte die Gurgel, stellte sich auf seinen Bauch und fing an, ihn mit seinen Füßen zu kneten. Bei jedem Drucke stürzte ein Blutstrahl aus dem Halse des Verurtheilten hervor.

Nun konnte es Franz nicht mehr länger aushalten; er warf sich zurück und fiel halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl.

Albert blieb mit geschlossenen Augen auf seinen Füßen, klammerte sich aber an den Vorhängen an, ohne deren Unterstützung er gewiß gefallen wäre.

Der Graf stand aufrecht und triumphirend wie der böse Engel.

Dreizehntes Kapitel.

Der Carneval in Rom.

Als Franz zu sich kam, erblickte er Albert, der ein Glas Wasser trank, was er, nach seiner Blässe zu urtheilen, sehr nöthig hatte, und den Grafen, der bereits die Tracht eines Bajazzo anlegte. Er warf maschinenmäßig die Augen auf den Platz: Alles war verschwunden, Schaffot, Henker, Opfer; nur das geräuschvolle, geschäftige, lustige Volk war noch übrig;

die Glocke des Monte-Citorio, welche nur beim Tode des Papstes und bei der Eröffnung des Carnevals hörbar wird, ertönte in vollen Schwingungen.

„Nun!“ fragte er den Grafen, „was ist denn vorgefallen?“

„Nichts, durchaus nichts, wie Sie sehen,“ erwiederte der Graf; „der Carneval hat nur begonnen, und wir wollen uns ankleiden.“

„In der That,“ sprach Franz, „von dieser ganzen furchtbaren Scene ist nichts mehr vorhanden, als die Spur eines Traumes.“

„Weil es nichts Anderes ist, als ein Traum, ein Alp, den Sie gehabt haben.“

„Ja, ich, aber der Verurtheilte?“

„Auch für ihn ist es ein Traum, nur ist er eingeschlafen geblieben, während Sie erwacht sind; und wer vermag zu sagen, welcher von Beiden der Bevorzugte ist?“

„Doch Peppino,“ fragte Franz, „was ist aus ihm geworden?“

„Peppino ist ein Mensch von Verstand und ohne alle Eitelkeit; wider die Gewohnheit der Leute, welche wüthend darüber werden, wenn man sich nicht mit ihnen beschäftigt, war er bezaubert, als er sah, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit seinem Kameraden zuwandte; er benützte daher die Zerstreuung, um in die Menge zu schlüpfen und zu verschwinden, ohne auch nur den würdigen Priestern, die ihn begleitet hatten, zu danken. Der Mensch ist offenbar ein sehr undankbares und selbstsüchtiges Thier. . . . Doch kleiden Sie sich an, Sie sehen, Herr von Morcerf gibt Ihnen das Beispiel.“

Albert zog maschinenmäßig seine Hose von Taffet über seine schwarzen Beinkleider und seine gefirnißten Stiefeln an.

„Nun, Albert,“ fragte Franz, „sind Sie wirklich im Zuge, Tollheiten zu machen? Sprechen Sie offenherzig.“

„Nein, aber es ist mir lieb, daß ich eine solche Scene gesehen habe, und ich begreife nun, was der Herr Graf sagte. Hat man sich einmal an ein solches Schauspiel gewöhnen können, so ist es das einzige, welches noch Aufregung gewährt.“

„Abgesehen davon, daß man in diesem Augenblick nur hiebei allein Charakterstudien machen kann,“ sprach der Graf; „auf der ersten Stufe des Schaffots reißt der Tod die Larve ab, die man das ganze Leben hindurch getragen hat, und das wahre Gesicht erscheint. Man muß gestehen, das von Andrea war nicht schön anzuschauen... der häßliche Schuft!... Kleiden wir uns an, meine Herren! Ich fühle das Bedürfniß, Pappendeckelmasken zu sehen, um mich über die Fleischmasken zu trösten.“

Es wäre von Franz lächerlich gewesen, sich mädchenhaft zu sträuben und das Beispiel nicht zu befolgen, das ihm seine zwei Gefährten gaben. Er legte daher ebenfalls sein Costume an und nahm seine Maske, welche sicherlich nicht bleicher war, als er. Sobald man die Toilette beendigt hatte, ging man hinab. Der Wagen wartete vor der Thüre, voll mit Confetti und Sträußen. Man schloß sich der Reihe an.

Es läßt sich kaum ein vollständigerer Widerspruch denken, als der, welcher sich nunmehr bewerkstelligt hatte. Statt der düsteren, schweigsamen Todesscene bot die Piazza del popolo den Anblick einer tollen, brausenden Orgie. Eine Menge von Masken brach von allen Seiten hervor, strömte aus allen Thüren, stieg von allen Fenstern herab; mit Pierrots, mit Arlequins, mit Dominos, mit Marquis, mit Trasteverinern, mit Grotesken, mit Chevaliers, mit Bauern beladen, mündeten die Wagen an allen Straßenecken aus; und Alles schrie, geberdete sich, schleuderte Eier voll Mehl, Confetti, Sträuße, griff mit dem Worte und mit Wurfgeschoß Freunde und Fremde, Bekannte und Unbekannte an, ohne daß Jemand das Recht hatte, sich darüber zu är-

ern, ohne daß auch nur Einer etwas Anderes that, als
ichen.

Franz und Albert waren wie Menschen, welche man,
m sie von einem heftigen Kummer zu zerstreuen, zu einer
Orgie führen würde, und die, je mehr sie trinken und
ch berauschen, fühlen, wie sich ein immer dichter werden-
er Schleier zwischen die Vergangenheit und die Gegen-
wart zieht. Sie sahen beständig den Reflex dessen, was
e angeschaut hatten, oder sie fühlten vielmehr fort, den-
lben in sich zu fühlen. Aber allmälig erfaßte sie eine
llgemeine Trunkenheit; es kam ihnen vor, als wäre ihre
hwankende Vernunft im Begriff, sie zu verlassen; sie
erspürten in sich ein seltsames Bedürfniß, ihren Theil
n diesem Geräusch, an dieser Bewegung, an diesem
Schwindel zu nehmen. Eine Handvoll Confetti, die
Morcerf von einem benachbarten Wagen zukam, prickelte
in am Halse und an allen den Theilen des Gesichtes,
welche nicht durch die Maske beschützt waren, als hätte
ian ihm hundert Nadeln zugeworfen, und dies trieb ihn
ollends zu dem allgemeinen Kampfe an, in welchen be-
eits alle Masken, die sie trafen, verwickelt waren. Er
rhob sich nun auch in seinem Wagen, schöpfte mit vollen
Händen aus den Taschen, und schleuderte mit aller ihm
ı Gebote stehender Kraft und Geschicklichkeit Eier und
Dragées nach seinen Nachbarn. Von nun an nahm der
Kampf seinen Fortgang. Die Erinnerung an das, was
e eine halbe Stunde zuvor gesehen, verwischte sich gänz-
ch in dem Geiste der beiden jungen Männer, so viel
Abwechselung bot ihnen das buntscheckige, bewegliche, tolle
Schauspiel, das sie vor sich hatten. Auf den Grafen von
Monte Christo schien nicht einen Augenblick ein Eindruck
ervorgebracht zu werden.

Man denke sich die große, schöne Straße des Corso,
on einem Ende zum andern mit Pallästen von vier
is fünf Stockwerken eingefaßt, deren Balcons insge-
ammt mit Teppichen verziert, deren Fenster alle reich

drapirt sind. Auf diesen Balcons und an diesen Fenstern dreimal hunderttausend Zuschauer, Römer, Italiener, Fremde von den vier Welttheilen herbeigekommen; alle Aristokratien versammelt: Aristokratien der Geburt, dem Geld, dem Genie nach; reizende Frauen, welche, selbst dem Einfluß dieses Schauspiels unterthan, sich über die Balcons herabneigen, aus den Fenstern beugen, und auf die vorüberfahrenden Wagen einen Hagel von Confetti regnen lassen, den man ihnen in Sträußen zurückgibt, bis die Luft ganz verdickt ist von herabfallenden Dragées und hinaufsteigenden Blumen; dann auf dem Straßenpflaster eine freudige, rastlose, tolle Menge in wahnsinnigen Trachten; umherspazierende Riesenkohle, Büffelköpfe, auf menschlichen Leibern brüllend, Hunde, welche auf den Vorderfüßen zu gehen scheinen; und mitten unter allem dem eine Maske, die sich aufhebt, und in dieser von Callot geträumten Versuchung des heiligen Antonius irgend eine Astarte, die ein reizendes Gesicht zeigt, von dem man aber, wenn man ihm folgen will, durch Dämonen getrennt wird, wie man sie in seinen Träumen sieht, und man hat einen schwachen Begriff von dem, was der Carneval in Rom ist.

Bei der zweiten Fahrt ließ der Graf den Wagen halten, bat die Freunde um Erlaubniß, sie verlassen zu dürfen, und stellte die Caleche zu ihrer Verfügung. Franz schlug die Augen auf: man befand sich vor dem Pallaste Rospoli, und an dem mittleren Fenster, woran der weiße Damastvorhang mit einem rothen Kreuz angebracht war, stand ein Domino, unter dem sich die Einbildungskraft von Franz ohne Mühe die schöne Griechin des Teatro Argentina vorstellte.

„Meine Herren," sagte der Graf aus dem Wagen springend, „sind Sie müde, Schauspieler zu sein, und wollen Sie wieder Zuschauer werden, so wissen Sie, daß Sie Platz an meinen Fenstern haben; mittlerweile verfügen Sie über meinen Kutscher, über meinen Wagen und über meine Bedienten.

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß der Kutscher des Grafen sehr ernst in ein Bärenfäll, ganz dem von Odry in Bär und Pascha ähnlich, gekleidet war, und daß die Lackeien, welche hinten auf der Caleche standen, vollkommen ihrer Figur angepaßte Costumes von grünen Affen und Masken mit Federn hatten, mit welchen sie Grimassen gegen die Vorüberkommenden machten.

Franz dankte dem Grafen für sein höfliches Anerbieten. Albert aber war gerade in einer kleinen Coquetterie mit einem Wagen voll römischer Bäuerinnen begriffen, welcher, wie der des Grafen durch einen Stillstand der Reihe aufgehalten, von ihm mit Sträußen überströmt wurde. Zu seinem Unglück setzte sich die Reihe wieder in Bewegung, und während er gegen die Piazza del popolo hinabfuhr, fuhr der Wagen, welcher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, nach dem venetianischen Pallaste hinauf.

„Oh! mein Lieber," sagte Albert, „Sie haben den Wagen nicht gesehen, der mit römischen Bäuerinnen beladen dort hinauffährt?"

„Nein."

„Ich bin überzeugt; es sind reizende Frauen."

„Wie Schade, daß Sie eine Larve vor dem Gesichte haben, mein lieber Albert," erwiederte Franz; „das war ein Augenblick, wo Sie sich für Ihre Liebestäuschungen hätten entschädigen können."

„Oh!" entgegnete Albert halb lachend, halb überzeugt, „ich hoffe, der Carneval wird nicht vorübergehen, ohne mir irgend eine Befriedigung zu bringen."

Trotz der Hoffnung von Albert ging der ganze Tag ohne ein anderes Abenteuer, als ein zwei oder dreimaliges Begegnen der Caleche mit den römischen Bäuerinnen vorüber; bei einem solchen Zusammentreffen machte sich seine Maske los, . . mochte dies nun Zufall oder Berechnung von Albert sein. Er nahm hiebei den ganzen Rest von Sträußen und warf ihn in die

Caleche. Ohne Zweifel wurde eine von den reizenden Frauen, welche Albert unter der zierlichen Tracht der Bäuerinnen vermuthete, von dieser Galanterie gerührt, denn als der Wagen der zwei Freunde wieder vorüberkam, warf sie einen Veilchenstrauß hinein. Albert stürzte sich auf den Strauß. Da Franz nicht glauben konnte, er wäre an seine Adresse gerichtet, so ließ er Albert sich desselben bemächtigen. Albert steckte ihn siegreich an sein Knopfloch und der Wagen setzte seinen Triumphzug fort.

„Gut!“ sagte Franz, „das ist schon ein Anfang von einem Abenteuer.“

„Lachen Sie, so lange Sie wollen, aber ich glaube, es ist so; ich lasse diesen Strauß auch nicht mehr von mir.“

„Bei Gott, ich glaube wohl!“ rief Franz lachend, „es ist ein Zeichen der Wiedererkennung.“

Der Scherz nahm indessen bald den Charakter einer Wirklichkeit an, denn als, beständig durch die Reihe geführt, Franz und Albert abermals den Wagen der Contadine kreuzte, klatschte diejenige, welche Albert das Sträußchen zugeworfen hatte, in die Hände, sobald sie es an seinem Knopfloch erblickte.

„Bravo! mein Freund, bravo!“ sagte Franz, „das läßt sich vortrefflich an; soll ich aussteigen, ist es Ihnen angenehmer, allein zu sein?“

„Nein,“ erwiederte er, „nein, wir wollen nicht ungestüm zu Werke gehen. Ich habe nicht Lust, mich wie ein Dummkopf durch eine erste Demonstration fangen zu lassen. Beliebt es der schönen Bäuerin, weiter zu gehen, so werden wir sie morgen wiederfinden, oder sie findet vielmehr uns wieder; dann gibt sie mir wohl ein Zeichen ihres Daseins, und ich werde sehen, was ich zu thun habe.“

„In der That, mein lieber Albert, Sie sind weise wie Nestor und klug wie Ulysses, und wenn es Ihrer Circe gelingen soll, Sie in irgend ein Thier zu ver-

beln, so muß sie sehr geschickt oder sehr mächtig
"
Albert hatte Recht: die schöne Unbekannte war
Zweifel entschlossen, die Intrigue an diesem Tag
: weiter zu treiben; denn obgleich die jungen Leute
mehre Male auf= und abfuhren, so fanden sie doch
Caleche nicht mehr, welche ihre Augen suchten; sie
ohne Zweifel in einer von den nebenliegenden Straßen
hwunden. Sie kehrten nun zu dem Pallaste
oli zurück, doch der Graf war mit dem blauen Do=
ebenfalls verschwunden, indeß an den zwei Fenstern
den gelben Damastvorhängen immer noch Personen
en, die er ohne Zweifel eingeladen hatte.
In diesem Augenblick läutete dieselbe Glocke, welche
Eröffnung des Carnevals verkündigt hatte, zum
zug; die Reihe des Corso brach sich sogleich, und
in paar Minuten waren die Wagen durch die
rstraßen abgezogen. Franz und Albert befanden
in diesem Augenblick vor der Via delle Maratte;
Kutscher fuhr durch diese, ohne ein Wort zu sagen,
chte, sich an dem Pallaste Rospoli hinziehend, die
za di Spagna und hielt vor dem Gasthofe an.
ter Pastrini empfing seine Gäste auf der Thür=
elle.
Es war die erste Sorge von Franz, sich nach dem
fen zu erkundigen und sein Bedauern darüber aus=
icken, daß er ihn nicht zu rechter Zeit wieder abge=
; aber Pastrini beruhigte ihn mit der Bemerkung,
Graf habe einen zweiten Wagen für sich bestellt,
dem er um vier Uhr aus dem Pallaste Ro=
zurückgekehrt sei. Er war überdieß von ihm beauf=
, den zwei Freunden den Schlüssel seiner Loge
Teatro Argentina anzubieten. Franz befragte Al=
wozu er geneigt sei, Albert aber hatte große
e in Ausführung zu bringen, ehe er an das Thea=
denken konnte. Statt zu antworten, erkundigte er

sich daher bei Meister Pastrini, ob er ihm einen Schneider verschaffen könnte.

„Einen Schneider,“ fragte der Wirth, „und wozu?“

„Um uns bis morgen römische Bauernanzüge, so zierlich als man sie nur haben kann, zu machen,“ erwiederte Albert.

Meister Pastrini schüttelte den Kopf.

„Bis morgen zwei Anzüge machen!“ rief er, „ich bitte Euere Excellenz um Entschuldigung, aber das ist eine ächt französische Frage. Zwei Anzüge, während Sie in den nächsten acht Tagen keinen Schneider finden würden, der sich herbeiließe, Ihnen sechs Knöpfe an eine Weste zu nähen, und wenn Sie ihm auch den Knopf das Stück zu einem Thaler bezahlen wollten.“

„Wir müssen also darauf Verzicht leisten, uns solche Kleider zu verschaffen?“

„Nein, insofern wir solche Anzüge fertig bekommen. Lassen Sie dies meine Sorge sein, und Sie sollen morgen, wenn Sie erwachen, eine Auswahl von Hüten, Wämmsern und Beinkleidern finden, womit Sie zufrieden sein werden.“

„Mein Lieber,“ sagte Franz zu Albert, „wir wollen uns auf unsern Wirth verlassen, er hat uns bereits bewiesen, daß er ein Mann von Mitteln ist; speisen wir ruhig zu Mittag und sehen wir nach dem Essen die Italienerin in Algier.“

„Gut, die Italienerin in Algier,“ versetzte Albert; „doch bedenken Sie, Meister Pastrini, daß ich und dieser Herr den größten Werth darauf legen, die gewünschten Kleider morgen zu bekommen.“

Der Wirth versicherte seine Gäste noch einmal, sie hätten sich um nichts zu bekümmern und würden nach Wünschen bedient werden; hienach gingen Franz und Albert in ihre Zimmer, um ihre Bajazzokleider abzulegen, wobei Albert seinen Veilchenstrauß, das Wiedererkennungszeichen, auf das Sorgfältigste aufbewahrte.

Die zwei Freunde setzten sich zu Tische, doch während des Mahles konnten sie nicht umhin, die auffallende Verschiedenheit zwischen den Verdiensten des Koches von Meister Pastrini und denen der Küche des Grafen von Monte Christo wahrzunehmen. Franz mußte, trotz der Vorurtheile, die er gegen den Grafen zu haben schien, zugestehen, daß die Vergleichung nicht zum Vortheile des Küchenmeisters von Pastrini ausfiel.

Beim Dessert erkundigte sich der Wirth nach der Stunde, zu der die jungen Leute den Wagen wünschten. Albert und Franz schauten sich gegenseitig an, denn sie befürchteten in der That, unbescheiden zu sein. Der Diener verstand sie und erwiederte:

„Seine Excellenz hat ausdrücklich Befehl gegeben, der Wagen solle den ganzen Tag Ihren Herrlichkeiten zur Verfügung bleiben. Ihre Herrlichkeiten können also ohne Furcht, unbescheiden zu sein, bestimmen, was geschehen soll.“

Die jungen Männer beschlossen, die Höflichkeit des Grafen vollständig zu benützen, und befahlen anzuspannen, während sie die durch zahlreiche Kämpfe, in welche sie sich eingelassen hatten, etwas zerknitterte Morgentoilette durch eine Abendtoilette ersetzten. Sobald diese Maßregeln getroffen waren, fuhren sie in das Teatro Argentina, wo sie sich in der Loge des Grafen einnisteten.

Während des ersten Aktes traf die Gräfin G*** in die ihrige; sie wandte sogleich ihren Blick nach der Stelle, wo sie am Abend zuvor den seltsamen Unbekannten gesehen, und gewahrte Franz und Albert in der Loge des Mannes, über welchen sie vier und zwanzig Stunden vorher eine so sonderbare Meinung ausgesprochen hatte. Die Lorgnette war mit solcher Hartnäckigkeit auf Franz gerichtet, daß er einsah, es müßte als eine Grausamkeit betrachtet werden, würde er länger zögern, ihre Neugierde zu befriedigen. Das den Zuschauern der italienischen Theater bewilligte Pri-

vilegium benützend, welches darin besteht, daß sie aus i
Schauspielsälen ihren Empfangssalon machen, verli
die zwei Freunde ihre Loge, um der Gräfin ihre Ach
zu bezeigen. Kaum waren sie in der Loge der letzt
als sie Franz durch ein Zeichen den Ehrenplatz einneh
hieß. Albert setzte sich hinter sie.

„Nun!" sagte sie zu Franz, dem sie nicht völlig
gönnte, sich niederzulassen, „es scheint, Sie haben ni
Eiligeres zu thun gehabt, als mit dem neuen Lord R
wen Bekanntschaft zu machen, und Sie sind jetzt
besten Freunde der Welt?"

„Ohne in einer gegenseitigen Innigkeit so weit
gerückt zu sein, als Sie sagen, kann ich nicht leug
daß wir den ganzen Tag seine Artigkeit mißbra
haben."

„Wie, den ganzen Tag?"

„Meiner Treue, das ist das richtige Wort: di
Morgen haben wir ein Frühstück bei ihm angenom
während der ganzen Mascherata sind wir in seinem W
auf dem Corso umhergefahren, diesen Abend wohnen
dem Schauspiel in seiner Loge bei."

„Sie kennen ihn also?"

„Ja oder nein."

„Wie soll ich dies verstehen?"

„Es ist eine ganze lange Geschichte."

„Die Sie mir erzählen werden?"

„Sie würde Ihnen zu sehr bange machen."

„Ein Grund mehr."

„Warten Sie doch, bis diese Geschichte eine E
wickelung genommen hat."

„Gut, ich liebe die vollständigen Geschichten. Mi
lerweile sagen Sie mir, wie sind Sie mit ihm in
rührung gekommen? wer hat Sie ihm vorgestellt?"

„Niemand; er hat sich im Gegentheil uns gest
Abend, als wir Sie verließen, vorstellen lassen."

„Durch welche Vermittelung?"

„Ah! mein Gott, durch die sehr prosaische Vermittelung unseres Wirthes."

„Er wohnt also im Gasthofe zur Stadt London, wie Sie?"

„Nicht nur in demselben Gasthofe, sondern auch auf demselben Boden."

„Wie heißt er, denn Sie wissen ohne Zweifel seinen Namen?"

„Allerdings: Graf von Monte Christo."

„Was für ein Name ist dies? es ist kein Geschlechtsname."

„Nein, es ist der Name einer Insel, die er gekauft hat."

„Und er ist Graf?"

„Toscanischer Graf."

„So werden wir ihn dulden, wie die Andern," sagte die Gräfin, welche einer der ältesten Familien in der Gegend von Venedig angehörte. „Und was für ein Mann ist es sonst?"

„Fragen Sie den Vicomte von Morcerf."

„Hören Sie, mein Herr? man weist mich an Sie," sprach die Gräfin.

„Wir wären sehr häkelig, fänden wir ihn nicht ausgezeichnet," antwortete Albert; „ein zehnjähriger Freund hätte nicht mehr für uns gethan, als er gethan hat, und dies mit einer Anmuth, mit einer Zartheit, mit einer Höflichkeit, wodurch sich der wahre Mann von Welt offenbart."

„Gehen Sie," versetzte die Gräfin lachend, „Sie werden sehen, mein Vampyr ist ganz einfach ein in neuester Zeit Reichgewordener, der sich seine Millionen verzeihen lassen will. Und Sie haben sie auch gesehen?"

„Wen, sie?" fragte Franz lächelnd.

„Die schöne Griechin von gestern."

„Nein. Wir hörten, wie ich glaube, den Ton ihrer Guzla, doch sie blieb völlig unsichtbar."

„Das heißt, wenn Sie unsichtbar sagen, mein lieber Franz," sprach Albert, „so geschieht dies nur, um den Geheimnißvollen zu spielen. Für wen halten Sie den blauen Domino, der an dem Fenster mit dem weißen Damastvorhang im Pallaste Rospoli stand?"

„Der Graf hatte also drei Fenster im Pallaste Rospoli?"

„Ja. Sind Sie über den Corso gekommen?"

„Allerdings. Wer ist heute nicht darüber gekommen?"

„Wohl! haben Sie zwei Fenster mit gelben Damastvorhängen und eines mit weißem Damast, woran ein rothes Kreuz, wahrgenommen?"

„Ah! dieser Mensch muß ein wahrer Nabob sein? Wissen Sie, was drei Fenster wie diese für acht Carnevalstage und zwar im Pallaste Rospoli, das heißt in der schönsten Lage des Corso, werth sind?"

„Zwei bis dreihundert römische Thaler."

„Sagen Sie zwei bis dreitausend."

„Ah Teufel!"

„Bezieht er diese schönen Einkünfte von seiner Insel?"

„Seine Insel trägt ihm keinen Bajocco."

„Warum hat er sie dann gekauft?"

„Aus Phantasie."

„Es ist also ein Original?"

„Ich kann es nicht leugnen, er kam mir sehr excentrisch vor," sprach Albert. „Wäre er in Paris, besuchte er unsere Schauspiele, so würde ich sagen, er sei entweder ein schlechter Spaßmacher, der Aufsehen erregen wolle, oder ein armer Teufel, den die neuere Literatur zu Grunde gerichtet."

In diesem Augenblick erschien ein Besuch, und Albert trat seinen Platz der Sitte gemäß dem Ankömmling ab; dieser Umstand hatte auch zur Folge, daß der Gegenstand des Gespräches verändert wurde. Eine Stunde später kehrten die Freunde nach ihrem Gasthofe zurück. Meister Pastrini hatte sich bereits mit ihrer Verkleidung für den andern Tag beschäftigt, und er ver-

sprach ihnen, sie würden mit seiner rücksichtsvollen Thätigkeit zufrieden sein.

Am andern Morgen trat er wirklich in das Zimmer von Franz in Begleitung eines Schneiders, welcher mit acht bis zehn Anzügen römischer Bauern beladen war. Die zwei Freunde wählten zwei ähnliche und beauftragten ihren Wirth, ihnen zwanzig Ellen Bänder an jeden von ihren Hüten nähen zu lassen, und ihnen zwei von den reizenden seidenen Schärpen mit Querstreifen und von lebhaften Farben zu verschaffen, wie sie sich die Leute vom Volke an Festtagen um die Hüften zu befestigen pflegen.

Albert drängte es, zu sehen, wie ihm seine neue Kleidung stand; es war ein Wamms und eine Hose von blauem Sammet, Strümpfe mit gestickten Zwickeln, Schuhe mit Schnallen und eine seidene Weste. Der junge Mann konnte bei dieser malerischen Tracht nur gewinnen, und als der Gürtel um seine zierliche Taille befestigt war, als der Hut, leicht auf die Seite geneigt, Wellen von Bändern auf seine Schulter fallen ließ, mußte Franz gestehen, daß das Costume viel zu der körperlichen Erhabenheit beiträgt, die wir gewissen Völkern zugestehen. Die Türken, einst so pittoresk mit ihren langen, lebhaft gefärbten Gewändern, sind sie nicht jetzt häßlich mit ihren blauen zugeknöpften Röcken und ihrer griechischen Plattmütze, wodurch sie das Aussehen von Weinflaschen mit rothem Siegel bekommen? Franz machte Albert seine Komplimente, während sich dieser, vor dem Spiegel stehend, mit einer unzweideutigen Miene der Selbstzufriedenheit zulächelte. So weit waren sie, als der Graf von Monte Christo eintrat.

„Meine Herren," sprach er zu den zwei Freunden, „so angenehm ein Vergnügensgefährte auch sein mag, so ist die Freiheit doch noch angenehmer, und ich komme, um Ihnen zu sagen, daß ich für heute und die acht folgenden Tage den Wagen, dessen sie sich gestern bedient haben, zu Ihrer Verfügung stelle. Unser Wirth hat

Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt, daß drei oder vier von mir bei ihm in Pension sind; machen Sie davon Gebrauch, um Ihrem Vergnügen oder Ihren Geschäften nachzugehen. Unser Zusammenkunftsort, wenn wir uns etwas zu sagen haben, ist der Pallast Rospoli."

Die jungen Leute wollten Einwendungen machen, aber sie hatten in der That keinen guten Grund, ein Anerbieten auszuschlagen, das ihnen überdies willkommen war. Sie willigten also ein.

Der Graf von Monte Christo blieb ungefähr eine Viertelstunde bei ihnen und sprach von allen möglichen Dingen mit außerordentlicher Leichtigkeit. Er war, wie man bereits bemerken konnte, sehr bewandert in der Literatur aller Länder. Ein Blick auf die Wände seines Salon geworfen, hatte Albert und Franz bewiesen, daß er Gemälde liebte. Einige Worte, die er ohne Anmaßung und gleichsam nur im Vorübergehen fallen ließ, dienten ihnen zum Beweis, daß ihm die Wissenschaften nicht fremd waren; besonders schien er sich mit der Chemie beschäftigt zu haben.

Die zwei jungen Leute hatten nicht die Keckheit, dem Grafen das Frühstück, welches er ihnen gegeben, zurückzugeben; es wäre ein zu schlechter Spaß gewesen, ihm für seine vortreffliche Tafel die mittelmäßigen Erzeugnisse der Küche von Meister Pastrini zu bieten. Sie sagten ihm dies ganz offenherzig, und er empfing ihre Entschuldigungen als ein Mann, der ihr Zartgefühl zu schätzen wußte.

Albert war entzückt von den Manieren des Grafen, den er, ohne sein Wissen, für einen wahren Edelmann anerkannt hätte. Daß er frei über den Wagen verfügen durfte, erfüllte ihn besonders mit Freude; er hatte seine Absichten auf die Bäuerinnen, und da sie ihm am Tage zuvor in einem sehr eleganten Wagen erschienen waren, so dünkte es ihm gar nicht unangenehm, sich in diesem Punkte fortwährend auf gleichem Fuße mit ihnen zu zeigen.

Um halb zwei Uhr gingen die jungen Männer hinab; der Kutscher und die Lackeien hatten den Gedanken gehabt, ihre Livreekleider über ihre Thierfälle anzuziehen, was ihnen ein noch groteskeres Aussehen verlieh und Komplimente von Franz und Albert eintrug. Albert steckte sentimental seinen Strauß von verwelkten Veilchen an das Knopfloch.

Bei dem ersten Tone der Glocke brachen sie auf und eilten durch die Via Vittoria nach dem Corso. Während der zweiten Umfahrt fiel ein Strauß von frischen Veilchen, aus einem mit Bajazzine beladenen Wagen kommend, in die Caleche des Grafen und deutete Albert an, daß die Bäuerinnen vom Tage vorher, wie er und sein Freund, das Costume gewechselt und daß sie, ob aus Zufall, ob aus einem dem seinigen ähnlichen Gefühle, während er artig ihre Tracht genommen, sein Costume gewählt hatten.

Albert steckte den frischen Strauß an die Stelle des andern, aber er behielt das verwelkte Bouquet in seiner Hand, und als er die Caleche abermals kreuzte, drückte er es verliebt an seine Lippen, wodurch er nicht nur diejenige, welche es ihm zugeworfen, sondern auch ihre tollen Genossinnen zu belustigen schien. Dieser Tag war nicht minder belebt, als der vorhergehende; ein scharfer Beobachter dürfte sogar eine Vermehrung des Geräusches und der Heiterkeit wahrgenommen haben. Einen Augenblick sah man den Grafen an seinem Fenster, doch als der Wagen zurückkam, war er bereits wieder verschwunden.

Es versteht sich von selbst, daß der Austausch von Coquetterie zwischen Albert und der Bajazzina mit den Veilchensträußen den ganzen Tag fortdauerte. Am Abend bei seiner Rückkehr fand Franz einen Brief von der Gesandtschaft, worin man ihm mittheilte, er würde am andern Tage von Seiner Heiligkeit empfangen werden. So oft er vorher Rom besucht, hatte er diese Gunst sich erbeten und erhalten, und sowohl aus Religion als

aus Dankbarkeit wollte er den Boden der Hauptstadt der christlichen Welt nicht berühren, ohne seine ehrfurchtsvolle Huldigung einem der Nachfolger des heiligen Petrus, der das seltene Beispiel aller Tugenden gegeben hat, zu Füßen zu legen. Er durfte also an diesem Tag nicht an den Carneval denken; trotz des gütigen Wesens, womit er seine Größe umgibt, schickt man sich doch nur mit der tiefsten Ehrfurcht an, sich vor dem heiligen Greise zu verbeugen, den man Gregor XVI. nennt.

Als Franz den Vatican verließ, kehrte er geraden Wegs und den Corso sorgfältig vermeidend nach dem Gasthause zurück. Er trug einen Schatz frommer Gedanken mit sich, für welche die Berührung der tollen Freuden der Mascherata eine Entheiligung gewesen wäre. Albert kam nach fünf Uhr. Die Bajazzina hatte wieder die Tracht einer Bäuerin angelegt und die Caleche von Albert kreuzend die Maske aufgehoben: sie war reizend.

Franz machte Albert seine aufrichtigen Komplimente, und dieser nahm sie als ein Mann auf, dem sie gebühren. Er hatte, wie er sagte, an gewissen Zeichen unnachahmlicher Eleganz erkannt, seine schöne Unbekannte müßte der höchsten Aristokratie angehören, und er war entschlossen, ihr am andern Tage zu schreiben.

Während Franz diese vertrauliche Mittheilung vernahm, bemerkte er, daß Albert ihn um etwas ersuchen wollte, aber sein Gesuch an ihn zu richten zögerte. Franz forderte ihn auf, offenherzig zu sprechen, wobei er ihm erklärte, er wäre bereit, für sein Glück jedes Opfer zu bringen, das in seiner Macht läge. Albert ließ sich lange bitten, endlich aber gestand er Franz, er würde ihm einen großen Dienst leisten, wenn er am andern Tage die Caleche ihm allein überließe.

Albert schrieb der Abwesenheit seines Freundes die außerordentliche Güte zu, mit der die schöne Bäuerin ihre Maske gelüpft hatte. Man begreift, daß Franz nicht so selbstsüchtig war, Albert mitten in einem Aben-

teuer aufzuhalten, das zugleich so angenehm für seine Neugierde und so schmeichelhaft für seine Eitelkeit zu sein schien. Er kannte hinreichend die vollkommene Indiscretion seines würdigen Freundes, um überzeugt zu sein, er würde ihn im Laufenden über die geringsten Einzelnheiten seines Liebesabenteuers erhalten, und da er in den zwei bis drei Jahren, die er Italien in allen Richtungen durchreiste, nie eine so schöne Gelegenheit gehabt hatte, eine ähnliche Intrigue für seine Rechnung anzuspinnen, so war es Franz nicht leid, zu erfahren, wie sich die Dinge in einem solchen Falle gestalteten. Er versprach daher Albert, er würde sich begnügen, am andern Tage das Schauspiel von dem Pallaste Rospoli aus anzuschauen.

Er sah wirklich am andern Tage Albert hin und herfahren. Dieser hatte einen ungeheuern Strauß, welcher ohne Zweifel der Ueberbringer seiner Liebesepistel werden sollte. Die Wahrscheinlichkeit verwandelte sich in Gewißheit, als Franz denselben Strauß, der sich durch einen Kreis von weißen Camelien auszeichnete, in den Händen einer reizenden in rosa Atlaß gekleideten Bajazzina erblickte. An diesem Abend war es auch nicht mehr Freude, sondern eine Art von Wahnsinn. Albert zweifelte nicht mehr, die schöne Unbekannte würde ihm auf demselben Wege antworten. Franz kam seinen Wünschen durch die Aeußerung entgegen, all dieser Lärmen ermüde ihn, und er sei entschlossen, den nächsten Tag dazu anzuwenden, sein Album wieder einmal durchzusehen und sich Notizen zu machen. Albert hatte sich in seiner Voraussicht nicht getäuscht, am Abend des andern Tages sah Franz seinen Freund mit einem Sprunge in seinem Zimmer erscheinen; er hielt ein viereckig zusammengelegtes Papier an einer Ecke, schwang es in die Luft und rief:

„Nun! ließ ich mir eine Täuschung zu Schulden kommen?"

„Hat Sie geantwortet?" entgegnete Franz.

„Lesen Sie."

Dieses Wort wurde mit einem nicht zu beschreibenden Tone ausgesprochen. Franz nahm das Billet und las:

„Dienstag Abend um sieben Uhr steigen Sie aus Ihrem Wagen vor der Via dei Pontifici und folgen Sie der römischen Bäuerin, die Ihnen Ihr Moccoletto entreißen wird. Sobald Sie auf die erste Stufe der San Giacomo Kirche gelangen, knüpfen Sie, damit Sie von ihr erkannt werden, ein Rosaband auf die Schulter Ihres Bajazzokleides."

„Bis dahin sehen Sie mich nicht mehr.

„Beständigkeit und Verschwiegenheit."

„Nun," sagte Albert zu Franz als dieser gelesen hatte, „was denken Sie hievon, mein Freund?"

„Ich denke, daß die Sache ganz den Charakter eines angenehmen Abenteuers annimmt."

„Das ist auch meine Ansicht, und ich befürchte sehr, Sie werden allein auf den Ball des Herzogs von Bracciano gehen."

Franz und Albert hatten am Morgen eine Einladung zu dem berühmten römischen Bankier erhalten.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Albert," sagte Franz, „die ganze Aristokratie wird bei dem Herzog sein, und wenn Ihre schöne Unbekannte wirklich zur Aristokratie gehört, so erscheint sie wohl dort."

„Mag sie erscheinen oder nicht, ich bleibe bei meiner Ansicht über die Unbekannte. Sie haben das Billet gelesen, sie kennen die armselige Erziehung, welche in Rom die Frauen des mezzo sito erhalten (so nennt man den Bürgerstand); lesen Sie dieses Billet noch einmal, prüfen Sie die Schrift und suchen Sie mir einen Sprach- oder Schreibfehler."

Die Schrift war reizend und die Orthographie tadellos.

„Sie sind prädestinirt," sagte Franz zu Albert, indem er ihm das Billet zum zweiten Male zurückgab.

„Lachen Sie, so lange Sie wollen, scherzen Sie nach
›efallen, ich bin verliebt."

„Oh! mein Gott, Sie erschrecken mich," rief Franz,
denn ich sehe, daß ich nicht nur den Ball des Herzogs
›n Bracciano allein besuchen werde, sondern auch allein
ach Florenz zurückkehren kann."

„Ist meine Unbekannte ebenso liebenswürdig als
hön, so erkläre ich Ihnen, daß ich mich wenigstens auf
chs Wochen in Rom niederlasse. Ich bete Rom an und
abe überdies stets einen starken Geschmack für Archäologie
ehabt."

„Gut, noch ein oder zweimal ein solches Zusam-
entreffen, und ich verzweifle nicht, Sie als Membre
e l'Academie des inscriptions et belles-lettres
ı sehen."

Ohne Zweifel hätte Albert mit vollem Ernste über
ine Rechte auf den academischen Stuhl debattirt, aber
an verkündigte den Freunden, die Tafel harre ihrer.
›ie Liebe war jedoch bei Albert keines Wegs dem Appe-
t entgegengesetzt. Er begab sich daher rasch mit seinem
reunde zu Tische und beschloß die Discussion nach dem
Rahle wieder aufzunehmen.

Nach dem Essen meldete man den Grafen von
Monte Christo. Seit zwei Tagen hatten ihn die jungen
eute mit keinem Auge erblickt. Ein Geschäft hatte
n, wie Meister Pastrini sagte, nach Civita Vecchia
erufen. Er war am Abend vorher abgereist und erst
it einer Stunde zurückgekehrt. Mochte er auf seiner
ut sein, mochte die Gelegenheit nicht bei ihm die
harfen Fibern rege machen, welche gewisse Umstände
iederholt in seinen bittern Worten hatten ertönen lassen,
: benahm sich ungefähr wie die ganze Welt. Dieser
Mann war für Franz ein wahres Räthsel. Der Graf
›nnte nicht daran zweifeln, daß ihn der junge Reisende
kannt hatte, und dennoch schien kein Wort seit ihrem
euen Begegnen anzudeuten, daß er ihn gesehen zu haben
ch erinnerte. Wie sehr auch Franz Lust in sich

auf ihr erstes Zusammentreffen anzuspielen, so hielt ihn doch seiner Seits die Furcht ab, einem Manne unangenehm zu sein, der ihn und seinen Freund mit Zuvorkommenheiten überhäuft hatte; er beobachtete daher dieselbe Zurückhaltung gegen ihn.

Es war dem Grafen zu Ohren gekommen, die Freunde hätten eine Loge in dem Teatro Argentina nehmen wollen, aber zur Antwort erhalten, es wären alle gemiethet. Er brachte ihnen daher den Schlüssel der seinigen; wenigstens war dies der scheinbare Grund seines Besuches. Franz und Albert machten einige Einwendungen, denn sie würden ihn, wie sie sagten, durch ihre Gegenwart des Raumes berauben, aber der Graf erwiederte, er gedächte an diesem Abend das Teatro della Valle zu besuchen, und seine Loge im Teatro Argentina wäre somit verloren, wenn sie dieselbe nicht benützten.

Diese Versicherung bestimmte die Freunde, anzunehmen. Franz gewöhnte sich allmälig an die Blässe des Grafen, die ihm, als er sie zuerst wahrgenommen, so sehr aufgefallen war. Er konnte nicht umhin, der Schönheit seines strengen Kopfes, dessen einziger Fehler oder Haupteigenschaft vielleicht diese Blässe war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein wahrer Held von Byron, konnte Franz nicht einmal an ihn denken, ohne daß er sich dieses düstere Gesicht auf den Schultern von Manfred oder unter dem Gewande von Lara vorstellte. Er hatte jene Falte auf der Stirne, welche die beständige Gegenwart eines bittern Gedanken andeutet; er hatte die glühenden Augen, welche in der tiefsten Tiefe der Seele lesen; er hatte die stolze, spöttische Lippe, welche den Worten, die daraus hervorgehen, den eigenthümlichen Charakter verleiht, wodurch sie sich tief dem Gedächtniß der Hörer einprägen.

Der Graf war nicht mehr jung; er zählte wenigstens vierzig Jahre, und dennoch begriff man vollkommen, daß er ganz dazu geeignet war, den Sieg über

die jungen Männer, mit denen er sich zusammen finden würde, davon zu tragen. Durch eine leichte Aehnlichkeit mit den phantastischen Helden des englischen Dichters schien der Graf wirklich die Gabe der Verblendung zu besitzen.

Albert war unerschöpflich an Worten, welches Glück es ihnen gewährte, daß sie einen solchen Mann getroffen hätten; Franz zeigte sich weniger enthusiastisch, und dennoch unterwarf er sich dem Einfluß, den jeder erhabene Mann auf den Geist seiner Umgebung ausübt. Er dachte daran, daß der Graf bereits mehrere Male geäußert hatte, er beabsichtige Paris zu besuchen, und zweifelte nicht, er würde mit seinem excentrischen Charakter; mit seinem ausdrucksvollen Gesichte und seinem ungeheuern Vermögen die größte Wirkung hervorbringen. Und dennoch wünschte er nicht in Paris zu sein, wenn er dahin käme.

Der Abend ging hin, wie dies gewöhnlich in italienischen Theatern der Fall ist, nicht mit Anhören der Sänger, sondern mit Besuchemachen und Plaudern. Die Gräfin wollte das Gespräch wieder auf den Grafen bringen, aber Franz sagte, er hätte ihr etwas viel Neueres mitzutheilen, und erzählte der Gräfin trotz der Einsprache, welche Albert aus falscher Bescheidenheit thun zu müssen glaubte; das ganze Ereigniß, das seit drei Tagen den Gegenstand der Unruhe der zwei Freunde bildete.

Da solche Intriguen, wenn man den Reisenden Glauben schenken darf, in Italien nicht selten sind, so dachte die Gräfin nicht entfernt daran, die Ungläubige zu spielen, und beglückwünschte Albert zu dem Anfang eines Abenteuers, das auf eine so befriedigende Weise zu endigen versprach. Man verließ sich mit der gegenseitigen Zusage, sich auf dem Balle des Herzogs von Bracciano zu sehen, wozu ganz Rom eingeladen war. Die Dame mit dem Strauße hielt Wort: sie gab Albert

weder am nächsten noch am zweiten Tage ein Zeichen des Daseins.

Endlich kam der Dienstag, der letzte und lärmendste von den Carnevalstagen. Am Dienstag öffnen sich die Theater um zehn Uhr Morgens, denn sobald acht Uhr Abends vorüber ist, tritt Fasten ein. Am Dienstag mischt sich Alles, was aus Mangel an Zeit, Geld oder Begeisterung an den vorhergehenden Festen nicht Theil genommen hat, in das Bacchanal, läßt sich von der Orgie fortreißen und bringt seinen Tribut an Leben und Geräusch zu dem allgemeinen Leben und Geräusch. Von zwei Uhr bis fünf Uhr folgten Franz und Albert der Reihe, tauschten Händevoll Confetti mit den Wagen der entgegengesetzten Reihe und den Fußgängern aus, welche unter den Beinen der Pferde, zwischen den Rädern der Carossen umherschwärmten, ohne daß mitten unter diesem furchtbarem Gedränge ein Unfall geschah oder irgend ein Streit enstand. Die Italiener sind in dieser Hinsicht das ausnahmsweise Volk. Die Feste sind für sie wahre Feste. Der Verfasser dieser Geschichte hat fünf bis sechs Jahre in Italien gewohnt und erinnert sich nicht, je eine Feierlichkeit durch ein einziges von den Ereignissen, welche stets bei den unserigen als Zusatz dienen, gestört gesehen zu haben.

Albert triumphirte in seiner Bajazzotracht. Er trug auf der Schulter einen Knoten von Rosabändern, deren Enden ihm bis zu den Knieen herabfielen, um keine Verwechselung zwischen ihm und Franz herbeizuführen. Dieser hatte das Costüme eines römischen Bauern beibehalten.

Je mehr der Tag vorrückte, desto größer wurden Lärmen und Gedränge; auf allen diesen Pflastern, in allen diesen Wagen, an allen diesen Fenstern gab es keinen Mund mehr, welcher stumm, keinen Arm, welcher müßig blieb; es war in der That ein menschlicher Sturm, bestehend aus einem Donner von Schreien und einem Hagel von Dragées, Sträußen, Eiern, Orangen und

Blumen. Um drei Uhr verkündigte der Lärmen von Böllern, welche zu gleicher Zeit auf der Piazza del popolo und im venetianischen Pallaste abgebrannt wurden, mit großer Mühe diesen furchtbaren Tumult durchdringend, daß das Wettrennen beginne.

Das Wettrennen ist, wie die Moccoli, eine von den eigenthümlichen Episoden der letzten Tage des Carnevals. Bei dem Lärmen dieser Böller brachen die Wagen auf der Stelle aus ihren Reihen und flüchteten sich jeder in den von dem Orte, wo sie sich befanden, nächste Querstraße. Alle diese Evolutionen bewerkstelligen sich übrigens mit einer unbegreiflichen Geschicklichkeit und mit einer wunderbaren Geschwindigkeit, und zwar ohne daß sich die Polizei nur im Geringsten damit beschäftigte, Jedem seinen Posten anzuweisen oder seinen Weg vorzuschreiben. Die Fußgänger drückten sich an die Palläste, dann hörte man ein gewaltiges Geräusch von Pferden und Säbelscheiden.

Eine Abtheilung von Carabinieren durchsprengte fünfzehn Mann hoch im Galopp und in ihrer ganzen Breite die Straße des Corso, welche sie fegte, um den Barberi Platz zu machen. Als diese Abtheilung zum venetianischen Pallaste gelangte, verkündigte eine zweite Batterie von Böllern, daß die Straße frei war.

Beinahe in demselben Augenblick sah man unter einem unermeßlichen, allgemeinen, unerhörten Geschrei sieben bis acht Schatten, durch den Zuruf von dreimal hundert tausend Personen angestachelt, vorüberjagen; dann verkündigten drei Kanonenschüsse vom Castell St. Angelo, daß die Nummer Drei gewonnen hatte.

Sogleich und ohne ein anderes Zeichen, als dieses, setzten sich die Wagen wieder in Bewegung, strömten gegen den Corso zurück, mündeten aus allen Straßen aus, wie einen Augenblick durch einen Widerstand zurückgehaltene Bäche, welche sich insgesammt in das Flußbett stürzen, das sie nähren, und die ungeheure Woge nahm schneller als zuvor ihren Lauf durch die zwei Granit-

ufer. Nun hatte sich ein neues Element des Lärmens und der Bewegung in die Menge gemischt: die Moccoli-händler waren so eben in die Scene getreten.

Die Moccoli oder Moccoletti sind Kerzen von verschiedener Dicke, von der Osterkerze bis zur Kellerratte *), welche bei den Schauspielern dieser den römischen Carneval beendigenden Scene zweierlei Thätigkeiten erwecken, 1) die, sein Moccoletto brennend zu erhalten, 2) die, das Moccoletto Anderer auszulöschen.

Es ist mit dem Moccoletto wie mit dem Leben: der Mensch hat nur ein Mittel gefunden, es fortzupflanzen, und dieses Mittel besitzt er von Gott. Aber er hat tausend Mittel ersonnen, es zu nehmen; allerdings ist ihm bei dieser erhabenen Operation der Teufel ein wenig zu Hülfe gekommen.

Das Moccoletto entzündet sich, indem man es irgend einem Lichte nähert. Wer aber vermöchte die tausend Mittel zu beschreiben, welche erfunden worden sind, um das Moccoletto auszulöschen ... die Riesenohrfeigen, die ungeheuren Löschhörner, die übermenschlichen Windfächer? Jedermann beeilte sich, Moccoletti zu kaufen, Franz und Albert wie die andern.

Die Nacht rückte rasch heran, und bereits begannen bei der Händler tausendfachem schrillem Ruf: „Moccoli!" einige Sterne über der Menge zu glänzen. Es war dies wie ein Signal. Nach Verlauf von zehn Minuten funkelten fünfzig tausend Lichter von dem venetianischen Pallaste nach der Piazza del popolo herab- und von der Piazza del popolo nach dem venetianischen Pallaste hinaufsteigend. Man hätte glauben sollen, es wäre das Fest der Irrlichter; denn es läßt sich in der That von diesem Anblick, wenn man nicht einmal Augenzeuge davon gewesen ist, kein Begriff machen.

---

*) Eine Benennung für die Kerzen, mit welchen man in den Keller geht. D. Uebers.

Man stelle sich vor, alle Sterne trennen sich vom Himmel los und mischen sich auf der Erde in einen wahnsinnigen Tanz, und zwar in Begleitung eines Geschreis, wie ihn nie ein menschliches Ohr auf der übrigen Oberfläche des Erdballs vernommen.

In diesem Augenblick besonders gibt es keinen gesellschaftlichen Unterschied mehr. Der Facchino hängt sich an den Prinzen, der Prinz an den Trasteveriner, der Trasteveriner an den Bürger . . . Jeder bläst, löscht aus, zündet wieder an. Erschiene der alte Aeolus zu dieser Stunde, er würde zum König der Moccoli ausgerufen und Aquilo zum Präsumtiverben der Krone.

Dieses tolle, flammende Rennen dauerte ungefähr zwei Stunden; der Corso war erleuchtet wie am hellen Tage, man konnte die Züge der Zuschauer im dritten und vierten Stocke unterscheiden. Von fünf zu fünf Minuten zog Albert seine Uhr; endlich bezeichnete sie die siebente Stunde. Die zwei Freunde befanden sich gerade auf der Höhe der Via dei Pontifici; Albert sprang sein Moccoletto in der Hand aus der Caleche.

Ein paar Masken wollten sich ihm nähern, um sein Moccoletto auszulöschen oder ihm dasselbe zu entreißen; doch als ein geschickter Boxer schleuderte er eine nach der andern zehn Schritte von sich und setzte seinen Lauf nach der San-Giacomo-Kirche fort. Die Stufen waren mit Neugierigen und Masken beladen, welche mit einander kämpften, um sich die Kerzen zu entreißen. Franz folgte mit den Augen seinem Freunde und sah ihn den Fuß auf die erste Stufe setzen; beinahe in derselben Sekunde streckte eine Maske in der wohlbekannten Tracht der Bäuerin mit dem Strauße den Arm aus und entriß ihm sein Moccoletto, ohne daß er diesmal Widerstand leistete.

Franz war zu weit entfernt, um die Worte zu hören, welche sie wechselten, aber sie hatten ohne Zweifel nichts Feindseliges, denn er sah Albert und die Bäuerin Arm in Arm sich entfernen. Er schaute ihnen noch

einige Zeit unter der Menge nach, doch bei der Via Macello verlor er sie aus dem Blicke.

Plötzlich erscholl die Glocke, welche das Signal zum Schlusse des Carnevals gibt, und in einer Sekunde erloschen alle Moccoli wie durch einen Zauber. Es war als ob ein einziger, ungeheurer Windstoß Alles vernichtet hätte. Franz befand sich in der tiefsten Finsterniß.

Mit demselben Schlage hörte auch alles Geschrei auf, als ob der mächtige Hauch, der die Lichter fortgetragen, auch den Lärmen mitfortgerissen hätte. Man hörte nur noch das Rollen der Wagen, welche die Masken nach Hause führten, und sah nur spärliche Lichter hinter den Fenstern glänzen.

Der Carneval war zu Ende.

Vierzehntes Kapitel.

Die Katakomben von San Sebastiano.

Franz hatte vielleicht in seinem Leben keinen so scharfen, schneidenden Eindruck, keinen so raschen Uebergang von der Heiterkeit zur Traurigkeit erfahren, als in diesem Augenblick; es war, als hätte sich Rom unter dem magischen Hauche eines Dämons der Nacht in ein Grab verwandelt. Durch einen Zufall, der die dichte Finsterniß noch vermehrte, sollte der in der Abnahme begriffene Mond erst um eilf Uhr Abends aufgehen; die Straßen, durch welche der junge Mann fuhr, waren daher in die tiefste Finsterniß versenkt. Die Fahrt währte indessen nicht lange; nach Verlauf von zehn Minuten

hielt sein Wagen, oder vielmehr der des Grafen vor dem Gasthofe zur Stadt London.

Das Mittagsbrod harrte der Freunde; da jedoch Albert bemerkt hatte, er gedenke nicht so bald zurückzukehren, so setzte sich Franz ohne ihn zu Tische. Gewohnt, sie mit einander speisen zu sehen, erkundigte sich Meister Pastrini nach der Ursache seiner Abwesenheit, aber Franz begnügte sich ihm zu erwiedern, Albert habe am Tage zuvor eine Einladung erhalten, welcher er Folge geleistet. Das plötzliche Auslöschen der Moccoletti, die Dunkelheit, welche die Stelle des Lichtes eingenommen, das auf den maßlosen Lärmen folgende Stillschweigen hatten im Geiste von Franz eine gewisse Traurigkeit zurückgelassen, welche nicht ganz von einer Beimischung von Unruhe frei war. Er speiste also sehr schweigsam, trotz der Dienstfertigkeit seines Wirthes, der wiederholt erschien, um zu fragen, ob er nichts bedürfte.

Franz war entschlossen, so lange als möglich auf Albert zu warten. Er bestellte daher den Wagen erst auf eilf Uhr und beauftragte Meister Pastrini, ihn sogleich benachrichtigen zu lassen, sollte Albert in irgend einer Absicht in den Gasthof zurückkehren. Um eilf Uhr war Albert noch nicht zurückgekehrt. Franz kleidete sich an und entfernte sich mit der Bemerkung, er würde die ganze Nacht bei dem Herzog von Bracciano zubringen.

Das Haus des Herzogs von Bracciano gehört zu den reizendsten Häusern von Rom; seine Frau, eine der letzten Erbinnen der Colonna, macht die Honneurs auf eine vollkommene Weise, und die Feste, welche der Herzog gibt, haben einen europäischen Ruf. Franz und Albert waren mit Empfehlungsbriefen an ihn nach Rom gekommen, er fragte deshalb Franz auch sogleich, was aus seinem Reisegefährten geworden. Franz erwiederte dem Herzog, er hätte ihn in dem Augenblick, wo man die Moccoletti ausgelöscht, verlassen und wäre ihm bei der Via Macello aus dem Gesichte gekommen.

„Er ist also nicht nach Hause zurückgekehrt?" fragte der Herzog.

„Ich erwartete ihn bis zu dieser Stunde."

„Wissen Sie, wohin er gegangen ist?"

„Nicht genau; ich glaube jedoch, es handelte sich um etwas wie ein Rendezvous."

„Teufel!" rief der Herzog, „das ist ein schlimmer Tag, oder vielmehr eine schlimme Nacht, um noch spät außen zu bleiben, nicht wahr, Frau Gräfin?"

Diese Worte waren an die Gräfin G*** gerichtet, welche so eben erschien und am Arme von Herrn Torlonia, dem Bruder des Herzogs, auf und ab ging.

„Mir däucht im Gegentheil, daß es eine bezaubernde Nacht ist," entgegnete die Gräfin, „und diejenigen, welche sich hier befinden, werden nur klagen, daß sie so schnell vorübergeht."

„Ich spreche auch nicht von den Personen, welche hier sind," versetzte der Herzog lächelnd; „die Männer laufen keine andere Gefahr, als die, in Sie verliebt zu werden, die Frauen keine andere, als vor Eifersucht zu sterben, wenn Sie Ihre Schönheit erschauen; ich spreche von den Menschen, welche in den Straßen von Rom umherlaufen."

„Ei! guter Gott," fragte die Gräfin, „wer läuft zu dieser Stunde auf den Straßen umher, wenn nicht, um auf den Ball zu gehen?"

„Unser Freund Albert von Morcerf, Frau Gräfin, den ich diesen Abend um sieben Uhr in Verfolgung seiner Unbekannten verlassen und seitdem nicht wiedergesehen habe," sprach Franz.

„Wie! und Sie wissen nicht, wo er ist?"

Durchaus nicht."

„Hat er Waffen bei sich?"

„Er geht in der Tracht eines Bajazzo."

Sie hätten ihn nicht sollen gehen lassen," sagte der Herzog zu Franz, „Sie, der Sie Rom besser kennen, als er."

„Oh! ja wohl, es wäre eben so leicht gewesen, die Nummer Drei der Barberi aufzuhalten, welche heute den Preis im Wettrennen gewonnen hat," versetzte Franz; „und dann, was soll ihm geschehen?"

„Wer weiß? die Nacht ist sehr finster und die Tiber ganz nahe bei der Via Macello."

Franz fühlte, wie ihm ein Schauer durch die Adern lief, als er die Geister des Herzogs und der Gräfin so sehr mit seiner persönlichen Unruhe im Einklang fand.

„Ich habe auch im Gasthofe bemerkt, ich würde die Nacht bei dem Herrn Herzog zubringen, und man benachrichtigt mich, sobald er zurückkehrt," versetzte Franz.

„Halt," sprach der Herzog, „ich glaube, es kommt hier gerade einer von meinen Dienern, der Sie sucht."

Der Herzog täuschte sich nicht, der Diener näherte sich Franz, sobald er diesen erblickte, und sagte zu ihm:

„Excellenz, der Herr des Gasthofes zur Stadt London läßt Ihnen melden, daß Sie ein Mann mit einem Briefe des Vicomte von Morcerf bei ihm erwarte."

„Mit einem Briefe des Vicomte von Morcerf?" rief Franz.

„Ja."

„Und wer ist der Mann?"

„Ich weiß es nicht."

„Warum brachte er mir den Brief nicht hieher?"

„Der Bote hat mir keine Erklärung gegeben."

„Und wo ist der Bote?"

„Er ging sogleich wieder ab, als er mich in den Ballsaal, um Sie zu benachrichtigen, eintreten sah."

„Oh! mein Gott!" sagte die Gräfin zu Franz, „gehen Sie geschwinde; der arme junge Mann; es ist ihm vielleicht ein Unglück widerfahren."

„Ich laufe," rief Franz.

„Werden Sie zurückkommen, um uns Kunde zu geben?" fragte die Gräfin.

„Wenn die Sache nicht ernster Natur ist; ist sie dies jedoch, so stehe ich nicht dafür, was aus mir werden wird."

„In jedem Fall mit Klugheit zu Werke gegangen!" sagte die Gräfin.

„Oh! seien Sie unbesorgt."

Franz nahm seinen Hut und entfernte sich in größter Eile. Er hatte seinen Wagen weggeschickt und erst auf zwei Uhr wieder bestellt, aber zum Glück ist der Pallast Bracciano, der einer Seits auf den Corso, anderer Seits auf die Piazza bei Santi Apostoli geht, kaum zehn Minuten von der Stadt London entfernt. Als sich Franz dem Gasthofe näherte, sah er einen Menschen mitten in der Straße stehen; er zweifelte keinen Augenblick daran, es wäre der von Albert abgeschickte Bote. Dieser Mensch war in einen langen Mantel gehüllt. Er ging auf ihn zu, doch zu seinem großen Erstaunen richtete der Unbekannte zuerst das Wort an ihn.

„Was wollen Sie von mir, Excellenz?" sagte er, indem er einen Schritt zurückwich, wie ein Mensch, der auf seiner Hut zu sein wünscht.

„Seid Ihr es nicht, der mir einen Brief vom Vicomte von Morcerf bringt?" entgegnete Franz.

„Wohnt Euere Excellenz im Gasthofe von Pastrini?"

„Ja."

„Euere Excellenz ist der Reisegefährte des Grafen?"

„Ja."

„Wie heißt Euere Excellenz?"

„Baron Franz d'Epinay."

„Dann ist dieser Brief wohl an Euere Excellenz gerichtet."

„Bedarf er einer Antwort?" fragte Franz, den Brief aus den Händen des Unbekannten nehmend.

„Ja, wenigstens hofft Ihr Freund auf eine Antwort."

„So kommt mit mir herauf, und ich werde sie Euch geben."

„Ich will lieber hier warten," sagte der Bote lachend.

„Warum dies?"

„Euere Excellenz wird die Sache begreifen, wenn sie den Brief gelesen hat."

„Ich finde Euch hier?"

„Ohne allen Zweifel."

Franz ging in seinen Gasthof; auf der Treppe begegnete er Meister Pastrini.

„Nun?" fragte dieser.

„Nun! was?"

„Haben Sie den Mann gesehen, der Sie im Auftrage Ihres Freundes zu sprechen wünschte?"

„Ja, ich habe ihn gesehen und diesen Brief durch ihn erhalten. Ich bitte, lassen Sie Lichter bei mir anzünden."

Der Wirth gab einem Diener Befehl, Franz mit einer Kerze voranzugehen. Der junge Mann hatte bei Meister Pastrini eine sehr verstörte Miene wahrgenommen, und diese Miene verdoppelte noch seine Begierde, den Brief von Albert zu lesen: er näherte sich der Kerze, sobald sie angezündet war, und entfaltete das Papier. Der Brief war von Alberts Hand geschrieben und von ihm unterzeichnet. Franz las ihn zweimal, so weit entfernt war er, das zu erwarten, was er enthielt. Wir theilen das Schreiben hier wortgetreu mit:

Lieber Freund,

Sobald Sie Gegenwärtiges empfangen, haben Sie die Gefälligkeit, aus meinem Portefeuille, das Sie in der viereckigen Schublade des Secretaire finden werden, den Creditbrief zu nehmen; fügen Sie den Ihrigen bei, wenn er nicht hinreichend ist. Laufen Sie zu Torlonia, lassen Sie sich auf der Stelle vier tausend Piaster geben und händigen Sie dieselben dem Ueberbringer ein. Es ist dringend, daß mir diese Summe ohne Ver-

zug zukommt. Ich sage nicht mehr, da ich auf Sie zähle, wie Sie auf mich zählen können.

N. S. **I believe now to italian banditts.** *)

Ihr Freund
Albert von Morcerf.

Unter diese Zeilen waren von fremder Hand folgende italienische Worte geschrieben:

Se alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mei mani, alle sette il conte Alberto avra cessato di vivere. **)

Luigi Vampa.

Diese zweite Unterschrift erklärte Franz Alles, und er begriff das Widerstreben des Boten, zu ihm heraufzukommen; die Straße dünkte ihm sicherer, als das Zimmer von Franz. Albert war in die Hände des berüchtigten Banditen-Anführers gefallen, an welchen zu glauben er sich so lange gesträubt hatte.

Es war keine Zeit zu verlieren. Er lief an den Secretaire, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade das Portefeuille und in dem Portefeuille den Creditbrief; er war im Ganzen auf sechstausend Piaster ausgestellt; aber von diesen sechstausend Piastern hatte Albert bereits dreitausend verbraucht. Franz besaß keinen Creditbrief; da er in Florenz wohnte und nur nach Rom gekommen war, um hier sieben bis acht Tage zu bleiben, so hatte er etwa hundert Louisd'or mitgenommen, und von diesen hundert Louisd'or blieben ihm höchstens noch fünfzig. Es waren also noch sieben bis acht hundert Piaster erforderlich, wenn Franz und Albert die verlangte Summe zusammenbringen sollten. Allerdings konnte Franz unter solchen Umständen auf die Gefälligkeit des Herrn Torlonia rechnen, und er schickte sich daher auch bereits an, in den Pallast Brac-

*) Ich glaube nun an italienische Banditen.

**) Wenn am nächsten Morgen um sechs Uhr die viertausend Piaster nicht in meinen Händen sind, so hat Graf Albert zu leben aufgehört.

aus zurückzukehren, als ein leuchtender Gedanke seinen eist durchblitzte.

Der Graf von Monte Christo fiel ihm ein. Franz ollte eben Meister Pastrini rufen lassen, als dieser auf r Thürschwelle erschien.

„Mein lieber Herr Pastrini," sagte er rasch zu dem irthe, „glauben Sie, daß der Graf zu Hause ist?"

„Ja, Excellenz, er ist so eben zurückgekommen."

„Hat er Zeit gehabt, sich zu Bette zu legen?"

„Ich bezweifle es."

„Ich bitte Sie, läuten Sie an seiner Thüre und agen Sie ihn für mich um Erlaubniß, ihn einen Augen-ick sprechen zu dürfen."

Meister Pastrini beeilte sich, diesen Auftrag zu voll-ehen; fünf Minuten nachher war er zurück und meldete ranz, der Graf erwarte ihn.

Franz durchschritt rasch den Gang, ein Diener führte n bei dem Grafen ein. Er befand sich in einem kleinen, nz von Divans umgebenen Cabinet, das Franz noch icht gesehen hatte. Der Graf kam ihm entgegen.

„Ei! welcher gute Wind führt Sie zu dieser Stunde erher?" sagte er. „Sollten Sie zufällig kommen, um bendbrod mit mir zu nehmen? Das wäre sehr liebens-ürdig."

„Nein, ich komme, um in einer sehr ernsten Ange-genheit mit Ihnen zu sprechen."

„In einer ernsten Angelegenheit!" sagte der Graf, ranz mit dem ihm eigenthümlichen tiefen Blicke an-hauend; „um was handelt es sich?"

„Sind wir allein?"

Der Graf ging an die Thüre, kehrte zurück und wiederte:

„Vollkommen allein."

Franz übergab ihm den Brief von Albert und sagte: Lesen Sie." Der Graf las.

„Ah! ah!" rief er.

„Haben Sie von der Nachschrift Kenntniß genommen?"

„Ja, ich sehe wohl:

„„So alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mei mani, alle sette il conte Alberto avra cessato di vivere.""

Luigi Vampa.

„Was sagen Sie hiezu?" fragte Franz.

„Haben Sie die verlangte Summe?"

„Es fehlen mir acht hundert Thaler."

Der Graf ging an einen Secretaire, öffnete ihn, zog eine Schublade voll Gold heraus und sagte sodann zu Franz:

„Ich hoffe, daß Sie mir nicht die Beleidigung anthun werden, sich an einen Andern, als an mich zu wenden?"

„Sie sehen im Gegentheil, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin."

„Dafür danke ich; nehmen Sie." Und er bedeutete Franz durch ein Zeichen, er möge Gold aus der Schublade nehmen.

„Ist es denn durchaus nothwenig, diese Summe Luigi Vampa zuzuschicken?" fragte der junge Mann, den Grafen ebenfalls fest anschauend.

„Bei Gott!" rief dieser, „urtheilen Sie selbst, die Nachschrift ist bestimmt."

„Es scheint mir, wenn Sie ein wenig nachdenken wollten, würden Sie ein Mittel finden, das die Unterhandlung sehr vereinfachen müßte?" entgegnete Franz.

„Welches?" fragte der Graf erstaunt.

„Wenn wir zum Beispiel Luigi Vampa mit einander aufsuchen würden, . . . ich bin überzeugt, er schlüge es Ihnen nicht ab, Albert frei zu geben."

„Mir? Welchen Einfluß soll ich auf den Banditen üben?"

„Haben Sie ihm nicht einen von den Diensten geleistet, die man nie vergißt?"

„Einen Dienst?"

„Haben Sie nicht vor wenigen Tagen Peppino gerettet?"

„Ah! ah!" rief der Graf, „wer hat Ihnen das gesagt?"

„Was liegt daran? ich weiß es."

Der Graf blieb einen Augenblick stumm und mit gerunzelter Stirne.

„Und wenn ich Vampa aufsuchte, würden Sie mich begleiten."

„Falls Ihnen meine Gesellschaft nicht zu unangenehm wäre?"

„Gut! es sei; das Wetter ist schön, ein Spaziergang nach der Campagna von Rom kann uns nur wohlthun."

„Soll ich Waffen mitnehmen?"

„Warum dies?"

„Geld?"

„Unnöthig. Wo ist der Mensch, der dieses Billet gebracht hat?"

„Auf der Straße."

„Er wartet auf Antwort?"

„Ja."

„Er muß ein wenig wissen, wohin wir gehen; ich werde ihn rufen."

„Vergeblich, er wollte nicht heraufkommen."

„Zu Ihnen vielleicht; aber bei mir wird er keine Schwierigkeiten machen."

Der Graf trat an das Fenster des Cabinets, welches nach der Straße ging, und pfiff auf eine besondere Weise. Der Mann mit dem Mantel entfernte sich von der Mauer und schritt bis in die Mitte der Straße vor.

„Salite!" sprach der Graf mit einem Tone, als gäbe er seinem Bedienten einen Befehl. Der Bote gehorchte, ohne zu zögern, ja sogar mit einem gewissen Eifer, sprang die vier Stufen der Freitreppe hinauf

und trat in den Gasthof. Fünf Sekunden nachher war er an der Thüre des Cabinets.

„Ah! Du bist es, Peppino," rief der Graf.

Doch statt zu antworten warf sich Peppino auf die Kniee, ergriff die Hand des Grafen und drückte seine Lippen wiederholt darauf.

„Oh!" sagte der Graf, „Du hast noch nicht vergessen, daß ich Dir das Leben rettete! Das ist seltsam, es sind doch heute schon acht Tage vorüber."

„Nein, Excellenz, ich werde es nie vergessen," antwortete Peppino mit dem Tone der tiefsten Dankbarkeit.

„Nie! das ist sehr lang, doch schon genug, wenn Du es nur glaubst. Stehe auf und antworte."

Peppino warf einen unruhigen Blick auf Franz.

„Oh! Du kannst vor Seiner Excellenz sprechen," versetzte der Graf, „es ist einer meiner Freunde. Sie erlauben, daß ich Ihnen diesen Titel gebe," fügte er sich gegen Franz umwendend französisch bei; „es ist nöthig, um das Vertrauen dieses Menschen zu erwecken."

„Ihr könnt vor mir reden," sprach Franz, „ich bin ein Freund des Grafen."

„Gut!" sagte Peppino zu dem Grafen, „Euere Excellenz wolle mich fragen, und ich werde antworten."

„Wie ist der Graf Albert in die Hände von Luigi gefallen?"

„Excellenz, die Caleche des Franzosen hat wiederholt den Wagen gekreuzt, worin Teresa saß."

„Des Hauptmanns Geliebte?"

„Ja. Der Franzose liebäugelte mit ihr, Teresa belustigte es, ihm zu antworten, der Franzose warf ihr Sträuße zu, sie gab ihm andere dafür, alles Dies, wohl verstanden, mit Einwilligung des Hauptmanns, der sich in demselben Wagen befand."

„Wie!" rief Franz, „Luigi Vampa war in dem Wagen der römischen Bäuerinnen?"

„Er führte sie als Kutscher verkleidet."

„Und hernach?“ fragte der Graf.

„Nun, hernach nahm der Franzose die Maske ab; Teresa that, immer mit Bewilligung des Hauptmanns, dasselbe; der Franzose verlangte eine Zusammenkunft, Teresa sagte sie ihm zu; nur fand sich statt Teresa Beppo auf den Stufen der San-Giacomo Kirche ....“

„Wie!“ unterbrach ihn Franz, „die Bäuerin, welche ihm sein Moccoletta entriß? ...“

„War ein junger Bursche von fünfzehn Jahren; doch Ihr Freund braucht sich nicht zu schämen, daß er sich so fangen ließ, Beppo hat noch Andere überlistet.“

„Und Beppo führte ihn vor die Stadt?“

„Allerdings; ein Wagen wartete am Ende der Via Macello, Beppo stieg ein und forderte den Franzosen auf, ihm zu folgen; er ließ sich dies nicht zweimal sagen, bot Beppo ganz artig die Hand und setzte sich neben ihn. Dieser sagte ihm nun, er führe ihn nach einer Villa, welche eine Meile von des Stadt liege. Der Franzose versicherte Beppo, er sei bereit, ihm bis an das Ende der Welt zu folgen. Sogleich fuhr der Kutscher die Strada di Ripetta hinauf, erreichte die Porta di San Paolo, und als der Franzose, zwei hundert Schritte in der Campagna, zu unternehmend wurde, setzte ihm Beppo ein Paar Pistolen vor die Brust; rasch hielt der Kutscher seine Pferde an, wandte sich auf seinem Sitze um und that dasselbe. Zu gleicher Zeit stürzten vier von den Unseren, welche am Ufer des Almo verborgen waren, an die Kutschenschläge. Der Franzose hatte gute Lust, sich zu vertheidigen, würgte Beppo auch ein wenig, wie ich sagen hörte, aber es war gegen fünf bewaffnete Männer nichts zu machen: er mußte sich ergeben; man ließ ihn aussteigen, folgte dem Ufer des Flüßchens, und führte ihn zu Teresa und Luigi, die ihn in den Katakomben von S. Sebastiano erwarteten.“

„Ei, das ist eine Geschichte so gut wie jede andere,“

bemerkte der Graf gegen Franz. „Was sagen Sie dazu, Sie, der Sie Kenner sind?“

„Ich würde sie sehr lustig finden, wäre sie einem Anderen, als dem armen Albert begegnet.“

„Wenn Sie mich nicht gefunden hätten,“ erwiederte der Graf, „so würde dieses Liebesabenteuer Ihren Freund ziemlich viel gekostet haben; doch beruhigen Sie sich, er wird mit der Angst davonkommen.“

„Und wir suchen ihn immer noch auf?“ fragte Franz.

„Bei Gott! um so mehr, als er sich an einem sehr malerischen Orte befindet. Kennen Sie die Katakomben von San Sebastiano?“

„Nein, ich bin nie in denselben gewesen, doch ich gedachte sie eines Tages zu besuchen.“

„Wohl, so ist die Gelegenheit gefunden, und es wäre wahrlich schwer, eine bessere zu finden. Haben Sie Ihren Wagen?“

„Nein.“

„Gleichviel; es ist bei mir Gewohnheit, Tag und Nacht einen Wagen angespannt halten zu lassen.“

„Tag und Nacht angespannt?“

„Ja, ich bin ein sehr launenhaftes Wesen und muß Ihnen sagen, daß mir zuweilen, wenn ich aufstehe, am Ende meines Mittagsmahles, mitten in der Nacht, die Lust kommt, nach irgend einem Punkte der Welt zu reisen, und dann reise ich auch.“

Der Graf läutete, sein Kammerdiener erschien.

„Lassen Sie den Wagen aus der Remise führen,“ sagte der Graf zu ihm, „nehmen Sie die Pistolen heraus, welche in den Taschen sind; es ist nicht nöthig, den Kutscher zu wecken, Ali fährt.“

Nach einem Augenblick hörte man das Geräusch des Wagens, welcher vor der Thüre hielt.

„Halb ein Uhr,“ sprach der Graf, nachdem er seine Uhr gezogen, „wir hätten erst um fünf Uhr abgehen können und wären noch zu rechter Zeit gekommen; doch

bei dieser Zögerung würde Ihr Gefährte vielleicht eine schlimme Stunde zugebracht haben, und es ist daher besser, ihn auf der Stelle den Händen der Ungläubigen zu entziehen. Sind Sie immer noch entschlossen, mich zu begleiten?"

„Mehr als je."

„Wohl, so kommen Sie."

Franz und der Graf verließen das Zimmer, gefolgt von Peppino. Vor der Thüre fanden sie den Wagen, Ali saß auf dem Bocke; Franz erkannte den stummen Sklaven der Grotte von Monte Christo. Franz und der Graf stiegen in den Wagen; Peppino setzte sich neben Ali und man fuhr im Galopp fort. Ali hatte vorher Befehle erhalten, denn er fuhr über den Corso, durch das Campo Vaccino, die Strada San Gregorio, und erreichte die Porta di San Sebastiano; hier wollte der Thorwart einige Schwierigkeiten machen, aber der Graf von Monte Christo zeigte ihm einen Erlaubnißschein vom Gouverneur von Rom, der ihm zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ungehinderten Aus- und Einlaß zusicherte; das Fallgatter wurde also aufgezogen, der Thorwart erhielt einen Louisd'or für seine Mühe, und man fuhr hinaus.

Die Straße, welcher der Wagen folgte, war die alte, völlig von Gräbern begrenzte Via Appiana. Von Zeit zu Zeit kam es Franz beim Lichte des aufgehenden Mondes vor, als ob eine Schildwache von einer Ruine hervorträte; doch auf ein zwischen Peppino und dieser Schildwache ausgetauschtes Zeichen kehrte sie in den Schatten zurück und verschwand. Etwas vor dem Circus von Caracalla hielt der Wagen an, Peppino öffnete den Schlag und Franz und der Graf stiegen aus.

„In zehn Minuten sind wir an Ort und Stelle," sagte der Graf zu seinem Begleiter. Dann nahm er Peppino bei Seite, gab ihm leise einen Befehl, und der Bandit entfernte sich, nachdem er sich mit einer Fackel versehen hatte, die er aus einem Kistchen hervorzog.

Es vergingen fünf Minuten, während welcher Franz Peppino auf einem schmalen Fußpfade inmitten der Terrainbewegungen, welche den von Convulsionen erschütterten Boden von Rom bilden, fortschreiten und dann in dem hohen, röthlichen Grase verschwinden sah, das der gesträubten Mähne eines riesigen Löwen gleicht.

„Nun wollen wir ihm folgen," sagte der Graf.

Franz und der Graf schlugen denselben Fußpfad ein, der sie nach hundert Schritten auf einen Abhang führte, welcher sich in ein Thälchen senkte. Bald erblickte man zwei Männer, die im Schatten mit einander sprachen.

„Müssen wir noch weiter gehen oder warten?" fragte Franz den Grafen.

„Immer vorwärts; Peppino wird die Schildwache von unserer Ankunft benachrichtigt haben."

Der eine von diesen Männern war in der That Peppino, der andere ein als Schildwache aufgestellter Bandit. Franz und der Graf näherten sich, Peppino grüßte.

„Excellenz," sagte Peppino, sich an den Grafen wendend, „wollen Sie mir folgen, die Oeffnung der Katakomben ist nur zwei Schritte von hier."

„Gut," sprach der Graf, „gehe voraus."

Es bot sich in der That hinter einem Gebüsch und mitten unter einigen Felsen eine Oeffnung, durch welche kaum ein Mann dringen konnte. Peppino schlüpfte zuerst hinein; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als der unterirdische Gang sich erweiterte. Er blieb nun stehen, zündete seine Fackel an, und wandte sich um, ohne Zweifel um zu sehen, ob man ihm folgte.

Der Graf war zuerst in eine Art von Luftloch gedrungen und Franz kam nach ihm. Das Terrain vertiefte sich auf einem sanften Abhang und wurde immer weiter, je mehr man vorrückte. Franz und der Graf waren jedoch noch genöthigt, gebückt zu marschiren, und konnten nur mit Mühe zu zwei neben einander

gehen. Sie machten auf die Weise noch ungefähr fünfzig Schritte, dann wurden Sie durch den Ruf: „Wer da?“ aufgehalten. Zu gleicher Zeit sahen sie inmitten der Finsterniß auf dem Laufe eines Carabiners den Reflex ihrer eigenen Fackel glänzen.

„Gut Freund!“ antwortete Peppino, und ging allein voran, sagte einige Worte mit leiser Stimme zu der Schildwache, welche, wie die erste, grüßte und dann den nächtlichen Gästen durch ein Zeichen bedeutete, sie könnten weiter gehen. Hinter der Wache war eine Treppe von ungefähr zwanzig Stufen. Franz und der Graf stiegen die zwanzig Stufen hinab und befanden sich in einer Art von Gruftkreuzweg. Fünf Wege liefen wie die Strahlen eines Gestirnes von dieser Stelle aus und in über einander gesetzten Nischen in Form von Särgen ausgegraben, deuteten die Wände an, daß man in den Katakomben angelangt war. In einer von diesen Höhlen, deren Ausdehnung sich unmöglich unterscheiden ließ, gewahrte man einige Lichtreflexe. Der Graf legte die Hand auf die Schulter von Franz und sagte zu ihm:

„Wollen Sie ein Lager ruhender Banditen sehen?“

„Gewiß!“ antwortete Franz.

„Wohl! so folgen Sie mir; Peppino, lösche Deine Fackel aus.“

Peppino gehorchte, und Franz und der Graf befanden sich in der tiefsten Finsterniß; nur tanzten fortwährend etwa fünfzig Schritte vor ihnen längs den Wänden einige röthliche Scheine hin, welche noch sichtbarer geworden waren, seitdem Peppino seine Fackel ausgelöscht hatte. Sie rückten langsam vor, wobei der Graf Franz leitete, als besäße er die seltene Fähigkeit, in der Finsterniß zu sehen. Franz unterschied übrigens selbst leichter, je mehr er sich den Reflexen näherte, die ihnen als Führer dienten.

Drei Arcaden, von denen die mittlere als Thüre zu betrachten war, gewährten ihnen Durchlaß. Diese

Arcaden öffneten sich einer Seits nach dem Gange, wo Franz und der Graf sich befanden, anderer Seits nach einem großen viereckigen Gemache, das ganz von Nischen, den von uns erwähnten ähnlich, umgeben war. Mitten in diesem Gemach erhoben sich vier Steine, welche einst als Altar gedient hatten, wie das dieselben überragende Kreuz andeutete. Eine einzige auf einem Säulenschafte stehende Lampe beleuchtete mit einem bleichen, flackernden Lichte die seltsame Scene die sich den Augen der im Schatten verborgenen zwei Gefährten bot.

Ein Mann saß, den Ellbogen auf diese Säule gestützt, und las den Rücken den Arcaden zuwendend, durch deren Oeffnung die Ankömmlinge ihn betrachteten. Es war der Anführer der Bande, Luigi Vampa. Rings umher sah man nach ihrer Laune gruppirt, in ihren Mänteln liegend oder an eine Art von Steinbank gelehnt, welche das Columbarium umgab, etwa zwanzig Räuber; jeder hatte seinen Carabiner im Bereiche seiner Hand. Im Hintergrunde ging schweigsam, kaum sichtbar und einem Schatten ähnlich, eine Schildwache vor einer Oeffnung auf und ab, die man nur zu unterscheiden vermochte, weil die Finsterniß an diesem Orte dichter war.

Als der Graf glaubte, Franz hätte seine Blicke hinreichend an diesem pittoresken Bilde geweidet, legte er den Finger an seine Lippen, um ihm Stillschweigen zu empfehlen, trat die drei Stufen hinabsteigend, welche von dem Gange in das Columbarium führten, durch die mittlere Arcade in das Gemach und ging auf Vampa zu, der so tief in das Lesen versunken war, daß er das Geräusch seiner Tritte nicht hörte.

„Wer da“ rief die Schildwache, welche, weniger von einem fremden Gegenstande in Anspruch genommen, bei dem Schimmer der Lampe etwas wie einen Schatten sah, der hinter ihrem Hauptmann immer größer wurde. Bei diesem Rufe erhob sich Vampa rasch und

zog gleichzeitig eine Pistole aus seinem Gürtel. In einem Augenblick waren alle Banditen auf den Beinen und zwanzig Carabinerläufe richteten sich auf den Grafen.

„Nun!" sagte dieser mit vollkommen ruhiger Stimme und ohne daß eine Muskel seines Gesichtes sich rührte; „nun! mein lieber Vampa, es scheint, Ihr macht Euch große Unkosten, um einen Freund zu empfangen."

„Nieder die Gewehre!" rief der Anführer mit einem gebieterischen Zeichen einer Hand, während er mit der andern ehrfurchtsvoll seinen Hut abnahm. Dann sich gegen die seltsame Person umwendend, welche diese ganze Scene beherrschte, sprach er:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, aber ich war so weit entfernt, die Ehre Ihres Besuches zu erwarten, daß ich Sie nicht erkannte."

„Es scheint, Ihr habt in allen Dingen ein kurzes Gedächtniß, Vampa," entgegnete der Graf „und Ihr vergeßt nicht nur das Gesicht der Menschen, sondern auch die Bedingungen, die Ihr mit ihnen eingegangen."

„Welche Bedingungen habe ich vergessen, Herr Graf?" fragte der Bandit, wie ein Mensch, dem, wenn er einen Fehler begangen hat, Alles daran liegt, denselben wieder gut zu machen.

„Sind wir nicht mit einander übereingekommen, daß Euch nicht nur meine Person, sondern auch die meiner Freunde heilig sein sollen?"

„In welcher Beziehung habe ich mich gegen diesen Vertrag verfehlt, Excellenz?"

„Ihr habt den Vicomte Albert von Morcerf entführt und hierher gebracht; nun, so wißt," fuhr der Graf mit einem Tone fort, der Franz beben machte, „dieser junge Mann gehört zu meinen Freunden, dieser junge Mann wohnt in demselben Gasthofe wie ich, dieser junge Mann hat acht Tage lang in meinem Wagen Corso gemacht, und dessen ungeachtet, ich wie-

derhole es, habt Ihr ihn entführt, hierher geschleppt und —" der Graf zog den Brief aus der Tasche — „ein Lösegeld wie für den Nächsten den Besten festgesetzt."

„Warum habt Ihr mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?" sagte der Anführer sich gegen seine Leute umwendend, welche insgesammt vor seinem Blicke zurückwichen; „warum habt Ihr mich der Unbilde preisgegeben, daß ich mein Wort breche gegen einen Mann, der unserer Aller Leben in seinen Händen hat?" Bei dem Blute Christi! wenn ich dächte, einer von Euch hätte gewußt, der junge Mann wäre der Freund Seiner Excellenz, ich würde ihm die Hirnschale zerschmettern."

„Nun!" sprach der Graf, sich an Franz wendend, „ich sagte Ihnen, es walte irgend ein Irrthum ob."

„Sind Sie nicht allein?" fragte Vampa unruhig.

„Die Person ist bei mir, an welche der Brief gerichtet war; ich wollte ihr beweisen, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort ist. Kommen Sie, Excellenz," sprach er zu Franz, „hier ist Luigi Vampa, der Ihnen selbst zu sagen wünscht, er sei in Verzweiflung über den Irrthum, den er begangen hat."

Franz näherte sich; der Banditenanführer trat ihm entgegen und sprach:

„Seien Sie willkommen unter uns, Excellenz; Sie haben gehört, was der Herr Graf sagte und was ich antwortete: ich füge bei, nicht um die vier tausend Piaster, die ich als Lösegeld ihres Freundes bestimmte, wollte ich, daß dergleichen geschehen wäre."

„Doch wo ist der Gefangene?" versetzte Franz unruhig umherschauend, „ich sehe ihn nicht."

„Es ist ihm hoffentlich nichts widerfahren?" fragte der Graf, die Stirne faltend.

„Der Gefangene ist dort," antwortete Vampa, auf die Vertiefung deutend, vor welcher der Bandit als

Schildwache auf und ab ging; „ich werde ihm selbst ankündigen, daß er frei ist."

Der Anführer schritt nach dem von ihm bezeichneten Orte zu, der Albert als Gefängniß dienen sollte, und Franz folgte ihm mit dem Grafen.

„Was macht der Gefangene?" fragte Vampa die Schildwache.

„Meiner Treue, Kapitän, ich weiß es nicht; seit einer Stunde höre ich keine Bewegung von ihm.

„Kommen Sie Excellenz," sagte Vampa.

Der Graf und Franz stiegen sieben bis acht Stufen, stets den Kapitän voran, hinauf; sobald dieser einen Riegel gezogen und eine Thüre aufgestoßen hatte, konnte man beim Schimmer einer Lampe, der ähnlich, welche das Columbarium erhellte, Albert sehen, welcher in einen Mantel gehüllt, den ihm einer von den Banditen geliehen hatte, in einem Winkel im tiefsten Schlafe lag.

„Sieh da," sagte der Graf mit seinem eigenthümlichen Lächeln, „nicht übel für einen Menschen, der am Morgen um sieben Uhr erschossen werden sollte."

Vampa schaute den schlafenden Albert mit einer gewissen Bewunderung an; man sah, daß er für einen solchen Beweis von Muth nicht unempfindlich war.

„Sie haben Recht, Herr Graf," sagte er, „dieser Mann muß zu Ihren Freunden gehören." Dann sich Albert nähernd und ihn an der Schulter berührend:

„Excellenz, ist's gefällig aufzuwachen?"

„Ah! ah!" sagte Albert, „Ihr seid es, Kapitän? Ihr hättet mich, bei Gott! sollen schlafen lassen: ich hatte einen entzückenden Traum; es träumte mir, ich tanze Galopp bei Torlonia mit der Gräfin G***. (Er zog seine Uhr, welche er behalten hatte, um selbst zu beurtheilen, wie viel Zeit abgelaufen.) Halb zwei Uhr Morgens . . . warum des Teufels wecket Ihr mich zu dieser Stunde?"

„Um Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, Exce[illegible]"

„Mein Lieber," erwiederte Albert mit vollk[illegible]

Geistesfreiheit, „beachtet in Zukunft die Maxime von Napoleon dem Großen: „„Weckt mich nur wegen schlimmer Nachrichten."" Hättet Ihr mich schlafen lassen, so würde ich meinen Galopp beendigt haben und wäre Euch mein Leben lang dankbar . . . Man hat also mein Lösegeld bezahlt?"

„Nein, Excellenz."

„Warum bin ich frei?"

„Einer, dem ich nichts verweigern kann, hat Sie reglamirt."

„Hier an diesem Orte?"

„Hier an diesem Orte "

„Ah! bei Gott, dieser Jemand ist sehr liebenswürdig."

Albert schaute umher, erblickte Franz und rief:

„Wie, Sie, mein lieber Freund, Sie treiben die Ergebenheit so weit?"

„Nein, nicht ich, sondern der Herr Graf von Monte Christo."

„Ah! bei Gott! Herr Graf," sprach heiter Albert, während er seine Cravate und seine Manchetten ordnete, „Sie sind wahrlich ein kostbarer Mann, und ich hoffe, daß Sie mich als Ihren ewig Verbundenen ansehen werden, einmal wegen der Wagen-Angelegenheit, und dann für diesen Vorfall," und er reichte die Hand dem Grafen, welcher bebte, während er ihm die seinige gab, aber sie ihm dennoch gab.

Der Bandit schaute diese Scene mit erstaunter Miene an; er war offenbar gewohnt, seine Gefangenen vor ihm zittern zu sehen, und hier fand er einen, dessen heitere Laune keine Veränderung erlitten hatte; Franz aber war entzückt, daß Albert selbst einem Banditen gegenüber die Ehre der Nation aufrecht erhalten hatte.

„Mein lieber Albert," sagte er zu ihm, „wenn Sie sich beeilen wollen, so haben wir noch Zeit, die Nacht bei Torlonia zu beschließen. Sie nehmen Ihren

Galopp wieder auf, wo sie ihn unterbrochen haben, und erden somit keinen Groll gegen den edeln Herrn Luigi ewahren, der sich in der That bei dieser ganzen Angele-enheit auf das Artigste benommen hat."

„Ah! gewiß," versetzte Albert, „Sie haben Recht, ir können um zwei Uhr dort sein. Herr Luigi, ist irgend ner andern Förmlichkeit zu entsprechen, um von Euerer rcellenz Abschied zu nehmen?"

„Keiner, mein Herr," antwortete der Bandit, „Sie nd frei, wie die Luft."

„Dann wünsche ich Ihnen ein lustiges Leben. Kom-en Sie, meine Herren, kommen Sie!"

Und von Franz und dem Grafen gefolgt, ging Albert e Treppe hinab und durchschritt den großen viereckigen aal. Alle Banditen standen und hatten den Hut in r Hand.

„Peppino," sprach der Kapitän, „gib mir die ackel."

„Was macht Ihr denn?" fragte der Graf.

„Ich führe Sie zurück, das ist die geringste Ehre, e ich Euerer Excellenz erzeigen kann."

Und er nahm die Fackel aus den Händen des Hir-n und ging seinen Gästen voran, nicht wie ein Diener, r ein knechtisches Werk vollzieht, sondern wie ein König, r seinen Botschaftern voranschreitet. An der Thüre an-elangt, verbeugte er sich und sprach:

„Und nun, mein Herr Graf, wiederhole ich meine Entschuldigungen, und ich hoffe, daß sie mir wegen dessen, as geschehen ist, nicht ferner grollen werden."

„Nein, mein lieber Vampa," sagte der Graf; „Ihr ihnt überdies Euere Irrthümer auf eine so artige Weise, aß man versucht ist, Euch dafür, daß Ihr sie begangen abt, Dank zu wissen."

„Meine Herren," sprach der Banditenanführer, sich ach den jungen Männern umwendend, „vielleicht kommt hnen mein Anerbieten nicht sehr lockend vor. aber enn Sie je Lust in sich verspüren, mir (

Besuch zu machen, so werden Sie, wo ich auch sein mag, stets willkommen sein."

Franz und Albert grüßten. Der Graf ging hinaus, ihm folgte Albert. Franz blieb zuletzt.

„Euere Excellenz hat noch etwas zu fragen?" sagte Vampa lächelnd.

„Ja, ich gestehe es," erwiederte Franz, „ich wäre neugierig zu erfahren, in welchem Werke Ihr mit so großer Aufmerksamkeit laset, als wir hierher kamen."

„In den Commentaren Cäsars," sagte der Bandit, „es ist mein Lieblingsbuch."

„Nun, kommen Sie nicht?" fragte Albert.

„Doch wohl, hier bin ich," antwortete Franz. Und er verließ den Gang ebenfalls. Man machte einige Schritte in der Ebene.

„Oh! verzeihen Sie, sagte Albert umkehrend; „wollt mir erlauben, Kapitän?" Und er zündete seine Cigarre an der Fackel von Vampa an.

„Nun so geschwinde als möglich, mein Herr Graf," sprach er; „es ist mir ungeheuer viel daran gelegen, die Nacht bei dem Herzog von Bracciano zu beschließen."

Man fand den Wagen, wo man ihn gelassen hatte. Der Graf sagte ein einziges arabisches Wort zu Ali und die Pferde liefen im stärksten Galopp. Es war zwei Uhr, als die Freunde wieder im Tanzsaale erschienen; ihre Rückkehr machte das größte Aufsehen; da sie aber mit einander kamen, so hörte jede Unruhe, die man über Albert gehabt hatte, im Augenblick auf.

„Madame, sprach der Vicomte von Morcerf, auf die Gräfin zuschreitend, „Sie haben gestern die Güte gehabt, mir einen Galopp zu versprechen, ich komme etwas spät, um Sie an diese entzückende Zusage zu erinnern; doch hier ist ein Freund, dessen Wahrheitsliebe Sie kennen: er wird Ihnen bestätigen, daß ich nicht Schuld daran bin."

Und da die Musik in diesem Augenblick das Signal zum Walzer gab, so schlang Albert seinen Arm um die

Hüften der Gräfin und verschwand mit derselben im Wirbel der Tänzer. Während dieser Zeit dachte Franz an das seltsame Schauern, das den ganzen Leib des Grafen in dem Augenblick durchlaufen hatte, wo er gewisser Maßen genöthigt gewesen war, Albert die Hand zu geben.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Rendezvous.

Am andern Tage, nachdem er aufgestanden war, machte Albert seinem Freunde mit dem ersten Worte den Vorschag, den Grafen zu besuchen. Er hatte ihm zwar bereits gedankt, aber er begriff, daß ein Dienst, wie der Graf ihm einen geleistet, wohl zwei Danksagungen werth war. Franz, den ein mit Furcht gemischter Zauber zu dem Grafen von Monte Christo hinzog, wollte Albert nicht allein zu diesem Manne gehen lassen und begleitete ihn. Beide wurden eingeführt; nach fünf Minuten erschien der Graf.

„Mein Herr Graf," sagte Albert ihm entgegengehend, „erlauben Sie mir, Ihnen diesen Morgen zu wiederholen, was ich gestern schecht ausgedrückt habe: nie werde ich vergessen, unter welchen Umständen Sie mir zu Hülfe gekommen sind, und stets werde ich mich erinnern, daß ich Ihnen das Leben zu verdanken habe."

„Mein lieber Nachbar," antwortete der Graf lachend, „Sie übertreiben Ihre Verbindlichkeiten gegen mich, denn Sie sind mir nicht mehr schuldig, als

Ersparniß von zwanzigtausend Franken an Ihrem Reise-budget. Sie sehen, daß es nicht der Mühe werth ist, davon zu sprechen. Empfangen Sie Ihrer Seits meine Komplimente," fügte er bei, „Sie besitzen eine bewunderungswürdige Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Benehmens."

„Was wollen Sie, Herr Graf?" entgegnete Albert, „ich bildete mir ein, ich hätte schlimme Händel gehabt, und ein Duell wäre daraus erfolgt, und so wollte ich dem Banditen Eines begreiflich machen: daß man sich in allen Ländern der Welt schlägt, daß jedoch nur die Franzosen sich lachend schlagen. Nichtsdestoweniger, da meine Verbindlichkeit Ihnen gegenüber nicht minder groß ist, komme ich, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht durch mich, durch meine Freunde und meine Bekannten in irgend einer Beziehung nützlich sein könnte? Spanischen Ursprungs, nimmt mein Vater, der Vicomte von Morcerf, eine hohe Stellung in Spanien und in Frankreich ein; verfügen Sie über mich und über alle Menschen, die mich lieben."

„Ich gestehe, Herr von Morcerf," erwiederte der Graf, „ich erwartete Ihr Anerbieten und nehme es von ganzem Herzen an. Bereits war es meine Absicht, Sie um einen großen Dienst zu bitten."

„Um was?"

„Ich bin nie in Paris gewesen, ich kenne Paris nicht."

„Wirklich!" rief Albert, „Sie konnten bis jetzt leben, ohne Paris zu sehen? Das ist unglaublich."

„Und dennoch ist es so. Doch ich fühle, daß eine längere Unkenntniß dieser Hauptstadt der intelligenten Welt etwas Unmögliches ist. Mehr noch: ich hätte die seit langer Zeit unerläßliche Reise vielleicht bereits gemacht, wäre ich mit irgend Jemand bekannt gewesen, der mich in diese Welt eingeführt haben würde, in der ich mich keiner Verbindung erfreue."

„Oh! ein Mann wie Sie," rief Albert.

„Sie sind sehr gütig. Doch da ich eben kein anderes Verdienst von mir kenne, als daß ich mit Ihren reichsten Banquiers in die Schranken zu treten im Stande bin, und da ich nicht nach Paris gehe, um an der Börse zu spielen, so hielt mich dieser kleine Umstand zurück. Ihr Anerbieten hat aber nunmehr meinen Entschluß zur Reise gebracht. Machen Sie sich anheischig, mein lieber Herr von Morcerf (der Graf begleitete diese Worte mit einem seltsamen Lächeln), machen Sie sich anheischig, wenn ich nach Frankreich gehe, mir die Thüren dieser Welt zu öffnen, in der ich so fremd sein werde, wie ein Hurone oder ein Cochinchinese?"

„Oh! was das betrifft, mein Herr Graf, ganz gut und mit der größten Freude, um so mehr (mein lieber Franz, spotten Sie nicht zu sehr über mich), als ich nach Paris durch einen mir so eben zugekommenen Brief zurückgerufen werde, worin für mich von einer Verbindung mit einem sehr angenehmen Hause die Rede ist, das in den schönsten Verhältnissen zu der ganzen Pariser Welt steht."

„Verbindung durch Heirath?" versetzte Franz lachend.

„Oh! mein Gott, ja. Wenn Sie nach Paris zurückkommen, finden Sie mich als einen gesetzten Mann und vielleicht als Familienvater. Nicht wahr, das wird sich zu meinem natürlichen Ernste gut machen? In jedem Falle wiederhole ich Ihnen, Graf, ich und die Meinigen gehören Ihnen mit Leib und Seele."

„Ich nehme es an," sprach der Graf, „denn ich schwöre Ihnen, es fehlte mir nur eine solche Gelegenheit, um Pläne zu verwirklichen, welche ich seit geraumer Zeit wiederkaue."

Franz zweifelte nicht einen Augenblick, diese Pläne wären diejenigen, über welche der Graf in der Grotte von Monte Christo ein Wort hatte fallen lassen, und er schaute den Grafen, während er sprach, fest an, um auf seinem Gesichte irgend eine Enthüllung der Entwürfe, die ihn nach Paris führten, zu erhaschen; aber es

war sehr schwierig, in das Innere dieses Mannes einzudringen, besonders wenn er es mit einem Lächeln verschleierte.

„Doch sagen Sie, Graf," versetzte Albert, der entzückt darüber war, daß er einen Mann wie Monte Christo in seiner Welt vorstellen sollte, „ist es nicht einer von den Luftentwürfen, wie man tausende auf der Reise macht, welche jedoch, auf Sand gebaut, von dem ersten Hauche des Windes fortgetragen werden?"

„Nein, bei meiner Ehre, ich gehe nach Paris, ich muß dahin gehen."

„Wann dies?"

„Wann werden Sie selbst dort sein?"

„Ich?" erwiederte Albert, „in vierzehn Tagen oder spätestens drei Wochen, gerade so viel ich Zeit zur Rückkehr brauche."

„Wohl! ich gebe Ihnen drei Monate; Sie sehen, ich mache das Maß lang."

„Und in drei Monaten werden Sie an meine Thüre klopfen?" rief Albert voll Freude.

„Wollen Sie ein Rendezvous Tag für Tag, Stunde für Stunde? Ich sage Ihnen, daß ich von einer verzweifelten Pünktlichkeit bin."

„Tag für Tag, Stunde für Stunde!" sprach Albert, „das ist mir äußerst angenehm."

„Wohl, es sei!"

Und er streckte die Hand nach einem in der Nähe des Spiegels hängenden Kalender aus und fuhr dann fort:

„Wir haben heute den 21sten Februar (er zog seine Uhr), es ist halb eilf Uhr Morgens. Wollen Sie mich am 21sten Mai um halb eilf Uhr Morgens erwarten?"

„Vortrefflich! das Frühstück wird bereit sein."

„Wo wohnen Sie?"

„In der Rue du Helder, Nr. 27.

„Sie sind Junggeselle und ich belästige Sie nicht?"

„Ich wohne im Hotel meines Vaters, aber in einem völlig abgesonderten Hintergebäude."

„Gut."

Der Graf nahm seine Schreibetafel und schrieb: Rue du Helder, Nr. 27, am 21sten Mai um halb eilf Uhr Morgens.

„Und nun seien Sie unbesorgt," sagte der Graf" „der Zeiger Ihrer Uhr wird nicht pünktlicher sein, als ich."

„Ich sehe Sie noch vor meiner Abreise?" fragte Albert.

„Je nachdem: wann reisen Sie?"

„Morgen Abend um fünf Uhr."

„Dann sage ich Ihnen Lebewohl. Ich habe Geschäfte in Neapel und werde erst Samstag Abend oder Sonntag am Morgen zurückkommen. „Und Sie," fragte der Graf Franz, „reisen Sie ebenfalls, Herr Baron?"

„Ja."

„Nach Frankreich?"

„Nein nach Venedig. Ich bleibe noch ein oder zwei Jahre in Italien."

„Wir werden uns also nicht in Paris sehen?"

„Ich befürchte, die Ehre nicht zu haben."

„Auf, meine Herren, glückliche Reise," sagte der Graf zu den zwei Freunden und reichte jedem eine Hand.

Es war das erste Mal, daß Franz die Hand dieses Mannes berührte; er bebte, denn sie war eisig wie die eines Todten.

„Zum letzten Male frage ich Sie," sprach Albert, „nicht wahr, es ist auf Ehrenwort abgemacht? Rue du Helder, Nr. 27, am 21sten Mai um halb eilf Uhr Morgens?"

„Am 21sten Mai um halb eilf Uhr Morgens, Rue du Helder, Nr. 27."

Hienach grüßten die jungen Männer den Grafen und entfernten sich.

„Was haben Sie denn?" sagte Albert, in sein Zimmer zurückkehrend, zu Franz, „Sie sehen ganz sorgenvoll aus?"

„Ja, ich gestehe, der Graf ist ein seltsamer Mann," antwortete Franz, „und nur mit Unruhe sehe ich das Rendezvous, das er Ihnen in Paris gibt."

„Mit Unruhe dieses Rendezvous! Ah! Sie sind verrückt, mein lieber Franz!" rief Albert.

„Ob verrückt, ob nicht, es bleibt doch so."

„Hören Sie, und es ist mir lieb, daß sich eine Gelegenheit bietet, Ihnen dies zu sagen, ich habe Sie sehr kalt gegen den Grafen gefunden, während mir sein Benehmen gegen Sie tadellos, ja sogar höchst zuvorkommend erschien. Haben Sie etwas Besonderes gegen ihn einzuwenden?"

„Vielleicht."

„Sollten Sie ihn irgendwo gesehen haben, ehe Sie ihm hier begegneten?"

„Allerdings."

„Wo?"

„Versprechen Sie mir, nicht ein Wort von dem zu sagen, was ich Ihnen mittheilen werde?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Gut. Hören Sie."

Hierauf erzählte Franz seinem Freunde den ganzen Verlauf seines Ausflugs nach der Insel Monte Christo, wie er dort mehrere Schmuggler gefunden und unter diesen Schmugglern corsische Banditen. Er verweilte bei allen einzelnen Umständen der feenhaften Gastfreundschaft, die ihm der Graf in seiner Grotte von Tausend und eine Nacht hatte angedeihen lassen; er sprach vom Abendbrod, vom Haschisch, von den Statuen, von Wirklichkeit und Traum, und wie am Morgen als Beweis und als Erinnerung an alle diese Ereignisse nichts mehr übrig geblieben, als eine kleine Yacht, welche er am Horizont nach Porto Vecchio segeln sah. Dann ging er auf Rom über, auf die Nacht im Colisseum, auf das Gespräch, das er in Beziehung auf Peppino zwischen ihm und Vampa gehört, und wobei der Graf versprochen, die Begnadigung des Ban-

diten zu erlangen, ein Versprechen, das er, wie die Leser selbst beurtheilen konnten, vollkommen hielt.

Endlich gelangte er zu dem Abenteuer der vorhergehenden Nacht, zu seiner Verlegenheit, als er gesehen, daß ihm sechs bis sieben hundert Piaster fehlten, um die erforderliche Summe vollständig zu machen, und endlich zu dem Gedanken, der ihn erfaßt, sich an den Grafen zu wenden, was erwähnter Maßen einen zugleich so malerischen und befriedigenden Erfolg gehabt hatte.

Albert hörte Franz mit der größten Aufmerksamkeit zu.

„Nun," sagte er, als sein Freund geendigt hatte, „was finden Sie daran auszusetzen? Der Graf ist Reisender, der Graf hat ein eigenes Schiff, weil er reich ist. Gehen Sie nach Portsmouth oder Southampton, und Sie werden die Hafen voll von Yachten sehen, welche reichen Engländern gehören, die dieselbe Phantasie haben. Um zu wissen, wo er bei seinen Ausflügen anhalten soll, um nicht aus der abscheulichen Küche zu essen, welche mich seit vier Monaten, Sie seit vier Jahren vergiftet, um nicht in den niederträchtigen Betten zu liegen; in denen man nicht schlafen kann, läßt er sich ein Absteigequartier auf Monte Christo einrichten; hat er sein Absteigequartier eingerichtet, so befürchtet er, die toscanische Regierung könnte ihm den Abschied geben, wodurch seine Ausgaben verloren gehen würden, und kauft die Insel und nimmt den Namen davon an. Mein Freund, durchsuchen Sie Ihre Erinnerungen und sagen Sie mir, wie Viele von unseren Bekannten die Namen von Gütern annehmen, die sie nie besessen haben?"

„Aber die corsischen Banditen, die sich bei seiner Mannschaft befanden?"

„Was ist darüber zu staunen? Nicht wahr, Sie wissen besser, als irgend Jemand, daß die corsischen Banditen keine Räuber, sondern einfach Flüchtlinge sind, welche irgend eine Vendetta aus ihrer Stadt oder aus

ihrem Dorfe verbannt hat; man kann also mit ihnen zusammen sein, ohne sich zu compromittiren. Ich meines Theils erkläre, daß ich, wenn ich je nach Corsica gehe, ehe ich mich dem Gouverneur oder dem Präfecten vorstellen lasse, mit den Banditen von Colomba Bekanntschaft mache, vorausgesetzt, man kann ihrer habhaft werden, denn ich finde Sie entzückend."

„Aber Vampa und seine Truppe sind Banditen, welche die Leute festnehmen, um zu rauben; das werden Sie wohl nicht leugnen?" versetzte Franz. „Was sagen Sie zu dem Einfluß des Grafen auf dergleichen Leute?"

„Ich sage, mein Lieber: insofern ich aller Wahrscheinlichkeit nach diesem Einfluß das Leben zu verdanken habe, ist es nicht meine Sache, dies zu scharf zu beurtheilen. Statt ihm, wie Sie, ein Hauptverbrechen daraus zu machen, werden Sie es gutheißen, wenn ich ihn entschuldige, nicht weil er mir das Leben gerettet, was ein wenig übertrieben ist, sondern weil er mir vier tausend Piaster erspart hat, eine Summe, welche gerade zwanzig tausend Franken unseres Geldes gleichkommt, eine Summe, zu der man mich sicherlich in Frankreich nicht angeschlagen hätte, was zum Beweise dient," fügte er lachend bei, „daß der Prophet in seinem Vaterlande nie etwas gilt."

„Wohl! gerade das ist es: aus welchem Lande ist der Graf? welche Sprache spricht er? was sind seine Existenzmittel? woher kommt sein ungeheures Vermögen? wie war der erste Theil seines verhängnißvollen, unbekannten Lebens beschaffen? wer hat über den zweiten die düstere, menschenfeindliche Tinte verbreitet? Das wünschte ich an Ihrer Stelle zu wissen."

„Mein lieber Franz," erwiederte Albert, „als Sie beim Empfang meines Briefes sahen, daß Sie seines Einflusses bedurften, sagten Sie zu dem Grafen: „„Albert von Morcerf, mein Freund, ist in Gefahr. Helfen Sie mir ihn dieser Gefahr entziehen;"" nicht wahr?

„Ja."

„Dann fragte er: „Wer ist Herr Albert von Morcerf? woher hat er seinen Namen? woher sein Vermögen? was sind seine Existenzmittel? was ist sein Vaterland? wo ist er geboren?"" sprechen Sie, hat er Sie alles Dies gefragt?"

„Ich muß gestehen, nein."

„Es ist ganz einfach gegangen; er hat mich den Händen von Vampa entzogen, wo ich, wie Sie sagen, trotz meines scheinbar ungezwungenen Wesens eine ziemlich schlechte Rolle spielte; nun, mein Lieber, wenn er mich im Austausch für einen solchen Dienst bittet, für ihn das zu thun, was man jeden Tag für den nächsten den besten italienischen oder russischen Fürsten thut, der durch Paris reist, das heißt, ihn in der Welt vorzustellen . . . soll ich ihm dies verweigern? Stille doch, Franz, Sie sind verrückt."

Es ist nicht zu leugnen, alle gute Gründe waren dies Mal, wider die Gewohnheit, auf der Seite von Albert.

„Machen Sie es, wie Sie wollen, mein lieber Vicomte," versetzte Franz nach kurzem Stillschweigen, „denn Alles, was Sie mir da sagen, ist, ich muß es gestehen, dem Anscheine nach völlig richtig; aber darum dünkt es mir nicht minder wahr, daß der Graf ein äußerst eltsamer Mann ist."

„Der Graf von Monte Christo ist ein Menschenfreund; hat er Ihnen nicht gesagt, in welcher Absicht er nach Paris kommt? nun wohl, er kommt, um sich um den Monthyon-Preis zu bewerben, und wenn es nur meiner Stimme bedarf, damit er denselben erhält, so werde ich sie ihm geben. Hienach wollen wir diesen Gegenstand ruhen lassen, mein lieber Franz, uns zu Tische setzen, und dann Sanct Peter einen letzten Besuch machen."

Es geschah, wie Albert sagte, und am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags trennten sich die jun-

gen Leute, Albert von Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinay, um vierzehn Tage in Venedig zuzubringen.

Doch ehe Albert in den Wagen stieg, übergab er dem Aufwärter im Gasthofe, so sehr befürchtete er, sein Gast könnte beim Rendezvous fehlen, eine Karte für den Grafen von Monte Christo, auf welche er unter die Worte: „Vicomte Albert von Morcerf," die Worte geschrieben hatte:

Am 21sten Mai, um halb eilf Uhr Morgens, Rue du Helder, N. 27.

Sechzehntes Kapitel.

Das Frühstück.

In dem Hause der Rue du Helder, wo Albert von Morcerf in Rom dem Grafen von Monte Christo Rendezvous gegeben hatte, bereitete sich am Morgen des 21. Mai Alles vor, um dem Worte des jungen Mannes Ehre zu machen.

Albert von Morcerf bewohnte einen Pavillon, welcher an der Ecke eines großen Hofes und einem andern für das Gesinde bestimmten Gebäude gegenüber lag. Nur zwei Fenster dieses Pavillon gingen auf die Straße, während drei gegen den Hof und zwei weitere rückwärts gegen den Garten gerichtet waren.

Zwischen diesem Hofe und diesem Garten erhob sich, in dem schlechten Geschmacke der kaiserlichen Architektur

erbaut, die modische, geräumige Wohnung des Grafen und der Gräfin von Morcerf.

In der ganzen Breite des Besitzthums dehnte sich, nach der Straße zu, eine Mauer zu, welche in bestimmten Entfernungen von Blumenvasen überragt und in der Mitte von einem großen Gitter mit vergoldeten Spießen durchschnitten war, das zu feierlicher Einfahrt diente, während die Leute vom Dienste oder die Gebieter, wenn sie zu Fuße kamen, eine kleine, beinahe an die Loge des Concierge angeklebte Thüre zu benützen hatten.

Man errieth in der Wahl des zur Wohnung für Albert bestimmten Pavillon die zarte Fürsorge einer Mutter, die sich von ihrem Sohne nicht trennen wollte, aber wohl einsah, daß ein junger Mann vom Alter des Vicomte seiner vollen Freiheit bedurfte. Ma erkannte darin auch, was nicht zu leugnen ist, den verständigen Egoismus des jungen Mannes, der in dieses freie, müßige Leben der minderjährigen Söhne verliebt war, das man ihm vergoldete, wie dem Vogel seinen Bauer.

Durch die zwei nach der Straße gehenden Fenster konnte Albert seine Forschungen gegen Außen vornehmen. Der Blick nach Außen ist so nothwendig für junge Leute, welche beständig die Welt ihren Horizont durchziehen sehen wollen, und wäre dieser Horizont nur der der Straße. Albert von Morcerf konnte, wenn er seine Forschungen weiter verfolgen wollte, durch eine kleine Thüre geben, welche das Seitenstück zu der von uns erwähnten Thüre neben der Loge des Portier bildete, was eine besondere Erwähnuug verdient.

Man hätte glauben sollen, es wäre ein seit dem Tage der Erbauung des Hauses vergessenes und zu fortwährender Vergessenheit verurtheiltes Pförtchen, so bestaubt und bescheiden sah dasselbe aus, aber bei näherer Betrachtung offenbarten Schloß und Angeln, sorgfältig eingeölt, eine geheimnißvolle, beständige Benützung. Diese kleine duckmäuserische Thüre spottete des Con-

cierge, dessen Wachsamkeit und Gerichtsbarkeit sie völlig entging, da sie sich, wie die bekannte Thüre der Höhle in Tausend und eine Nacht, wie die bezauberte Sesame von Ali Baba mittelst einiger kabalistischer Worte, ausgesprochen durch die weichsten Stimmen, oder mittelst eines verabredeten Kratzens, bewerkstelligt durch die allerzartesten Finger der Welt, öffnete.

Am Ende eines weiten, stillen, als Vorzimmer dienenden Ganges, öffneten sich rechts der nach dem Hofe gehende Speisesaal von Albert und links sein kleiner Salon, von welchem man die Aussicht nach dem Garten hatte. Gesträuche und Schlingpflanzen breiteten sich fächerartig vor den Fenstern aus und verbargen dem Hofe und dem Garten das Innere der zwei einzigen im Erdgeschoße liegenden Zimmer, in welche unbescheidene Blicke hätten dringen können.

Im ersten Stocke wiederholten sich diese zwei Zimmer, bereichert durch ein drittes vom Vorzimmer genommenes. Diese drei Gelasse waren ein Salon, ein Schlafzimmer und ein Boudoir.

Der untere Salon war nur eine Art von algierischem Divan für Raucher bestimmt.

Das Boudoir des ersten Stockes ging in das Schlafzimmer und stand durch eine unsichtbare Thüre mit der Treppe in Verbindung. Es waren, wie man sieht, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Ueber diesem ersten Stocke fand sich ein geräumiges Atelier, welches man Mauern und Scheidewände einreißend vergrößert hatte . . . ein Pandämonium, das der Künstler dem Dandy streitig machte. Dahin flüchteten sich alle auf einander folgende Launen von Albert: Waldhörner, Baßgeigen, Flöten, ein ganzes Orchester, denn Albert hatte einen Augenblick nicht Geschmack, sondern eine Phantasie für Musik gehabt; Staffeleien, Paletten, Pastelle, denn auf die Phantasie für die Musik war die Phantasie für die Malerei gefolgt; ferner Rappiere, Vorhandschuhe und Stöcke aller

Art, denn nach den Ueberlieferungen der jungen Modeherren der Zeit, zu welcher wir nun gelangt sind, pflegte Albert mit unendlich mehr Ausdauer, als er dies bei der Musik und Malerei gethan, diese drei Künste, welche die Löwenerziehung vollenden, nämlich die Fechtkunst, das Boxen und den Stock, und er empfing nach und nach in diesem für alle Leibesübungen bestimmten Zimmer, Grisier, Cooks und Charles Lacour.

Das übrige Geräthe dieses Zimmers bestand in alten Kisten aus der Zeit von Franz I., welche mit chinesischem Porzellan, Vasen von Japan, Fayencen von Luca della Robbia, und Platten von Bernard de Palissy gefüllt waren; in antiken Lehnstühlen, worin vielleicht Heinrich IV. oder Sully, Ludwig XIII. oder Richelieu gesessen hatten, denn zwei von diesen Stühlen waren mit einem geschnitzten Wappenschild geschmückt, woran überragt von einer Königskrone auf blauem Grunde die drei Lilien von Frankreich glänzten, und kamen sichtbar aus den Geräthekammern des Louvre oder wenigstens aus denen irgend eines königlichen Schlosses. Auf diesen düsteren, ernsten Stühlen lagen durcheinander reiche Stoffe mit lebhaften, von der Sonne Persiens zeugenden Farben oder aus den Fingern der Frauen von Calcutta und Chandernagor hervorgegangen. Was diese Stoffe hier thaten, ließ sich nicht wohl sagen; sie erwarteten, die Augen erquickend, eine dem Eigenthümer selbst noch unbekannte Bestimmung und erleuchteten mittlerweile das Zimmer mit ihren seidenen und goldenen Reflexen.

An dem am meisten in das Auge fallenden Platze stand ein Piano von Roller und Blanchet aus Rosenholz geschnitten, ein Piano von der Taille unserer liliputischen Salons, das aber in seiner engen, senoren Höhle ein ganzes Orchester verbarg und unter der Last der Werke von Beethoven, Weber, Mozart, Haydn, Gretry und Porpora seufzte.

Dann überall, längs den Wänden, über den Thü-

ren, an der Decke, Schwerter, Dolche, Criks, Keulen, Aexte, ganz vergoldete, damascirte, incrustirte Rüstungen; Kräuterbücher, Haufen von Mineralien, mit Roßhaar ausgestopfte Vögel, welche ihre feuerfarbigen Flügel zu einem unbeweglichen Fluge erhoben und ihre Schnäbel öffnen, um sie nie wieder zu schließen.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Zimmer das Lieblingszimmer von Albert war.

Am Tage des Rendezvous hatte jedoch der junge Mann sein Hauptquartier in dem kleinen Salon im Erdgeschosse aufgeschlagen. Auf einem, in einer gewissen Entfernung von einem breiten, weichen Divan umgebenen, Tische sah man alle bekannte Tabake der Welt, von dem gelben Tabak von Petersburg bis zu dem schwarzen des Sinai, Maryland, Porto Ricco und Latakie nicht zu vergessen, in den bei den Holländern so sehr beliebten Fayence-Töpfen. Daneben waren die Kistchen von wohlriechendem Holze nach der Größe und der Eigenschaft die Puros, die Regalia, die Havanna's und die Manillas aufgereiht; in einem offenen Schranke fand sich endlich eine Sammlung von deutschen Pfeifen, von Schibuks mit Bernsteinmundspitzen und mit Korallen verziert, und von anderen glänzenden Rauchwerkzeugen, bereit, den Launen oder der Sympathie der Raucher zu fröhnen. Albert hatte selbst die Anordnung oder vielmehr die symmetrische Unordnung bestimmt, welche die Gäste eines modernen Frühstücks so gern nach dem Kaffee durch den Dampf betrachten, der ihrem Munde entströmt und in langen Schnecken zur Decke aufsteigt.

Um drei Viertel auf zehn Uhr trat ein Kammerdiener ein. Er bildete mit einem kleinen Groom von fünfzehn bis sechzehn Jahren, der nur Englisch sprach und auf den Namen John antwortete, die ganze Dienerschaft von Albert. Wohl verstanden, an gewöhnlichen Tagen war der Koch des Hotel zu seiner Verfügung gestellt, und bei großen Veranlassungen hatte er zu weiterer Bedienung den Jäger des Grafen.

Dieser Kammerdiener, welcher Germain hieß und das vollkommene Vertrauen seines jungen Herrn genoß, hielt in der Hand einen Stoß Zeitungen, die er auf den Tisch legte, und ein Päckchen Briefe, das er Albert übergab.

Albert schaute mit zerstreutem Auge die verschiedenen Sendschreiben an, wählte zwei mit zarter Schrift und wohlriechenden Umschlägen, entsiegelte dieselben und las sie mit einer gewissen Aufmerksamkeit.

„Wie sind diese Briefe gekommen?" fragte er.

„Der eine durch die Post, der andere wurde durch den Kammerdiener der Madame Danglars gebracht."

„Lassen Sie Madame Danglars sagen, ich nehme den Platz an, den sie mir in ihrer Loge anbietet . . . Warten Sie doch . . . im Verlaufe des Tags gehen Sie zu Rosa und melden ihr, ich werde gemäß ihrer Einladung nach der Oper bei ihr zu Nacht speisen; bringen Sie ihr sechs Flaschen ausgesuchten Wein, Cyprier, Xeres, Malaga, und einen Korb Austern von Ostende . . . nehmen Sie die Austern bei Borel und sagen Sie ihm, sie seien für mich bestimmt."

„Um welche Zeit will der gnädige Herr bedient sein?"

„Wie viel Uhr ist es?"

„Drei Viertel auf zehn Uhr."

„Serviren Sie um halb eilf Uhr. Debray muß vielleicht in sein Ministerium gehen . . . Und überdies . . . (Albert zog seine Schreibtafel zu Rathe . . . es ist die Stunde, die ich dem Grafen angegeben habe, am 21sten Mai um halb eilf Uhr Morgens; wenn ich auf sein Versprechen auch nicht gerade große Stücke halte, so will ich doch pünktlich sein. Wissen Sie nicht, ob die Frau Gräfin aufgestanden ist?"

„Wenn es der Herr Vicomte wünscht, werde ich mich erkundigen?"

„Ja . . . erbitten Sie sich von ihr einen von ihren Flaschenkellern, der meinige ist unvollständig; sagen Sie

ihr, ich werde um drei Uhr die Ehre haben, zu ihr zu kommen, und lasse sie um Erlaubniß ersuchen, ihr Jemand vorstellen zu dürfen."

Der Kammerdiener ging ab. Albert warf sich auf einen Divan, zerriß den Umschlag von einigen Zeitungen, sah nach den Schauspielern, machte eine Grimasse, als er wahrnahm, daß man eine Oper und kein Ballet gab, suchte vergebens unter den Parfumerie-Ankündigungen ein Opiat für die Zähne, von dem man ihm gesagt hatte, warf eines nach dem andern die drei gelesensten Blätter von Paris von sich, und murmelte unter einem langen Gähnen:

„Diese Zeitungen werden in der That immer erbärmlicher."

In diesem Augenblick hielt ein leichter Wagen vor der Thüre, und eine Minute nachher kam der Kammerdiener zurück, um Herrn Lucien Debray zu melden; ein großer, blonder, bleicher junger Mann, mit grauem, sicherem Auge, mit dünnen, kalten Lippen, mit ciselirten goldenen Knöpfen auf einem blauen Frack, mit weißer Cravate und einem an einer seidenen Schnur hängenden Lorgnon, das er mit einer Muskelanstrengung von Zeit zu Zeit in der Höhle seines rechten Auges festzuhalten wußte, trat ohne zu lächeln, ohne zu sprechen und mit einer halboffenen Miene ein.

„Guten Morgen, Lucien, guten Morgen!" rief Albert. „Oh! mein Lieber, Sie erschrecken mich mit Ihrer Pünktlichkeit. Was sage ich? Pünktlichkeit! Sie, den ich zuletzt erwartete, Sie kommen um zehn Uhr weniger fünf Minuten, während das Rendezvous erst auf halb eilf Uhr bestimmt ist! In der That, wunderbar! sollte das Ministerium gestürzt sein?"

„Nein, mein Theuerster!" entgegnete der junge Mann, sich in den Divan incrustirend; „beruhigen Sie sich, wir wanken fortwährend, aber wir fallen nie, und ich fange an zu glauben, daß wir ganz einfach zur Un-

entsetzbarkeit übergehen, abgesehen davon, daß uns die Angelegenheiten der Halbinsel völlig befestigen."

„Oh! ja, es ist wahr, Ihr vertreibt Don Carlos aus Spanien."

„Nein, Theuerster; verwechseln wir das nicht; wir führen ihn an die entgegengesetzte Seite der Grenze von Frankreich und bieten ihm eine königliche Gastfreundschaft in Bourges."

„In Bourges?"

„Ja, er hat sich nicht darüber zu beklagen, den Teufel! Bourges ist die Hauptstadt von König Karl VII. Wie, Sie wüßten das nicht? Es ist seit gestern in ganz Paris bekannt, und schon vorgestern ist die Sache bei der Börse lautbar geworden, denn Herr Danglars (ich weiß nicht, wie es zugeht, daß dieser Mann die Neuigkeiten so bald erfährt, als wir), denn Herr Danglars hat auf das Steigen der Papiere gespielt und eine Million gewonnen."

„Und Ihnen ist ein neues Band zugefallen, wie es scheint; ich sehe, daß Ihrer Brochette ein blauer Streifen zugefügt worden ist."

„Hm! sie haben mir den Stern von Karl III. geschickt," erwiederte Debray nachläßig.

„Spielen Sie doch nicht den Gleichgültigen, gestehen Sie, daß Sie die Sache mit Vergnügen empfingen."

„Meiner Treue, ja, als Vervollständigung der Toilette; ein Stern steht gut auf einem schwarzen Frack; es sieht elegant aus."

„Ja wohl," versetzte Morcerf lächelnd, „man gewinnt das Ansehen des Prinzen von Wales oder des Herzogs von Reichstadt."

„Deshalb erscheine ich so frühzeitig, mein Lieber."

„Weil Sie den Stern von Karl III. erhalten haben und mir diese erfreuliche Kunde mittheilen wollten?"

„Nein, weil ich die Nacht mit Expeditionen zubrachte: sieben und zwanzig diplomatische Depechen. Als

ich diesen Morgen bei Tagesanbruch nach Hause kam, wollte ich schlafen; aber das Kopfweh plagte mich, und ich stand auf, um eine Stunde zu reiten. In Boulogne erfaßten mich die Langeweile und der Hunger, zwei Feinde, welche selten mit einander gehen und sich dennoch gegen mich verbanden . . . eine Art von carlorepublicanischer Allianz . . .; da erinnerte ich mich, daß man diesen Morgen bei Ihnen schmause, und da bin ich nun: ich habe Hunger, füttern Sie mich, ich habe Langeweile, unterhalten Sie mich."

„Das ist meine Schuldigkeit als Amphitryon, lieber Freund," sprach Albert, seinem Kammerdiener läutend, während Lucien mit dem Ende seines Stöckchens, woran ein mit Türkissen besetzter goldener Knopf bemerkbar war, die Journale durcheinander warf. „Germain, ein Glas Xeres und Zwieback. Mittlerweile sind hier Cigarren, wohlverstanden, eingeschmuggelte; ich fordere Sie auf, dieselben zu kosten und Ihren Minister einzuladen, ähnliche zu kaufen, statt der Nußblätter, welche er die guten Bürger zu rauchen zwingt."

„Bei Gott! ich werde mich wohl hüten. Sobald Sie Ihnen von der Regierung zukämen, wollten Sie solche Cigarren nicht mehr und Sie würden dieselben sogar abscheulich finden. Ueberdies geht das nicht das Innere, sondern die Finanzen an: wenden Sie sich an Herrn Humann, Section der indirecten Steuern, Gang A, Nro. 26.

„In der That, Sie setzen mich in Erstaunen durch Ihre umfassenden Kenntnisse. Doch nehmen Sie eine Cigarre."

„Ah! lieber Vicomte," sprach Lucien, an einer rosenfarbigen Kerze, welche auf einem Handleuchter von Vermeil brannte, eine Manilla anzündend, und sodann sich wieder in den Divan zurückwerfend; „ah! mein lieber Vicomte, wie glücklich sind Sie, daß Sie nichts zu thun haben. Sie kennen die Größe Ihres Glückes gar nicht."

„Und was würden Sie thun, mein lieber Pacifi-

ator aller Königreiche," sagte Morcerf mit einer leich-
en Ironie, „was würden Sie thun, wenn Sie nichts
hätten? Wie! Sie, der Privatsecretaire eines Ministers,
n die große europäische Kabale und in die kleinen Intri-
guen von Paris geschleudert, befugt und veranlaßt, Könige,
und was noch besser ist, Königinnen zu beschützen, Par-
teien zu vereinigen, Wahlen zu leiten . . . Sie, der Sie
mit Ihrem Cabinet, Ihrer Feder und Ihren Telegra-
phen mehr thun, als Napoleon von seinen Schlachtfel-
dern aus mit seinem Schwerte und seinen Siegen that,
Sie, der Besitzer von fünf und zwanzigtausend Franken
Renten, abgesehen von Ihrem Platze, der Eigenthümer
eines Pferdes, wofür Ihnen Chateau-Renaud vierhundert
Louisd'or geboten hat, ohne daß Sie es geben wollten,
Sie, der Gebieter eines Schneiders, der Ihnen nie eine
Hose verdirbt, Sie, der Sie die Oper, den Jockey-Club
und die Variétés haben, finden in allem Dem nicht hin-
reichend Stoff, um sich zu zerstreuen? Wohl, es sei! ich
werde Sie zerstreuen."

„Wie dies?"

„Indem ich Sie eine neue Bekanntschaft machen
lasse."

„Unter den Männer oder unter den Frauen?"

„Unter den Männern."

„Oh! ich kenne bereits zu viele."

„Aber Sie kennen keinen, wie der ist, von welchem
ich spreche."

„Woher kommt er denn? vom Ende der Welt?"

„Vielleicht von weiter her."

„Ah! Teufel, ich hoffe, er bringt nicht unser Früh-
stück?"

„Nein, seien Sie unbesorgt, unser Frühstück wird in
der mütterlichen Küche bereitet. Doch, Sie haben also
Hunger?"

„Ja, ich bekenne es, so demüthigend auch dieses
Geständniß ist. Doch ich habe gestern bei Herrn von
Villefort gespeist, und Sie konnten bemerken, lieber

Erdbeeren, Kaffee und Cigarren. Ich esse eine Cotelette in der Kammer."

„Thun Sie das nicht, Beauchamp, denn wäre der Edelmann ein Montmorency und der Diplomat ein Metternich, wir frühstücken auf den Punkt eilf Uhr; mittlerweile machen Sie es wie Debray, kosten Sie meinen Xeres und meine Zwiebacke."

„Gut, ich bleibe; ich muß mich diesen Morgen nothwendig zerstreuen."

„Sie sind gerade wie Debray! doch mir scheint, wenn das Ministerium traurig ist, muß die Opposition heiter sein."

„Ah! sehen Sie, mein lieber Freund, Sie wissen nicht, was mich bedroht. Ich werde diesen Morgen in der Deputirten-Kammer eine Rede von Herrn Danglars und diesen Abend bei seiner Frau eine Tragödie von einem Pair von Frankreich hören. Der Teufel hole die constitutionelle Regierung! und da wir, wie man sagt, die Wahl hatten, warum haben wir diese genommen?"

„Ich begreife, Sie bedürfen eines Vorraths an Heiterkeit."

„Sprechen Sie nicht schlimm von den Reden von Herrn Danglars," rief Debray; „er stimmt für Sie, er macht Opposition."

„Das ist gerade das Mißliche; ich hoffe auch, daß Sie ihn in den Luxembourg schicken werden, damit ich nach Belieben über seine Reden lachen kann."

„Mein Lieber," sagte Albert zu Beauchamp, „man sieht wohl, daß die Angelegenheiten Spaniens geordnet sind, denn Sie offenbaren diesen Morgen eine empörende Bitterkeit. Erinnern Sie sich doch, daß die Pariser Chronik von einer Heirath zwischen mir und Fräulein Eugenie Danglars spricht. Ich kann Sie also mit gutem Gewissen nicht schlecht von der Beredtsamkeit eines Mannes sprechen lassen, der mir eines Tages sagen soll: „„Herr Vicomte, Sie wissen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen gebe.""

„Stille doch!" sprach Beauchamp, „diese Heirath wird nie stattfinden. Der König konnte ihn zum Grafen machen, er kann ihn zum Pair ernennen, aber er wird ihn nie zum Edelmann machen, und der Graf von Morcerf ist ein viel zu aristokratischer Degen, um gegen zwei armselige Millionen in eine Mesalliance einzuwilligen. Der Vicomte von Morcerf darf nur eine Marquise heirathen."

„Zwei Millionen! das ist doch nicht zu verachten," bemerkte Albert.

„Es ist das Gesellschäftscapital eines Boulevard-Theaters oder einer Eisenbahn vom Jardin des Plantes nach der Raxée."

„Lassen Sie ihn sprechen, Morcerf," versetzte Debray nachläßig, „und heirathen Sie. Sie heirathen die Etiquette eines Sacks, nicht wahr? Wohl, was ist Ihnen daran gelegen? Es ist besser, ein Wappenschild weniger bei dieser Etiquette und eine Nulle mehr; Sie haben sieben gestümmelte Amseln in Ihrem Wappen, Sie geben Ihrer Frau drei und es bleiben Ihnen immer noch vier; das ist einer mehr, als Herr von Guise gehabt hat, der beinahe König von Frankreich geworden wäre, und dessen Vetter Kaiser von Deutschland war."

„Meiner Treue, ich glaube, Sie haben Recht," erwiederte Albert zerstreut.

„Sicherlich, jeder Millionär ist edel wie ein Bastard, das heißt, er kann es sein."

„Stille! sagen Sie das nicht, Debray," entgegnete Beauchamp lachend, „denn da ist Chateau-Renaud, der Ihnen, um Sie von Ihrer Paradorenwuth zu heilen, den Degen von Renaud von Montauban, seinem Ahnherrn, durch den Leib stoßen wird."

„Er würde dadurch seines Adels verlustig werden," antwortete Lucien, „denn ich bin gemein und zwar sehr gemein."

„Gut," rief Beauchamp, „das Ministerium singt

Beranger, mein Gott! wohin kommt es noch mit uns?"

„Herr von Chateau-Renaud! Herr Maximilian Morrel," sagte der Kammerdiener, zwei neue Gäste meldend.

„Vollzählig also!" rief Beauchamp, „denn wenn ich mich nicht täusche, erwarteten Sie nur noch zwei Personen, Albert?"

„Morrel!" murmelte Albert erstaunt; „Morrel, was ist das?"

Doch ehe er vollendet hatte, nahm Herr von Chateau-Renaud, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, das heißt mit dem Kopfe eines Guiche und dem Geiste eines Mortemart, Albert bei der Hand und sagte zu ihm:

„Erlauben Sie mir, mein Lieber, Ihnen den Spahis-Kapitän, Herrn Maximilian Morrel, meinen Freund und meinen Retter vorzustellen, obgleich ein solcher Mann wohl keiner Vorstellung bedarf. Begrüßen Sie meinen Helden, Vicomte."

Und er ging auf die Seite, um den großen, edeln, jungen Mann mit der breiten Stirne, mit dem durchdringenden Auge, mit dem schwarzen Schnurrbart zu enthüllen, den unsere Leser in Marseille unter so dramatischen Umständen gesehen zu haben sich vielleicht erinnern werden, daß er wohl noch nicht bei ihnen in Vergessenheit gerathen ist. Eine reiche halb französische, halb orientalische, bewunderungsvoll getragene Uniform machte seine breite, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückte Brust geltend und hob die kühnen Wellenlinien seines Wuchses hervor.

„Der junge Mann verbeugte sich mit anmuthreicher Höflichkeit. Morrel war reizend in jeder von seinen Bewegungen, weil er stark war.

„Mein Herr," sagte Albert mit zuvorkommender Freundlichkeit, „Herr von Chateau-Renaud wußte zum Voraus, welches Vergnügen er mir durch Ihre Be-

kanntschaft bereiten würde; Sie gehören zu seinen Freunden, lassen Sie sich auch zu den unsern zählen."

„Sehr gut," rief Chateau-Renaud, „wünschen Sie, daß er eintretenden Falles für Sie thun möge, mein lieber Vicomte, was er für mich gethan hat."

„Und was hat er denn gethan?" fragte Albert.

„Oh! es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden," sagte Morrel; „dieser Herr übertreibt."

„Wie!" entgegnete Chateau-Renaud, „es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden! Das Leben ist nicht werth, daß man davon spricht...! In der That, was Sie da sagen, ist zu philosophisch, mein lieber Herr Morrel. Gut für Sie, der Sie Ihr Leben jeden Tag bloßstellen, aber nicht für mich, der ich es zufällig einmal aussetze..."

„Am Klarsten bei allem dem ist mir, daß Ihnen der Herr Kapitän Morrel das Leben gerettet hat."

„Oh! mein Gott, ja, so ist es," erwiederte Chateau-Renaud.

„Bei welcher Gelegenheit?" fragte Beauchamp.

„Beauchamp, mein Freund, Sie wissen, daß ich vor Hunger sterbe," sagte Debray, „lassen Sie sich nicht in Geschichten ein."

„Ich verhindere es nicht, daß man sich zu Tische begibt," entgegnete Beauchamp. „Chateau-Renaud wird uns die Sache während des Frühstücks erzählen."

„Meine Herren," sprach Albert, „bemerken Sie wohl, es ist erst ein Viertel auf eilf Uhr, und wir erwarten noch einen letzten Gast."

„Ah! das ist wahr, einen Diplomaten," rief Debray.

„Einen Diplomaten oder etwas Anderes, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich ihn für meine Rechnung mit einer Botschaft beauftragt habe, die er so zu meiner Zufriedenheit ausführte, daß ich ihn, wäre ich König gewesen, zum Ritter aller meiner Orden ernannt haben würde, selbst wenn ich über das goldene Vließ und den Hosenbandorden zu verfügen gehabt hätte."

„Da man sich noch nicht zu Tische setzt," sprach Debray, „so machen Sie es wie wir, gießen Sie sich ein Glas Xeres ein und erzählen Sie uns sodann Ihre Geschichte."

„Sie wissen Alle, daß mir der Gedanke kam, nach Afrika zu gehen."

„Das ist ein Weg, den Ihre Ahnen Ihnen vorgezeichnet haben, mein lieber Chateau-Renaud," bemerkte artiger Weise Morcerf.

„Ja, doch ich bezweifle, ob es, wie bei ihnen, geschah, um das Grab Christi frei zu machen."

„Sie haben Recht, Beauchamp," versetzte der junge Aristokrat, „es geschah ganz einfach, um als Liebhaber Pistolen zu schießen. Das Duell widerstrebt mir, wie Sie wissen, seitdem zwei Zeugen, die ich gewählt, um eine Sache beizulegen, mich zwangen, einem meiner besten Freunde den Arm zu zerschmettern... oh! bei Gott, dem armen Franz d'Epinay, den Ihr Alle kennt."

„Ah! ja, es ist wahr, Ihr habt Euch geschlagen," sagte Debray. „Aus welcher Veranlassung?"

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich dessen erinnere!" erwiederte Chateau-Renaud; „ich weiß nur noch, daß ich mich schämte, ein Talent wie das meinige ruhen zu lassen, und an den Arabern die Pistolen versuchen wollte, die ich zum Geschenke bekommen hatte. Dem zu Folge schiffte ich mich nach Oran ein, von Oran begab ich mich nach Constantine, wo ich gerade zu rechter Zeit ankam, um die Belagerung aufheben zu sehen. Ich zog mich zurück wie die Andern. Acht und vierzig Stunden lang ertrug ich ganz gut den Regen bei Tage, den Schnee bei der Nacht, am dritten Morgen endlich starb mein Pferd vor Kälte. Armes Thier! an die Decken und an den Ofen des Stalles gewöhnt... ein arabisches Roß, das sich nur ein wenig unheimisch fühlte, als es in Arabien zehn Grade Kälte fand."

„Deshalb wollen Sie mir mein englisches Pferd

abkaufen," sagte Debray; Sie denken, es werde die Kälte besser ertragen, als Ihr arabisches."

„Sie täuschen sich, denn ich habe ein Gelübde gethan, nie mehr nach Afrika zurückzukehren."

„Sie hatten also gewaltig bange?" fragte Beauchamp.

„Meiner Treue, ja, ich gestehe es," antwortete Chateau-Renaud, „und es war Grund dazu vorhanden. Mein Pferd war also todt, ich machte meinen Rückzug zu Fuß, sechs Araber sprengten im Galopp herbei, um mir den Kopf abzuhauen, ich schoß zwei mit der Flinte, zwei mit meinen Pistolen nieder; aber es blieben noch zwei übrig, und ich war entwaffnet. Der Eine nahm mich bei den Haaren, weshalb ich sie jetzt kurz trage, denn man kann nicht wissen, was geschieht, der Andere zielte mit seinem Yatagan nach meinem Halse, und ich fühlte bereits die scharfe Kälte des Eisens, als dieser Herr, den Sie hier sehen, ebenfalls auf sie chargirte, denjenigen, welcher mich bei den Haaren hielt, mit einem Pistolenschuß niederstreckte und dem Andern, der mir mit einem Säbelhieb den Hals abzuschlagen im Begriffe war, den Schädel spaltete. Der Herr hatte sich die Aufgabe gestellt, an diesem Tage einen Menschen zu retten, der Zufall wollte, daß ich dies war; wenn ich einmal reich bin, lasse ich durch Klagmann oder Marochetti eine Statue des Zufalls machen."

„Ja," sagte Morrel lächelnd, es war am 5. September, am Jahrestage einer wunderbaren Rettung meines Vaters, ich feiere auch, so viel in meinen Kräften liegt, diesen Tag jedes Jahr durch irgend eine Handlung."

„Durch eine heldenmüthige, nicht wahr?" unterbrach ihn Chateau-Renaud; kurz ich war der Auserwählte, doch das ist noch nicht Alles. Nachdem er mich vom Eisen errettet, rettete er mich von der Kälte, indem er mir nicht die Hälfte seines Mantels, wie dies der heilige Martin that, sondern indem er mir seinen ganzen Mantel gab; dann schützte er mich vor dem Hunger dadurch, daß er mit mir, errathet was, theilte?"

„Eine Pastete von Felix?“ fragte Beauchamp.

„Nein, sein Pferd, von dem wir jeder ein Stück mit großem Appetit verzehrten: das war hart.“

„Das Pferd?“ rief lachend Morcerf.

„Nein, das Opfer,“ antwortete Chateau-Renaud, „fragen Sie Debray, ob er seinen Engländer für einen Fremden opfern würde?“

„Für einen Fremden, nein,“ entgegnete Debray, „für einen Freund vielleicht.“

„Ich ahnete, Sie würden der meinige werden, Herr Graf,“ sprach Morrel; „überdies habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, Heldenmuth oder nicht, Opfer oder nicht, an diesem Tage war ich dem schlimmen Geschick eine Gabe als Wiedervergeltung für die Gunst schuldig, die uns einst das gute hatte angedeihen lassen.“

„Die Geschichte, auf welche Herr Morrel anspielt,“ fuhr Chateau-Renaud fort, „ist eine ganz bewunderungswürdige Geschichte, die er Ihnen eines Tags erzählen wird, wenn Sie nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht haben; für heute wollen wir den Magen und nicht das Gedächtniß ausschmücken. Um wie viel Uhr frühstücken Sie, Albert.“

„Um halb eilf Uhr.“

„Auf den Punkt?“ fragte Debray, seine Uhr ziehend.

„Ah! Sie werden mir doch die fünf Minuten der Nachsicht gewähren,“ erwiederte Morcerf, „denn ich erwarte ebenfalls einen Retter.“

„Von wem?“

„Von mir, bei Gott!“ antwortete Morcerf. „Glauben Sie, man könne mich nicht auch retten, wie einen Andern, und nur die Araber schlagen Köpfe ab! Unser Frühstück ist ein philanthropisches Frühstück, und wir werden, wenigstens hoffe ich es, zwei Wohlthäter der Menschheit bei Tische haben.“

„Wie machen wir das?“ versetzte Debray, „wir haben nur einen Monthyon-Preis.“

„Nun, man gibt ihn Einem, der nichts gethan hat, m ihn zu erhalten," sprach Beauchamp; „auf diese Art ıtzieht sich die Academie gewöhnlich der Verlegenheit."

„Und woher kommt er?" fragte Debray; „entschul-gen Sie, daß ich hierauf beharre, ich weiß wohl, Sie aben diese Frage bereits beantwortet, aber so unbestimmt, ıß ich sie wiederholen muß."

„In der That, ich weiß es nicht," erwiederte Albert. Als ich ihn vor zwei Monaten einlud, war er in Rom; och wer kann sagen, welchen Weg er seitdem gemacht at?"

„Halten Sie ihn der Pünktlichkeit fähig?" fragte)ebray.

„Ich halte ihn aller Eigenschaften fähig."

„Geben Sie wohl Acht, mit den fünf Nachsichts-linuten haben wir nur noch zehn."

„Ich werde sie benützen, um Ihnen ein Wort von ıeinem Gaste zu sagen."

„Entschuldigen Sie," sprach Beauchamp, „ist in dem, as Sie uns erzählen werden, Stoff für ein Feuilleton ıthalten?"

„Oh! gewiß, und zwar für ein sehr interessantes."

„So sprechen Sie, denn ich sehe wohl, daß ich die Kammer versäumen werde, und muß mich daher entschä-igen."

„Ich war während des letzten Carnevals in Rom."

„Wir wissen das," rief Beauchamp.

„Ja, aber Sie wissen nicht, daß ich von Räubern ntführt wurde."

„Es gibt keine Räuber," sagte Debray.

„Allerdings gibt es und zwar abscheuliche, das heißt ebenswürdige, denn ich habe sie zum Furchtbekommen hön gefunden."

„Mein lieber Albert," entgegnete Debray, „gestehen Sie, daß Ihr Koch mit seiner Arbeit im Rückstand t, daß die Austern von Marennes oder Ostende noch

nicht angekommen sind, und daß Sie nach dem Beispiel der Frau von Maintenon die Speisen durch eine Erzählung ersetzen wollen. Reden Sie, mein Lieber, wir sind hinreichend gute Gesellschaft, um Ihnen zu verzeihen und Ihre Geschichte anzuhören, so fabelhaft sie auch zu sein verspricht."

„Und ich sage Ihnen, so fabelhaft sie auch ist, so gebe ich sie Ihnen doch als wahr von einem Ende zum andern. Die Räuber hatten mich also entführt und an einen sehr traurigen Ort gebracht, den man die Katakomben von San Sebastiano nennt."

„Ich kenne das, und hätte beinahe dort das Fieber erwischt," sagte Chateau-Renaud.

„Und ich that etwas Besseres, als dieses, ich hatte es wirklich," sprach Morcerf. „Man kündigte mir an, ich wäre Gefangener gegen Lösegeld,... eine Erbärmlichkeit, viertausend römische Thaler, sechs und zwanzigtausend Livres. Zum Unglück besaß ich nicht mehr als fünfzehnhundert; ich war am Ende meiner Reise und mein Credit erschöpft. Ich schrieb an Franz. Oh! bei Gott, hören Sie wohl, Franz war dabei, und Sie können ihn fragen, ob ich auch nur ein Komma lüge; ich schrieb also an Franz, daß ich, wenn er nicht um sechs Uhr Morgens mit den viertausend Thalern käme, um sechs Uhr zehn Minuten mit den Heiligen und glorreichen Märtyrern, in deren Gesellschaft ich mich zu befinden die Ehre hätte, vereinigt sein würde, und Luigi Vampa, dies ist der Name meines Räuberhauptmanns, hätte mir gewissenhaft Wort gehalten, das dürfen Sie glauben."

„Doch Franz kam mit den viertausend Thalern?" sagte Chateau-Renaud. „Den Teufel! man ist nicht in Verlegenheit über viertausend Thaler, wenn man Franz d'Epinay oder Albert von Morcerf heißt!"

„Nein, er kam ganz einfach in Begleitung des Gastes, den ich Ihnen ankündige und vorzustellen hoffe."

„Oh! dieser Herr ist also ein Hercules, der den Cacus
ödtet? ein Perseus, der die Andromeda befreit?"

„Nein, es ist ein Mann ungefähr von meiner
igur."

„Bis unter die Zähne bewaffnet?"

„Er hatte nicht einmal eine Stricknadel bei sich."

„Doch er unterhandelte wegen Ihres Lösegelds?"

„Er sagte dem Anführer zwei Worte in das Ohr,
nd ich war frei."

„Man entschuldigte sich sogar bei Ihnen, daß man
Sie festgenommen hatte," sagte Beauchamp.

„Allerdings," sprach Morcerf.

„Dieser Mann war also Ariost?"

„Nein, er war der Graf von Monte Christo."

„Es gibt keinen Grafen von Monte Christo," sagte
Debray.

„Ich glaube nicht," fügte Chateau-Renaud mit der
Kaltblütigkeit eines Mannes bei, der sein europäisches
Adelsbuch an den Fingern auswendig weiß; „wer kennt
rgendwo einen Grafen von Monte Christo?"

„Er kommt vielleicht vom heiligen Land; einer seiner
Ahnen hat die Schädelstätte besessen, wie die Mortemart
as todte Meer."

„Verzeihen Sie, meine Herren," sprach Maximi-
an, „ich glaube, ich kann Sie der Verlegenheit ent-
iehen. Monte Christo ist eine kleine Insel, von der ich
ie Matrosen im Dienste meines Vaters oft sprechen
örte . . . ein Sandkorn im mittelländischen Meere, ein
Atom in der Unendlichkeit."

„Ganz richtig, mein Herr," versetzte Albert. „Nun,
ieses Sandkorns, dieses Atoms Gebieter und König ist
erjenige, von welchem ich spreche; er wird das Grafen-
iplom irgendwo in Toscana gekauft haben."

„Ihr Graf ist also reich?"

„Meiner Treue! ich glaube wohl."

„Das wird man sehen, wie mir scheint."

„Sie täuschen sich, Debray."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Haben Sie Tausend und eine Nacht gelesen?"

„Bei Gott, eine schöne Frage!"

„Wissen Sie denn, ob die Leute, die man dort sieht, reich oder arm sind? ob ihre Getreidekörner nicht Diamanten oder Rubinen sind? Sie sehen aus wie armselige Fischer, nicht wahr? Sie behandeln sie als solche, und plötzlich öffnen sie Ihnen eine geheimnißvolle Höhle, worin Sie einen Schatz finden, für den man Indien kaufen könnte."

„Nun?"

„Nun, mein Graf von Monte Christo ist einer von diesen Fischern. Er hat sogar einen Namen von der Sache angenommen, denn er nennt sich Simbad der Seefahrer, und besitzt eine Höhle voll Gold."

Und Sie haben diese Höhle gesehen, Morcerf?" fragte Beauchamp.

„Ich nicht, Franz. Doch stille! man darf kein Wort hievon in seiner Gegenwart sprechen. Franz stieg mit verbundenen Augen in dieselbe hinab und wurde von Stummen und von Frauen bedient, gegen welche Cleopatra, wie es scheint, nur eine Lorette ist. Nur glaubt er sich nicht ganz sicher in Beziehung auf die Frauen, weil sie erst eingetreten sind, nachdem er Haschisch gegessen hatte, so daß möglicher Weise das, was er für Frauen hielt, eine Quadrille von Statuen sein konnte."

Die jungen Leute schauten Morcerf mit einem Auge an, welches sagen wollte:

„Ah! mein Lieber, sind Sie wahnsinnig oder wollen Sie unserer spotten?"

„In der That," sprach Morrel nachdenkend, „ich habe einen alten Matrosen Namens Penelon etwas erzählen hören, was mit der Behauptung von Herrn von Morcerf Aehnlichkeit hat."

„Ah!" rief Albert, „es ist ein Glück, daß mir Herr Morrel zu Hülfe kommt. Nicht wahr, es ärgert

Sie, daß er auf diese Art ein Knäuel Faden in mein Labyrinth wirft?"

„Verzeihen Sie, lieber Freund," entgegnete Debray, „Sie erzählen uns so unwahrscheinliche Dinge."

„Ah! bei Gott, weil Ihre Botschafter, Ihre Consuln nichts davon sagen! sie haben keine Zeit dazu, denn sie müssen ihre reisenden Landsleute placken."

„Gut, nun ärgern Sie sich und fallen über unsere armen Agenten her. Ei! mein Gott, womit sollen diese Herren Sie beschützen? Die Kammer schmälert täglich ihre Gehalte, so daß man am Ende gar keine mehr findet. Wollen Sie Botschafter werden, Albert? ich lasse Sie für Kanstantinopel ernennen."

„Nein! damit mir der Sultan bei der ersten Demonstration, die ich zu Gunsten von Mehemed Ali mache, die Schnur schickt und meine Secretaires mich erdrosseln?"

„Sie sehen!" rief Debray.

„Ja, aber alles dies hindert meinen Grafen von Monte Christo nicht, zu existiren."

„Bei Gott! die ganze Welt existirt, ein schönes Wunder also!"

„Allerdings existirt die ganze Welt, aber nicht unter ähnlichen Bedingungen. Nicht die ganze Welt hat schwarze Sklaven, fürstliche Gallerien, Waffen wie in der Kasauba, Pferde für sechstausend Franken das Stück, griechische Geliebtinnen."

„Haben Sie die griechische Geliebte gesehen?"

„Ja, ich habe sie gesehen und gehört, gesehen im Teatro della Valle, gehört eines Tages, als ich bei dem Grafen frühstückte."

„Ihr außerordentlicher Mann ißt also?"

„Meiner Treue, wenn er es thut, ist es so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, nur davon zu sprechen."

„Sie werden sehen, es ist ein Vampyr."

„Lachen Sie, wenn Sie wollen. Es war dies auch

die Ansicht der Gräfin G***, welche, wie Sie wissen, Lord Ruthwen gekannt hat."

„Oh! hübsch," rief Beauchamp, „das ist für einen Nichtjournalisten das Seitenstück zu der berühmten Seeschlange des Constitutionnel; ein Vampyr, ganz vortrefflich!"

„Falbes Auge, dessen Stern sich nach Belieben vermindert oder erweitert," sagte Debray; „stark hervortretende Gesichtswinkel, herrliche Stirne, Leichenbläße, schwarzer Bart, weiße, spitzige Zähne, Höflichkeit ebenso."

„Gerade so ist es, Lucien," rief Morcerf, „das Signalement paßt Zug für Zug. Ja, spitzige, einschneidende Höflichkeit. Dieser Mensch hat mich oft schauern gemacht, und eines Tages unter Anderem, als wir gemeinschaftlich einer Hinrichtung beiwohnten, glaubte ich, es müßte mir noch viel schlimmer dadurch werden, daß ich ihn ganz kalt über alle Hinrichtungen der Erde sprechen sah und hörte, als dadurch, daß ich dem Henker, welcher that, was seines Amtes war, zuschaute und das Geschrei des armen Sünders hörte."

„Hat er Sie nicht ein wenig in die Ruinen des Colisseum geführt, um Ihnen das Blut auszusaugen, Morcerf?" fragte Beauchamp.

„Oder mußten Sie ihm nicht, nachdem er Sie befreit, ein feuerfarbiges Pergament unterzeichnen, durch welches Sie ihm Ihre Seele abtraten, wie Esau sein Erstgeburtsrecht?"

„Spotten Sie, so lange Sie wollen, meine Herren," versetzte Morcerf etwas gereizt. „Wenn ich Sie anschaue, Sie, die schönen Pariser, die Stammgäste des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, und mich dieses Mannes erinnere, so kommt es mir vor, als wären wir nicht von demselben Geschlechte."

„Ich schmeichle mir dessen," rief Beauchamp.

„Jeden Falls," sprach Chateau-Renaud, „jeden Falls ist Ihr Graf von Monte Christo in seinen ver-

renen Augenblicken ein artiger Mann, abgesehen
on seinem kleinen Verkehr mit den italienischen Banten."

„Es gibt keine italienischen Banditen!" sprach
Debray.

„Keine Vampyre!" fügte Beauchamp bei.

„Keinen Grafen von Monte Christo," sagte Debray.
Hören Sie, Albert, es schlägt halb eilf Uhr."

„Gestehen Sie, daß Sie der Alp gedrückt hat, und
ssen Sie uns frühstücken."

Doch die Pendeluhr hatte noch nicht zu vibriren aufehört, als die Thüre sich öffnete; Germain trat ein und
eldete:

„Der Gra[illegible] von Monte Christo."

Alle Zuhörer machten gleichsam einen Sprung, wel-
er die Unruhe bezeichnete, die durch die Erzählung von
Morcerf in ihrem Innern hervorgebracht worden war.
lbert selbst konnte sich seiner ungestümen Bewegung
icht erwehren. Man hatte weder einen Wagen auf der
Straße noch Tritte im Vorzimmer gehört; selbst die
hüre hatte sich geräuschlos geöffnet.

Der Graf erschien auf der Schwelle mit der größ-
n Einfachheit gekleidet, aber auch der anspruchsvollste
öwe hätte an seiner Toilette nichts zu tadeln gefunden.
lles war vom feinsten Geschmack, Alles, Kleider, Hut
nd Wäsche, kam aus den Händen der elegantesten Areiter.

Er schien kaum fünf und dreißig Jahre alt zu sein,
nd allen Anwesenden fiel beim ersten Blick die große
lehnlichkeit mit dem von Debray entworfenen Porträt auf.

Der Graf trat lächelnd mitten in den Saal und
ing auf Albert zu, der ihm mit zuvorkommendem Eifer
ie Hand reichte.

„Die Pünktlichkeit," sprach Monte Christo, „ist die
Höflichkeit der Könige, wie einer von Ihren Fürsten
ehauptet hat; doch sie ist nicht immer die der Reisenen, wie auch ihr guter Wille sein mag. Ich hoffe in-

dessen, mein lieber Vicomte, Sie werden zu Gunsten meines guten Willens die paar Sekunden entschuldigen, die ich bei dem Rendezvous zu spät erscheine. Fünfhundert Meilen macht man nicht, ohne auf Hindernisse zu stoßen, besonders in Frankreich, wo es, wie mir scheint, verboten ist, die Postillons durchzuklopfen."

„Mein Herr Graf," erwiederte Albert, „ich war eben damit beschäftigt, Ihren Besuch einigen von meinen Freunden anzukündigen, die ich aus Veranlassung Ihrer Zusage eingeladen und nun Ihnen vorzustellen die Ehre habe. Es sind dies der Herr Graf von Chateau-Renaud, dessen Adel zu den zwölf Pairs hinaufsteigt, und dessen Ahnen an der Tafelrunde gesessen haben; Herr Lucien Debray, Privatsecretaire des Ministers des Innern, Herr Beauchamp, ein furchtbarer Journalist, der Schrecken der französischen Regierung, von dem Sie jedoch vielleicht, trotz seiner nationalen Berühmtheit, in Italien nie haben sprechen hören, in Betracht, daß seine Zeitung nicht dort eingelassen wird; ferner Herr Maximilian Morrel, Kapitän bei den Spahis."

Bei diesem Namen machte der Graf, der bis dahin höflich, aber mit einer ächt englischen Kälte und Unempfindlichkeit gegrüßt hatte, einen Schritt vorwärts, und ein leichter röthlicher Ton zog wie ein Blitz über seine bleichen Wangen hin.

„Der Herr trägt die Uniform der neuen französischen Sieger?" sagte er; es ist eine schöne Uniform."

Man wäre nicht im Stande gewesen, zu sagen, was die Stimme des Grafen so tief vibriren ließ, was unwillkührlich sein Auge glänzen machte, das so schön, so ruhig, so durchsichtig war, wenn er nicht irgend einen Grund hatte, dasselbe zu verschleiern.

„Sie haben unsere Africaner nie gesehen, mein Herr?" sagte Albert.

„Nie," erwiederte der Graf, der nun wieder vollkommen seiner Herr geworden war.

„Wohl, unter dieser Uniform schlägt eines der bravsten und edelsten Herzen des Heeres."

„Oh! Herr Vicomte . . ." unterbrach ihn Morrel.

„Lassen Sie mich sprechen, Kapitän. Wir haben so eben von diesem Herrn einen so edelmüthigen Zug erfahren," fuhr Albert fort, „daß ich mir, obgleich ich ihn heute zum ersten Male sehe, die Gunst erbitte, ihn als meinen Freund vorstellen zu dürfen."

Und man konnte abermals bei diesen Worten den seltsamen Blick und das leichte Zittern des Augenliedes bei Monte Christo wahrnehmen, wodurch sich bei ihm eine innere Bewegung kundgab.

„Ah! der Herr ist ein edles Herz, desto besser," sprach der Graf.

Dieser mehr dem eigenen Gedanken, als dem, was Albert gesagt hatte, entsprechende Ausruf überraschte Jedermann, besonders Morrel, welcher Monte Christo ganz erstaunt anschaute. Aber der Ton war zu gleicher Zeit so sanft und weich, daß man sich, so seltsam auch der Ausruf erscheinen mußte, unmöglich darüber ärgern konnte.

„Warum sollte er daran zweifeln?" fragte Beauchamp Chateau-Renaud.

„In der That," versetzte Chateau-Renaud, welcher mit seiner Welterfahrenheit und der Schärfe seines aristokratischen Blickes Alles bei Monte Christo durchdrungen hatte, was bei ihm zu durchdringen war, „in der That, Albert hat uns nicht getäuscht, es ist eine seltsame Person, dieser Graf; was sagen Sie dazu, Morrel?"

„Meiner Treue," sprach Morrel, „er hat ein offenes Auge und eine sympathetische Stimme, und er gefällt mir trotz der bizarren Betrachtung, die er so eben in Beziehung auf mich preisgegeben hat."

„Meine Herren," sagte Albert, Germain meldet mir, daß aufgetragen ist. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen."

Man ging stillschweigend in den Speisesaal. Jeder nahm seinen Platz.

„Meine Herren," sprach der Graf, nachdem er sich gesetzt hatte, „erlauben Sie mir ein Geständniß, das zur Entschuldigung für jede Unschicklichkeit dienen soll, welche ich begehen dürfte; ich bin fremd, und zwar dergestalt fremd, daß ich zum ersten Male nach Paris komme. Das französische Leben ist mir folglich unbekannt, und ich habe bis jetzt eigentlich nie ein anderes, als ein orientalisches Leben geführt, was am allermeisten den guten Pariser Traditionen entgegensteht. Ich bitte Sie also, mich zu entschuldigen, wenn Sie an mir etwas zu Türkisches, zu Neapolitanisches oder zu Arabisches finden. Hienach lassen Sie uns frühstücken, meine Herren."

„Wie er das Alles sagt!" murmelte Beauchamp; „es ist entschieden ein vornehmer Herr."

„Ein vornehmer Herr aus fremdem Lande," fügte Debray bei.

„Ein vornehmer Herr in allen Ländern" sagte Chateau-Renaud.

Der Graf war, wie man sich erinnern wird, ein mäßiger Tischgenosse. Albert befürchtete, das Pariser Leben könnte dem Reisenden schon von Anfang an durch seine materiellste, aber zugleich nothwendigste Seite mißfallen, und sagte zu ihm:

„Mein lieber Graf, ich habe bange, die Küche der Rue du Helder dürfte Ihnen nicht so sehr munden, als die der Piazza di Spagna. Ich hätte Ihren Geschmack zu Rathe ziehen und Ihnen einige Gerichte nach Ihrer Phantasie bereiten lassen sollen.

„Wenn Sie mich näher kennen würden, mein Herr," antwortete der Graf lächelnd, „so beschäftigten Sie sich nicht mit einer beinahe demüthigenden Sorge für einen Reisenden meiner Art, der abwechselnd mit Macaroni in Neapel, mit Polenta in Mailand, mit Olla potrida in Valencia, mit Pilau in Konstantinopel, mit Carick in

Indien und mit Schwalbennestern in China gelebt hat. Es gibt keine Küche für einen Kosmopoliten wie ich bin. Ich esse von Allem und überall, nur esse ich wenig, und heute, wo Sie mir meine Nüchternheit zum Vorwurf machen, habe ich gerade meinen Tag des Appetits, denn seit gestern Morgen ist nichts über meine Lippen gekommen."

„Wie, seit gestern Morgen!" riefen die Gäste; „Sie haben seit vier und zwanzig Stunden nichts mehr gegessen?"

„Nein," erwiederte Monte Christo, „ich war genöthigt, von der Straße abzugehen und in der Gegend von Nimes Erkundigungen einzuziehen; dadurch verspätete ich mich etwas, und dann wollte ich nicht mehr anhalten."

„Und Sie speisten in Ihrem Wagen?" fragte Morcerf.

„Nein, ich schlief, wie mir dies begegnet, wenn ich mich langweile, ohne den Muth zu haben, mich zu zerstreuen, oder wenn mich hungert, ohne daß ich Lust habe, zu essen."

„Sie befehlen also dem Schlaf, mein Herr?" fragte Morrel.

„So ungefähr."

„Besitzen Sie ein Recept hiezu?"

„Ein untrügliches."

„Das wäre gut für uns Africaner, die wir nicht immer zu essen und selten zu trinken haben," bemerkte Morrel.

„Ja," erwiederte Monte Christo, „doch vortrefflich für einen Menschen wie ich, der ich ein ausnahmsweises Leben führe, wäre mein Recept leider sehr gefährlich auf eine ganze Armee angewendet, welche nicht mehr erwachen würde, wenn man derselben bedürfte."

„Darf man wissen, worin dieses Recept besteht?" fragte Debray.

„Oh! mein Gott, ja, ich mache kein Geheimniß daraus; es ist eine Mischung von vortrefflichem Opium, das ich selbst in Canton geholt habe, um es rein zu besitzen, und vom besten Haschisch, den man im Orient,

das heißt zwischen dem Tigris und Euphrat, findet; man verbindet diese zwei Ingredienzien zu gleichen Theilen, und macht daraus eine Art von Pillen, die man im Augenblick des Bedürfnisses verschluckt. Zehn Minuten nachher tritt die Wirkung ein. Fragen Sie den Herrn Baron Franz d'Epinay, ich glaube, er hat eines Tags davon gekostet."

„Ja," versetzte Morcerf, „er sagte mir davon, und er bewahrt eine sehr angenehme Erinnerung an diesen Genuß."

„Sie führen also diese Drogue stets bei sich?" fragte Beauchamp, der in seiner Eigenschaft als Journalist sehr ungläubig war.

„Beständig," antwortete Monte Christo.

„Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie bitten würde, diese Pillen sehen zu dürfen?" fuhr Beauchamp fort, in der Hoffnung, den Fremden auf einer Blöße zu ertappen.

„Nein, mein Herr," erwiederte der Graf; und er zog aus seiner Tasche eine wundervolle Bonbonnière, welche aus einem einzigen Smaragd gearbeitet und mit einer Schraube verschlossen war, die, wenn man sie ausschraubte, ein Kügelchen von grünlicher Farbe und von der Größe einer Erbse durchließ. Dieses Kügelchen hatte einen scharfen, durchbringenden Geruch; es waren vier oder fünf ähnliche in dem Smaragd, der ungefähr ein Dutzend fassen mochte.

Die Bombonnière machte die Runde um die Tafel, doch die Gäste ließen sie mehr umhergehen, um den prachtvollen Smaragd zu bewundern, als um die Pillen zu beriechen.

„Und diese Speise bereitet Ihnen Ihr Koch?" fragte Beauchamp.

„Nein, mein Herr," erwiederte Monte Christo; „ich überlasse nicht auf diese Art meine reellen Genüsse der Willkühr unwürdiger Hände. Ich bin ein ziemlich guter Chemiker und bereite meine Pillen selbst."

„Das ist ein bewunderungswürdiger Smaragd, . . es ist der größte, den ich je gesehen habe, obgleich meine Mutter verschiedene ziemlich merkwürdige Familienjuwelen besitzt," sprach Chateau-Renaud.

„Ich hatte drei solche." versetzte Monte Christo; „den einen gab ich dem Großsultan, der ihn an seinen Säbel fassen ließ; den andern unserm heiligen Vater dem Papst, auf dessen Geheiß er auf seine Tiara einem ungefähr ähnlichen, aber doch minder schönen Smaragd gegenüber, den seinem Vorgänger Pius VII. der Kaiser Napoleon geschenkt hatte, incrustirt wurde; den dritten behielt ich für mich; ich ließ ihn aushöhlen, was ihm ungefähr die Hälfte seines Werthes benommen, aber für den Gebrauch, zu welchem ich ihn bestimmte, bequemer gemacht hat."

Jedermann schaute Monte Christo erstaunt an; er sprach mit so viel Einfachheit, daß er offenbar die Wahrheit sagte oder verrückt war; der Smaragd aber, der in seinen Händen geblieben, hatte zur Folge, daß man sich natürlich zur ersten Vermuthung hinneigte.

„Und was haben Ihnen diese zwei Souverains im Austausche für das herrliche Geschenk gegeben?" fragte Debray.

„Der Großherr die Freiheit einer Frau," antwortete der Graf, „unser heiliger Vater der Papst das Leben eines Mannes. So war ich einmal in meinem Dasein so mächtig, als hätte mich Gott auf den Stufen eines Thrones geboren werden lassen."

„Es ist Peppino, den Sie befreit haben, nicht wahr?" rief Morcerf; „auf ihn haben Sie Ihr Begnadigungsrecht angewendet?"

„Vielleicht," antwortete Monte Christo lächelnd.

„Mein Herr Graf, Sie machen sich keinen Begriff, welches Vergnügen es mir bereitet, Sie so sprechen zu hören," sagte Morcerf. „Ich hatte Sie zum Voraus meinen Freunden als einen fabelhaften Mann, als einen Zauberer aus Tausend und eine Nacht, als einen Hexen-

meister des Mittelalters angekündigt; doch die Pariser sind in Paradoxen so feine Leute, daß sie für Launen der Einbildungskraft die unbestreitbarsten Wahrheiten nehmen, wenn sich diese Wahrheiten nicht in alle Bedingungen ihrer täglichen Existenz fügen. So sind zum Beispiel hier Debray, welcher alle Tage liest, und Beauchamp, der täglich druckt, daß man auf dem Boulevard ein verspätetes Mitglied des Jockey-Club geplündert, daß man vier Personen in der Rue Saint-Denis oder im Faubourg Saint-Germain ermordet hat, daß zehn, fünfzehn zwanzig Diebe in einem Kaffeehause des Boulevard du Temples oder in den Thermes de Julien verhaftet worden sind, und dennoch bestreiten sie das Vorhandensein von Banditen in den Maremnen, in der Campagna von Rom oder in den pontinischen Sümpfen. Sagen Sie ihnen doch selbst, ich bitte Sie, mein Herr Graf, daß mich Banditen festgenommen, und daß ich ohne Ihre edelmüthige Vermittelung aller Wahrscheinlichkeit nach heute die ewige Auferstehung in den Katakomben von San Sebastiano zu erwarten hätte, statt ihnen in meinem unwürdigen Häuschen in der Rue du Helder ein Frühstück zu geben."

„Bah!" rief Monte Christo, „Sie haben mir versprochen, nie von dieser Erbärmlichkeit zu sprechen."

„Nicht ich, mein Herr Graf," entgegnete Morcerf; „Sie verwechseln mich mit einem Andern, dem Sie denselben Dienst geleistet haben werden, wie mir. Sprechen wir im Gegentheil davon, ich bitte Sie; denn wenn Sie sich entschließen, von diesem Umstande zu reden, so werden Sie mir vielleicht nicht nur ein wenig von dem wiederholen, was ich weiß, sondern auch Vieles sagen, was ich nicht weiß."

„Es scheint mir," entgegnete der Graf lächelnd, „Sie haben bei dieser ganzen Angelegenheit eine hinreichend wichtige Rolle gespielt, um eben so gut als ich zu wissen, was vorgefallen ist."

„Wollen Sie mir versprechen, wenn ich Alles sage,

was ich weiß, mir ihrer Seits zu sagen, was ich nicht weiß?"

„Das ist nur zu billig," antwortete Monte Christo.

„Wohl," sprach Morcerf, „und sollte auch meine Eitelkeit darunter leiden: ich wähnte mich drei Tage lang den Gegenstand der Liebäugeleien einer Maske, die ich für einen Abkömmling der Julien oder Poppäen hielt, während ich ganz einfach der Gegenstand der Lockungen einer Contadina war; bemerken Sie wohl, ich sage geflissentlich Contadina, um nicht Bäuerin zu sagen. Ich weiß nur, daß ich wie ein Dummkopf, dummer noch als derjenige, von welchem ich so eben sprach, für diese Bäuerin einen jungen Banditen von fünfzehn bis sechzehn Jahren mit bartlosem Kinn und von schlankem Wuchse ansah, der im Augenblick, wo ich mir die Freiheit nehmen wollte, einen Kuß auf seine keusche Schulter zu drücken, mir die Pistole vor die Brust setzte und mich mit Hülfe von sieben oder acht von seinen Gefährten in die Katakomben von San Sebastian führte, oder vielmehr schleppte, wo ich einen, meiner Treue wissenschaftlich gebildeten, Banditen-Anführer fand, der die Commentare von Cäsar las und sich nur bewogen fühlte, seine Lecture zu unterbrechen, um mir zu sagen, daß ich, wenn ich am andern Morgen um sechs Uhr nicht viertausend Thaler in seine Kasse entrichtet hätte, um Viertel auf sieben Uhr zu leben aufhören würde. Der Brief ist noch in den Handen von Franz, von mir unterzeichnet und mit einer Nachschrift von Meister Luigi Vampa versehen. Zweifeln Sie, so schreibe ich an Franz, und er läßt die Unterschriften legalisiren. Das ist es, was ich weiß. Was ich aber nicht weiß, ist der Umstand, wie es Ihnen gelungen ist, den Banditen, welche so wenig achten, so große Achtung einzuflößen. Ich gestehe Ihnen, daß Franz und ich von Bewunderung erfüllt waren."

„Nichts ist einfacher, mein Herr," antwortete der Graf; „ich kannte den berüchtigten Vampa seit mehr

als zehn Jahren. Als er noch ganz jung und Hirte war, gab er mir eines Tages dafür, daß ich ihm irgend eine Goldmünze schenkte, weil er mir den Weg gezeigt hatte, einen von ihm selbst geschnitzten Dolch, den Sie wohl in meiner Waffensammlung gesehen haben. Später, . . . hatte er nun diesen Austausch kleiner Geschenke, der die Freundschaft zwischen uns erhalten haben müßte, vergessen, oder er hatte mich nicht erkannt. . . versuchte er es, mich festzunehmen; doch ich nahm im Gegentheil ihn mit einem Dutzend seiner Leute gefangen. Ich konnte Vampa der römischen Justiz ausliefern, welche ziemlich emsig zu Werke geht und zu seinen Gunsten sich noch beeilt haben würde, aber ich that es nicht: ich entließ ihn und die Seinigen."

„Unter der Bedingung, daß sie nicht mehr sündigen würden," sagte der Journalist lachend. „Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie ihr Wort gewissenhaft gehalten haben."

„Nein, mein Herr," entgegnete Monte Christo, „unter der einfachen Bedingung, daß sie mich und die Meinigen achten sollten. Was ich Ihnen sagen werde, kommt Ihnen vielleicht seltsam vor, meine Herren Socialisten, Progressisten, Humanisten, aber ich kümmere mich nie um meinen Nächsten, ich suche nie die Gesellschaft zu beschützen, welche mich nicht beschützt und sich, ich darf es wohl behaupten, im Allgemeinen nur mit mir beschäftigt, um mir zu schaden, und indem ich sie in meiner Achtung niederhalte und die Neutralität ihnen gegenüber beobachte, sind mir hiefür die Gesellschaft und mein Nächster die Erwiederung schuldig."

„Das gefällt mir!" rief Chateau-Renaud; „das ist der erste Mensch, den ich ehrlich und gerade heraus die Selbstsucht predigen höre: sehr schön, bravo, mein Herr Graf!"

„Es ist wenigstens offenherzig," bemerkte Morrel; „doch ich bin überzeugt, der Herr Graf bereut es nicht, daß er einmal von den Grundsätzen abgegangen ist, die

: so eben auf eine so absolute Weise gegen uns au
:sprochen hat."

„Auf welche Art bin ich von diesen Grundsätzen al
:gangen, mein Herr?" fragte Monte Christo, welch
›n Zeit zu Zeit Maximilian unwillkührlich so aufmer
.m anschaute, daß der kühne junge Mann schon ein pa
lale die Augen vor dem klaren, durchsichtigen Blicke d
}rafen niedergeschlagen hatte.

„Mich dünkt," antwortete Morrel, „indem Sie Her
›n Morcerf, der Ihnen unbekannt war, befreiten, die
:n Sie Ihrem Nächsten und der Gesellschaft."

„Deren schönste Zierde er bildet," sprach Beauch
'nst und leerte mit einem Zuge ein volles Glas Cha
ıgner.

„Mein Herr Graf," rief Morcerf, „Sie sind dur
nen Schluß gefangen, Sie, einer der stärksten Logike
e ich kenne, und Sie werden sehen, man beweist Ihn
gleich, daß Sie entfernt kein Egoist, sondern ein Phila
rop sind. Ah, mein Herr Graf, Sie sagen, Sie sei
'rientale, Malaie, Indianer, Chinese, Wilder, S
:nnen sich Monte Christo nach ihrem Familiennam
›imbad der Seefahrer nach Ihrem Taufnamen, und a
:m Tage, an welchem Sie Paris zum ersten Male b
eten, besitzen Sie aus Instinkt das größte Verdien
›er den größten Fehler unserer überschwänglichen P
ser, das heißt, Sie maßen sich Laster an, welche S
.cht haben, und verbergen die Tugenden, die Sie b
ʒen."

„Mein lieber Vicomte," sagte Monte Christo, „i
he in Allem, was ich gesprochen oder gethan, n
ıs Geringste, was die scheinbaren Lobeserhebung
rdienen würde, die ich so eben von Ihnen und dies
erren empfangen habe. Sie waren kein Fremder f
ich, da ich Sie kannte, da ich Ihnen zwei Zimmer a
:treten, da ich Ihnen Frühstück gegeben, da ich Ihn
einen Wagen geliehen, da wir mit einander auf
orso die vorüberziehenden Masken betrachtet und v

einem Fenster der Piazza del popolo jener Hinrichtung zugeschaut hatten, welche einen so mächtigen Eindruck auf Sie machte, daß es Ihnen beinahe übel geworden wäre. Ich frage nun alle diese Herren: konnte ich meinen Gast in den Händen der abscheulichen Banditen lassen, wie Sie diese Leute nennen? Auch hatte ich, als ich Sie rettete, wie Sie wissen, einen Hintergedanken: ich wollte mich Ihrer bedienen, um in den Salons von Paris eingeführt zu werden, wenn ich nach Frankreich käme. Sie konnten eine Zeit lang diesen Entschluß als ein vorübergehendes, flüchtiges Vorhaben betrachten, heute aber sehen Sie, daß es eine schöne Wirklichkeit ist, der Sie sich unterwerfen müssen, wenn Sie ihr Wort nicht brechen wollen."

„Ich werde es halten," sprach Morcerf, „doch ich befürchte sehr, es dürfte eine Entzauberung bei Ihnen eintreten, mein lieber Graf, insofern wechselreiche Lagen, pittoreske Ereignisse, phantastische Horizonte Bedürfniß für Sie geworden sind. Bei uns finden Sie nicht die geringste Episode von der Art derjenigen, an welche Sie Ihr abenteuerliches Leben gewöhnt hat. Unser Chimborazo ist der Montmartre, unser Himalaya der Mont-Valérien, unsere große Wüste die Ebene von Grenelle, wo man einen artesischen Brunnen gegraben hat, damit die Karavanen Wasser finden. Wir haben auch Räuber, viele Räuber, obgleich nicht so viele, als man sagt, aber diese Räuber fürchten unendlich viel mehr den kleinsten Mouchard, als den mächtigsten Herrn; kurz, Frankreich ist ein so prosaisches Land und Paris eine so civilisirte Stadt, daß Sie, wenn Sie alle fünfundachtzig Departements durchsuchen, ich sage fünfundachtzig, weil ich Corsica von Frankreich ausnehme, daß Sie in unseren fünfundachtzig Departements nicht den geringsten Berg finden werden, auf welchem nicht ein Telegraph angebracht ist, nicht die geringste, einigermaßen schwarze Grotte, in welcher nicht ein Polizeikommissär einen Gasschnabel hat einsetzen lassen. Ich kann Ihnen folglich

nur einen Dienst leisten, mein lieber Graf, und für diesen stehe ich zu Ihrer Verfügung: ich kann Sie überall vorstellen oder durch meine Freunde vorstellen lassen; übrigens brauchen Sie Niemand hiezu: mit Ihrem Namen, mit Ihrem Vermögen und Ihrem Geiste (Monte Christo verbeugte sich mit einem leichten ironischen Lächeln) stellt man sich überall selbst vor und wird überall gut aufgenommen. Ich kann Ihnen also nur in einer Beziehung nützlich sein: gereicht es mir bei Ihnen als Empfehlung, daß ich ein wenig mit dem Pariser Leben vertraut bin, einige Erfahrung im Comfortablen habe und unsere Bazars kenne, so verfügen Sie über mich, um ein bequemes Haus für Sie auszusuchen. Ich wage es nicht, Ihnen den Vorschlag zu machen, meine Wohnung mit mir zu theilen, wie ich die Ihrige in Rom getheilt habe, ich, der ich mich nicht zum Egoismus bekenne, aber vorzugsweise Egoist bin; denn bei mir würde, mich selbst ausgenommen, nicht ein Schatten aushalten, wäre dieser Schatten nicht der einer Frau."

„Ah!" rief der Graf, „das ist ein ganz ehrlicher Vorbehalt. Sie haben mir in der That in Rom ein paar Worte von einem Heirathsplane gesagt; darf ich Ihnen zu Ihrer nahe bevorstehenden Verbindung Glück wünschen?"

„Die Sache ist immer noch im Zustande eines Planes."

„Und wer Plan sagt, will möglicher Fall sagen," versetzte Debray.

„Nein! nein!" erwiederte Morcerf, „meinem Vater ist daran gelegen, und ich hoffe Ihnen binnen Kurzem, wenn nicht meine Frau, doch meine Braut, Fräulein Eugenie Danglars, vorzustellen."

„Eugenie Danglars!" rief Monte Christo, „warten Sie doch .... ist ihr Vater nicht der Herr Graf Danglars?"

„Ja," antwortete Morcerf, „aber Graf von neuer Schaffung."

„Oh! was ist daran gelegen?" entgegnete Monte Christo, „wenn er nur dem Staate Dienste geleistet hat, in Folge derer man diese Auszeichnung als gerechte Belohnung betrachten darf."

„Ungeheure Dienste," sprach Beauchamp. „Er hat, obgleich in seinem Innern liberal, im Jahre 1829 ein Anlehen von sechs Millionen für den König Karl X. vollständig gemacht und wurde dafür von diesem zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion ernannt, und so trägt er das Band nicht an seiner Westentasche, wie man glauben könnte, sondern ganz hübsch am Knopfloche seines Frackes."

„Ah!" rief Morcerf lachend, „Beauchamp, Beauchamp, behalten Sie dies für den Corsaire und den Charivari; aber in meiner Gegenwart schonen Sie meinen zukünftigen Schwiegervater."

Dann sich an Monte Christo wendend:

„Auch Sie haben so eben seinen Namen ausgesprochen, wie Einer, der den Grafen kennen würde?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete Monte Christo mit nachläßigem Tone, „werde jedoch wahrscheinlich bald seine Bekanntschaft machen, indem ich einen offenen Credit auf ihn durch das Haus Richard und Blount in London, Arnstein und Eskeles in Wien, und Thomsen und French in Rom habe."

Die letzten zwei Namen aussprechend schaute Monte Christo Maximilian Morrel aus einem Winkel seines Auges an.

Hatte der Fremde auf Maximilian Morrel eine Wirkung hervorzubringen gehofft, so täuschte er sich nicht. Maximilian zitterte, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte.

„Thomson und French," sagte er, „kennen Sie dieses Haus?"

„Es sind meine Banquiers in der Hauptstadt der christlichen Welt," antwortete ruhig der Graf, „kann

ich Ihnen bei diesen Herren in irgend einer Beziehung nützlich sein?"

„Oh! mein Herr Graf, Sie könnten uns vielleicht in Nachforschungen unterstützen, welche bis jetzt fruchtlos gewesen sind; dieses Haus hat einst dem unserigen einen großen Dienst geleistet, diesen Dienst aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, stets abgeleugnet."

„Ich stehe zu Befehl," sagte der Graf sich verbeugend.

„Aber wir haben uns aus Veranlassung von Danglars auf eine sonderbare Weise von dem Gegenstande unseres Gespräches entfernt," bemerkte Morcerf. „Es war davon die Rede, eine taugliche Wohnung für den Grafen von Monte Christo aufzufinden. Auf, meine Herren, wir wollen uns besinnen, um einen guten Gedanken zu bekommen; wo werden wir diesen neuen Gast des großen Paris einquartieren?"

„Im Faubourg Saint-Germain," sagte Chateau-Renaud, „der Herr findet dort ein reizendes kleines Hotel zwischen Garten und Hof."

„Bah! Chateau-Renaud," rief Debray, „Sie kennen nur Ihren traurigen, verdrießlichen Faubourg Saint-Germain; hören Sie nicht auf ihn, Herr Graf, wohnen Sie in der Chaussée-d'Antin, das ist der wahre Mittelpunkt von Paris."

„Boulevard de l'Opéra," sagte Beauchamp, „im ersten Stock, ein Haus mit Balcon, der Herr Graf läßt Kissen von Silberstoff dahin bringen und sieht, seinen Schibuk rauchend oder seine Pillen verschluckend, die ganze Hauptstadt vor seinen Augen vorüberziehen."

„Sie haben keinen Gedanken, Morrel, daß Sie nichts vorschlagen?" sagte Chateau-Renaud.

„Doch wohl," erwiederte lächelnd der junge Mann; „ich habe im Gegentheil einen Gedanken, wartete aber, ob sich der Herr Graf nicht durch eine von den glänzenden Anerbietungen, die man ihm gemacht, verführen lassen würde. Nun, da er nicht geantwortet, glaub-

ich ihm eine Wohnung in einem reizenden kleinen Hotel . . . ganz Pompadour . . . anbieten zu dürfen, das meine Schwester seit einem Jahr in der Rue Meslay gemiethet hat."

„Sie haben eine Schwester?" fragte Monte Christo.

„Ja, mein Herr, eine vortreffliche Schwester."

„Verheirathet?"

„Seit bald neun Jahren."

„Glücklich?" fragte abermals der Graf.

„So glücklich, als es einem menschlichen Geschöpfe zu sein gestattet ist," antwortete Maximilian; „sie hat den Mann geheirathet, den sie liebte, der uns in unserem Unglück treu geblieben ist: Emmanuel Herbeau."

Monte Christo lächelte unmerklich.

„Ich wohnte dort während meines halbjährigen Urlaubs," fuhr Maximilian fort, „und stehe mit meinem Schwager Emmanuel in Beziehung auf jede Auskunft zu Dienst, welcher der Herr Graf bedürfen möchte."

„Einen Augenblick," rief Morcerf, ehe Monte Christo Zeit gehabt hatte, zu antworten, „bedenken Sie wohl, was Sie thun, Herr Morrel, Sie wollen einen Reisenden, Simbad den Seefahrer, in das Familienleben einkerkern; Sie wollen aus einem Manne, der gekommen ist, um Paris zu sehen, einen Patriarchen machen."

„Oh! nein!" erwiederte Morrel lächelnd; „meine Schwester ist fünf und zwanzig Jahre alt, mein Schwager dreißig, sie sind jung, heiter und glücklich, überdies wird der Graf bei sich sein und seinen Wirthen nur begegnen, wenn es ihm beliebt, zu ihnen hinabzugehen."

„Ich danke, mein Herr, ich danke," sprach Monte Christo, „ich werde mich begnügen, Ihrer Schwester und Ihrem Schwager durch Sie vorgestellt zu werden, wenn Sie mir diese Ehre erweisen wollen; aber ich nehme das Anerbieten von keinem dieser Herren an, da schon eine Wohnung für mich bereit steht."

„Wie?“ rief Morcerf, „Sie wollen im Gasthof absteigen? Das wird sehr verdrießlich für Sie sein.“

„War ich denn in Rom so übel daran?“ fragte Monte Christo.

„Oh! in Rom,“ entgegnete Morcerf, „dort haben Sie fünfzigtausend Piaster ausgegeben, um sich eine Wohnung meubliren zu lassen, doch ich setze voraus, Sie sind nicht geneigt, jeden Tag eine solche Ausgabe zu erneuen.“

„Das hielt mich nicht zurück,“ sprach Monte Christo; „doch ich war entschlossen, ein Haus in Paris zu haben, ein eigenes Haus, und schickte meinen Kammerdiener voraus, der mir dieses Haus kaufen und meubliren lassen mußte.“

„Haben Sie denn einen Kammerdiener, der Paris kennt,“ rief Beauchamp.

„Er kommt, wie ich, zum ersten Male nach Frankreich, mein Herr, ist schwarz und spricht nicht.“

„Dann ist es Ali?“ versetzte Albert mitten unter allgemeinem Erstaunen.

„Ja, mein Herr, es ist Ali, mein Nubier, mein Stummer, den Sie, wie ich glaube, in Rom gesehen haben.“

„Allerdings, ich erinnere mich seiner vollkommen,“ sprach Morcerf.

„Aber wie konnten Sie einen Nubier beauftragen, Ihnen ein Haus zu kaufen, und einen Stummen, es meubliren zu lassen? Der arme Unglückliche wird Alles verkehrt gemacht haben?“

„Sie täuschen Sich, mein Herr; ich bin im Gegentheil überzeugt, daß er alle Dinge nach meinem Geschmack gewählt hat; denn, Sie wissen, mein Geschmack ist nicht der von Jedermann. Er ist vor acht Tagen angekommen und wird in der Stadt mit jenem Instinkte umher gelaufen sein, den ein guter, allein jagender Hund haben dürfte; er kennt meine Launen, meine Phantasien, meine Bedürfnisse, und hat sicherlich Alles

nach meinem Gefallen eingerichtet. Er wußte, daß i
heute um zehn Uhr ankommen würde, und wartete a
mich seit neun Uhr an der Barrière de Fontaineblea
Dort übergab er mir dieses Papier, es ist meine ne
Adresse; lesen Sie." Monte Christo reichte das Papi
Albert und dieser las:

„Champs-Elysées Nr. 30."

„Das ist in der That originell," rief Beaucham
unwillkührlich.

„Und ganz fürstlich," fügte Chateau-Renaud bei.

„Wie! Sie kennen Ihr Haus nicht einmal?" frag
Debray.

„Nein," erwiederte Monte Christo. „Ich habe Ihn
bereits gesagt, daß ich die Stunde nicht versäumen wollt
Ich machte meine Toilette im Wagen und stieg vor d
Thüre des Vicomte aus."

Die jungen Leute schauten sich gegenseitig an; s
wußten nicht, ob Monte Christo eine Komödie spielt
doch Alles, was aus dem Munde dieses Mannes ka
trug ein solches Gepräge von Einfachheit an sich, da
man keine Lüge voraussetzen konnte. Warum sollte
übrigens auch gelogen haben?"

„Wir werden uns also begnügen müssen, dem Her
Grafen alle die kleinen Dienste zu leisten, welche in u
serer Macht liegen," sprach Beauchamp. „Ich mein
Seits öffne ihm in meiner Eigenschaft als Journalist al
Theater von Paris."

„Ich danke, mein Herr," versetzte Monte Chris
lächelnd, „mein Intendant hat bereits Befehl erhalte
mir in jedem derselben eine Loge zu miethen."

„Ist Ihr Intendant auch ein Nubier, ein Stummer
fragte Debray.

„Nein, er ist ein Landsmann von Ihnen, wenn übe
haupt ein Corse ein Landsmann von irgend Jemand is
doch Sie kennen ihn, Herr von Morcerf?"

„Sollte es zufällig der brave Signor Bertuccio sei
der so gut Fenster zu miethen versteht?"

„Ganz richtig, Sie haben ihn bei mir an dem Tage gesehen, wo ich Sie beim Frühstück zu empfangen die Ehre hatte. Es ist ein sehr braver Mann, der ein wenig Soldat, ein wenig Schmuggler, ein wenig von Allem, was man sein kann, gewesen ist. Ich würde nicht schwören, daß er nicht einen kleinen Streit mit der Polizei wegen einer Erbärmlichkeit, etwa wegen eines Messerstichs, gehabt hat."

„Und Sie haben diesen ehrlichen Weltbürger zum Intendanten gewählt, mein Herr Graf?" sagte Debray. „Wie viel stiehlt er Ihnen jährlich?"

„Auf mein Ehrenwort, nicht mehr als ein Anderer, dessen bin ich sicher; doch er besorgt meine Angelegenheiten, kennt keine Unmöglichkeit, und ich behalte ihn."

„Also haben Sie ein eingerichtetes Haus," sagte Chateau-Renaud, „ein Hotel in den Champs-Elysées, Bedienten, Intendanten, es fehlt Ihnen nur noch eine Geliebte."

Albert lächelte, er dachte an die schöne Griechin, die er in der Loge des Grafen im Teatro della Valle und im Teatro Argentina gesehen hatte.

„Ich habe etwas Besseres," antwortete Monte Christo, „ich habe eine Sklavin: Sie miethen Ihre Geliebtinnen im Théâtre de l'Opéra, im Théâtre du Vaudeville, im Théâtre des Variétés, ich habe die meinige in Constantinopel gekauft; es hat mich sehr viel gekostet, aber ich brauche mich in dieser Beziehung um nichts mehr zu bekümmern."

„Doch Sie vergessen," sprach Debray lachend, „wir sind, wie König Karl gesagt hat, frank dem Namen nach, frank der Natur nach, und somit ist Ihre Sklavin, sobald sie den Fuß auf die Erde Frankreichs gesetzt hat, frei geworden."

„Wer wird es ihr sagen?" fragte Monte Christo.

„Der Nächste der Beste."

„Sie spricht nur Romaisch."

„Dann ist es etwas Anderes."

